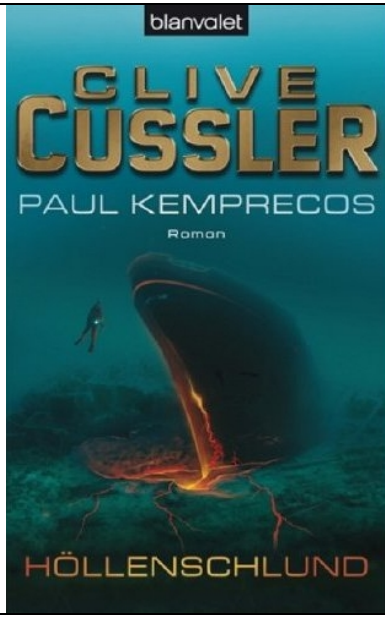

Clive Cussler
Paul Kemprecos

Höllenschlund

s&c 05/2008

Kurt Austin und sein NUMA-Team kommen gerade noch rechtzeitig, um die UNESCO-Beauftragte Carina Mechadi vor Piraten zu retten. Die Räuber hatten es auf eine phönizische Statue abgesehen. Doch wer sind ihre Auftraggeber? Austin begibt sich auf die Suche nach den Hintermännern- und stößt auf eine Spur, die direkt zu dem sagenumwobenen Schatz von König Salomon führt …

ISBN: 978-3-442-36922-5
Original: The Navigator (2007)
Aus dem Englischen von Bernhard Kempen
Verlag: Blanvalet
Erscheinungsjahr: 2008
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Vor einigen Jahren wurde eine phönizische Statue, genannt »der Navigator«, aus dem Museum gestohlen. Nun gibt es Männer, die über Leichen gehen, um sie in die Hände zu bekommen. Ihr erstes Opfer ist ein Antiquitätenhändler. Ihr zweites wäre beinahe die UNESCO-Beauftragte Carina Mechadi geworden. Doch Kurt Austin und seinem NUMA-Team gelingt es durch einen waghalsigen Einsatz, sie vor einem Grab auf dem Grund des Meeres zu bewahren. Was aber ist so besonders an der Statue? Die Suche nach Antworten lenkt das NUMA-Team auf eine Spur, die direkt zu den verlorenen Schätzen von König Salomo führt!

Autoren

Clive Cussler konnte siebzehn Mal hintereinander einen Bestseller auf der Liste der New York Times landen, seit er 1973 seinen ersten Helden Dirk Pitt erfand. Ansonsten fahndet er nach verschwundenen Flugzeugen und leitet Suchexpeditionen nach berühmten Schiffswracks. Cussler genießt Weltruf als Sammler klassischer Automobile. Er lebt in der Wüste von Arizona und in den Bergen Colorados.

Paul Kemprecos, Co-Autor von Clive Cussler, war früher als Journalist, Kolumnist und Herausgeber tätig. Er schrieb bereits sechs Unterwasser-Kriminalromane und lebt in seinem Haus auf Cape Cod.

Liste der lieferbaren Bücher
Zuletzt im Hardcover bei Blanvalet erschienen:
Der Fluch des Khan (0275), Geheimcode Makaze (0219)

Von Clive Cussler im Blanvalet-Taschenbuch
(die Dirk-Pitt-Romane):
Eisberg (35601), Das Alexandria-Komplott (35528), Die Ajima-Verschwörung (36089), Schockwelle (35201), Höllenflut (35297), Akte Atlantis (35896), Im Zeichen der Wikinger (36014), Die Troja-Mission (36473)

Von Clive Cussler und Paul Kemprecos im Blanvalet-Taschenbuch
(die Kurt-Austin-Romane):
Tödliche Beute (36068), Flammendes Eis (35825), Brennendes Wasser (35683), Das Todeswrack (35274), Killeralgen (36362), Packeis (36617)

Von Clive Cussler und Craig Dirgo im Taschenbuch
(die Juan-Cabrillo-Romane):
Der goldene Buddha (36160), Der Todesschrein (36446)

Clive Cussler

& Paul Kemprecos

Höllenschlund

Roman

Aus dem Englischen
von Bernhard Kempen

Blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Navigator« bei Putnam, New York.

FSC
Mix
**Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr.SGS-COC-ISM**
© 1996 Forest Stewardship Council
Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-OIOO
Das für dieses Buch verwendete Fsc-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe Juni 2008 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.
Copyright © der Originalausgabe 2007 by Sandecker,
RLLLP
By arrangement with Peter Lampack Agency, Inc.
551 Fifth Avenue, Suite 1613
New York, NY 10176-0187 USA
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008 by
Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
Umschlagfoto: © Shutterstock
Redaktion: Jörn Rauser
HK Herstellung: Heidrun Nawrot
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-36922-5

www.blanvalet.de

Prolog

In einem fernen Land, 900 v. Chr.

Im perlweißen Licht der Dämmerung tauchte das Seeungeheuer aus dem Morgennebel auf. Der schwere Kopf mit der langen Schnauze und den geblähten Nüstern steuerte genau dort das Ufer an, wo der Jäger kniete, die straffe Bogensehne an der Wange, die Augen auf einen Hirsch gerichtet, der im Marschland graste. Als das Geräusch schwappender Wellen ans Ohr des Jägers drang, blickte er sich zum Wasser um. Er stieß einen erstickten Schrei aus, warf den Bogen fort und sprang auf. Der Hirsch verschwand erschrocken im Wald, dicht gefolgt von dem verängstigten Jäger.

Die Nebelschwaden teilten sich und offenbarten ein riesiges Segelschiff. Vorhänge aus Tang säumten den zweihundert Fuß langen Rumpf aus rötlich-braunem Holz. Ein Mann stand auf dem hochgezogenen Vordersteven des Schiffes hinter der geschnitzten Galionsfigur eines schnaubenden Hengstes. Er hatte gerade in eine kleine Holzschachtel geblickt. Als die geisterhafte Küste aus dem Nebel auftauchte, hob der Mann den Kopf und zeigte zur linken Seite.

Die Steuermänner am Doppelruder brachten das Schiff in anmutigem Bogen auf einen neuen Kurs, der parallel zur dicht bewaldeten Küste verlief. Geschickt trimmten Deckshelfer das Segel mit den senkrechten rot-weißen Streifen, um die Kursänderung auszugleichen.

Der Kapitän war erst Mitte zwanzig, aber der ernste Ausdruck seines ebenmäßiges Gesichts ließ ihn einige Jahre älter erscheinen. Seine kräftige Nase wirkte leicht gebogen. Der dichte schwarze Bart war in Stufen geschnitten und umrahmte einen vollen Mund und ein kantiges Kinn. Die Sonne und das Meer hatten seiner Haut eine mahagonifarbene Bräunung verliehen. Die unergründlichen Augen, mit denen er die Küste absuchte, waren von einem so dunklen Braun, dass man die Pupillen darin kaum erkennen konnte.

Die hohe Stellung des Kapitäns berechtigte ihn, ein purpurnes Gewand zu tragen, das mit dem kostbaren Extrakt der Murex-Schnecke gefärbt war. Doch er zog es vor, die Brust nicht zu verhüllen und den Baumwollkilt eines gewöhnlichen Besatzungsmitglieds zu tragen. Eine weiche, kegelförmige Mütze bedeckte das kurze, gewellte Haar.

Der Salzgeruch des Meeres hatte sich verflüchtigt, als das Schiff vom offenen Ozean in die breite Bucht eingefahren war. Der Kapitän sog die Lungen mit dem Duft von Blumen und grünen Gewächsen voll. Er freute sich über die Aussicht auf frisches Süßwasser und sehnte sich danach, seinen Fuß auf trockenes Land setzen zu können.

Es war eine lange Reise gewesen, doch dank der handverlesenen phönizischen Besatzung, die ausschließlich aus erfahrenen Seemännern bestand, war sie recht gut verlaufen. Außerdem waren an Bord ein paar Ägypter und Libyer sowie Männer aus anderen Ländern, die am Mittelmeer lagen. Ein Trupp skythischer Soldaten war für die Sicherheit verantwortlich.

Die Phönizier waren die besten Seefahrer der Welt, abenteuerlustige Entdecker und Händler, deren maritimes Imperium das Mittelmeer umschloss und sich über die Säulen des Herakles hinaus und bis ins Rote Meer erstreckte. Im Gegen-

satz zu den Griechen und Ägyptern, deren Schiffe an den Küsten entlangkrochen und die vor Anker gingen, wenn es dunkel wurde, segelten die furchtlosen Phönizier bei Tag und Nacht und außerhalb der Sichtweite des Landes. Mit einem kräftigen Wind von achtern konnten ihre großen Handelsschiffe mehr als hundert Seemeilen pro Tag zurücklegen.

Der Kapitän war kein geborener Phönizier, aber in der Kunst der Seefahrt äußerst kundig. Mit seinen Navigationskenntnissen und seinem sicheren Urteilsvermögen bei schlechten Wetterverhältnissen hatte er den Respekt der Besatzung schnell gewonnen.

Das Gefährt unter seinem Kommando war ein »Schiff von Tarschisch«, das für längere Handelsreisen über das Meer konstruiert worden war. Anders als die rundlicheren Schiffe für Kurzstrecken wurde es von langen und geraden Linien bestimmt. Das Deck und der Rumpf bestanden aus dem widerstandsfähigen Holz der Libanonzeder, und der dicke Mast war niedrig und äußerst stabil. Das quadratische Segel aus ägyptischem Leinen hatte man zur Verstärkung mit Lederriemen abgesteppt. Es handelte sich um die leistungsfähigste Takelage der Hochseeschifffahrt, die es überhaupt gab. Der gebogene Kiel mit hochgezogenen Vorder- und Achtersteven nahm die Wikingerschiffe vorweg, die erst Jahrhunderte später gebaut werden sollten.

Das Geheimnis der phönizischen Herrschaft über das Meer ging weit über technische Aspekte hinaus. Die Organisation an Bord ihrer Schiffe war legendär. Jedes Besatzungsmitglied kannte seinen Platz in der gut geölten Maschinerie eines phönizischen Seefahrtunternehmens. Das Tauwerk war in einem leicht zugänglichen Raum, für den der Assistent des Kapitäns verantwortlich war, ordentlich verstaut worden. Der Boots-

mann kannte die Position jedes einzelnen Taus und überprüfte ständig die Takelage des Schiffes, um sich zu vergewissern, dass sie auch im Notfall verlässlich war.

Der Kapitän spürte, wie etwas Weiches an seinem nackten Bein entlangstrich. Er erlaubte sich ein seltenes Lächeln, stellte die Holzschachtel in eine Kiste und nahm die Schiffskatze auf den Arm. Phönizische Katzen hatten ihren Ursprung in Ägypten, wo sie als Götter verehrt wurden. Phönizische Schiffe hatten Katzen als Handelsgut und zur Rattenbekämpfung an Bord. Eine Weile streichelte der Kapitän die rot und gelb gestreifte Katze und setzte das schnurrende Tier dann wieder aufs Deck. Das Schiff näherte sich einer breiten Flussmündung.

Der Kapitän rief dem Bootsmann einen Befehl hinauf.

»Die Takler sollen sich darauf einrichten, das Segel einzuholen, und die Steuermänner sollten sich bereithalten.«

Der Bootsmann gab den ersten Befehl an einige Besatzungsmitglieder weiter, die wie Affen den Mast bis zur Nock hinaufkraxelten. Zwei andere Seemänner warfen den Taklern Leinen zu, die an den unteren Ecken des Segels befestigt waren. Damit refften die Takler das große quadratische Segel.

Ruderer mit kräftigen Armen hatten sich bereits auf ihre Bänke gesetzt, die in zwei Reihen zu zwanzig Plätzen angeordnet waren. Im Gegensatz zu den Rudersklaven auf vielen anderen Schiffen waren die Männer, die das Schiff mit schnellen, präzisen Schlägen vorantrieben, darin ausgebildet.

Die Steuermänner lenkten das Schiff in den Fluss. Obwohl der Strom im Frühling vom Schmelzwasser aus den Hügeln und Bergen angeschwollen war, verhinderten sein flaches Bett und die Schnellen, dass das Schiff allzu weit flussaufwärts fahren konnte.

Die skythischen Söldner reihten sich an der Reling auf und hielten ihre Waffen bereit. Der Kapitän stand am Bug und blickte auf das Flussufer. Er sah eine grasbewachsene Landzunge, die in den Strom ragte, und befahl den Steuermännern, das Schiff in der Strömung zu halten, während die Besatzung den Anker warf.

Ein muskulöser Mann mit hohen Wangenknochen und einem Gesicht, so verwittert wie ein alter Sattel, näherte sich dem Kapitän. Tarsa war der Befehlshaber der skythischen Soldaten, die das Schiff und seine Fracht beschützten. Die mit den Mongolen verwandten Skythen waren als geschickte Reiter und Bogenschützen, aber auch für ihre seltsamen Gewohnheiten bekannt.

In der Schlacht tranken sie das Blut der bezwungenen Feinde und benutzten ihre Skalps als Mundtücher. Tarsa und seine Männer bemalten ihre Körper mit roter und blauer Farbe, sie reinigten sich mit Dampfbädern und trugen lederne Hemden und Hosen, die sie sich in die Stiefel aus weichem Leder steckten. Selbst der ärmste Skythe schmückte seine Kleidung mit goldenen Ornamenten. Tarsa trug ein kleines Medaillon, das den Kopf eines Pferdes zeigte, das ihm der Kapitän geschenkt hatte.

»Ich werde einen Erkundungstrupp zusammenstellen, der an Land geht«, sagte Tarsa.

Der Kapitän nickte. »Ich werde Euch begleiten.«

Ein Lächeln erschien auf dem steinernen Gesicht des Skythen. Als Landbewohner hatte er anfangs nur wenig Vertrauen in die Fähigkeiten des jungen Kapitäns gesetzt. Doch dann hatte er beobachtet, wie der Mann das große Schiff führte, und feststellen müssen, dass sich unter den patrizischen Zügen und der sanften Sprechweise ein eiserner Charakter verbarg.

Das breite Beiboot, das die meiste Zeit über hinter dem Schiff im Schlepptau dümpelte, wurde nun längsseits geholt. Der Skythe und drei seiner besten Kämpfer bestiegen das Boot zusammen mit dem Kapitän und zwei kräftigen Ruderern.

Wenig später stieß das Boot mit einem harten Knirschen gegen die Landzunge. Unter dem Grasbewuchs verbarg sich ein steinerner Kai. Der Kapitän vertäute das Boot an einem Poller, der fast völlig unter Unkraut verschwunden war.

Tarsa befahl einem Mann, bei den Ruderern zu bleiben. Dann lief er zusammen mit dem Kapitän und den anderen Skythen los, über die zugewachsene Pflasterstraße, die vom Kai landeinwärts führte. Nachdem sie viele Wochen auf wankenden Decksplanken verbracht hatten, bewegten sie sich zunächst mit unbeholfenen Schritten. Ein paar hundert Fuß vom Fluss entfernt stießen sie auf einen von Unkraut überwucherten Zentralplatz, der von baufälligen Häusern gesäumt wurde. Hohes Gras wuchs in den offenen Durchgängen und Gassen.

Der Kapitän rief sich ins Gedächtnis, wie die Siedlung bei seinem ersten Besuch ausgesehen hatte. Auf dem Platz hatte ein reges Treiben geherrscht. Die Arbeiter hatten zu Hunderten in den Schlafhäusern mit den Flachdächern gewohnt und in den Lagerhäusern geschuftet.

Der Landetrupp durchsuchte nach und nach jedes Gebäude. Als man sich vergewissert hatte, dass die Siedlung verlassen war, führte der Kapitän die Truppe zum Fluss zurück. Er lief bis zum Ende des Piers und winkte. Während die Besatzung den Anker lichtete und die Ruderer das Schiff in Richtung Kai bewegten, wandte sich der Kapitän dem Befehlshaber der Skythen zu.

»Sind Eure Männer für die wichtige Aufgabe bereit, die vor uns liegt?«

Die Frage veranlasste den Skythen zu einem Schnauben. »Meine Männer sind zu *allem* bereit.«

Der Kapitän zeigte sich von dieser Antwort keineswegs überrascht. Er hatte viele Stunden damit verbracht, sich während der langen Reise mit Tarsa zu unterhalten. Sein unstillbarer Durst nach Wissen über Menschen aus aller Herren Länder hatte ihn dazu bewogen, Tarsa über seine Heimat und sein Volk auszufragen, und schließlich hatte er den zähen alten Krieger trotz seiner blau-roten Haut und seiner seltsamen Gewohnheiten ins Herz geschlossen.

Das Schiff machte am Kai fest, die Besatzung ließ einen breiten Landungssteg herunter. Hufe klapperten auf dem Deck, als die Männer zwei Zugpferde aus den Ställen im Heck holten. Im Freien wurden die Tiere unruhig, aber die Skythen konnten sie bald mit sanften Worten und einer Handvoll Getreide, das in Honig getränkt war, beruhigen.

Der Kapitän stellte eine Gruppe zusammen, die sich auf die Suche nach Süßwasser und Nahrungsmitteln machen sollte. Dann stieg er in den Frachtraum hinunter und trat neben eine Kiste aus robustem Zedernholz. Der Behälter schien im Licht, das durch die Luke hereinströmte, zu schimmern. Er rief seinen Männern zu, dass sie große Vorsicht walten lassen sollten, wenn sie die Kiste aus dem Frachtraum hievten.

Dicke Seile wurden an der Kiste befestigt und durch einen Haken am Ladebaum geführt. Der Ausleger knarrte unter dem Gewicht. Die Kiste wurde langsam aus dem Frachtraum gehoben und auf Deck abgestellt. Dann entfernte man die Seile und schob Ruderblätter durch Ösen an den Seiten des Behälters. Einige Männer schulterten diese Trage-

stangen und beförderten die Kiste über den Landungssteg auf den Kai.

Dort wurde die Kiste auf einen niedrigen Wagen gehoben, der auf festen, eisenbeschlagenen Holzrädern ruhte. Die Pferde spannte man vor den Wagen. Die Soldaten schulterten ihre Schilde und Bogen und bildeten, die Speere in den Händen, zu beiden Seiten des Wagens schützende Reihen. Der Kapitän und der Befehlshaber der Skythen übernahmen die Führung. Dann setzte sich der Zug unter dem Lärm klappernder Waffen in Bewegung.

Sie durchquerten die verlassene Siedlung, bis sie eine Straße erreichten, die parallel zum Fluss durch den Wald führte. Das Pflaster war zwar mit Gras bewachsen, trotzdem ermöglichte es ihnen die Straße, im dichten Wald schnell voranzukommen. Jeden Abend machte die Gruppe Halt, um ein Nachtlager aufzuschlagen. Am Morgen des dritten Tages stießen sie auf ein Tal zwischen zwei niedrigen Bergen.

Der Kapitän ließ die Kolonne anhalten und holte aus seinem Gepäck die Holzschachtel hervor, die er schon auf dem Schiff immer wieder konsultiert hatte. Während die Soldaten eine Ruhepause einlegten und die Pferde versorgten, öffnete er den Deckel, schüttete ein wenig Wasser hinein und blickte daraufhin in die Schachtel. Anschließend widmete er sich einer Schriftrolle aus Pergament, die er in einem Leinenbeutel mit sich führte. Danach trieb er die Gruppe mit der Zielstrebigkeit eines Zugvogels weiter voran.

Der Zug marschierte durch das Tal und erreichte schließlich ein Feld, auf dem die Reste runder Mühlsteine im hohen Gras zu erkennen waren. Der Kapitän erinnerte sich noch gut daran, wie hier schwitzende Männer die steinernen Räder gedreht hatten. Arbeiter hatten Körbe voller Steine in die

Mühlen geschüttet, die dann den Inhalt zu feinem Pulver zermahlten. Das Pulver hatte man zu den Feuergruben gebracht, wo die Glut mit Blasebälgen geschürt wurde. Schließlich hatten die Arbeiter die Schmelztiegel angehoben und den geschmolzenen Inhalt in Gussformen zu Ziegeln erstarren lassen.

Die Expedition zog weiter, bis sie zu zwei steinernen Götzenbildern kam. Jede Statue war von doppelter Mannsgröße und stellte vom Hals abwärts eine mehr oder weniger menschliche Gestalt dar. Sie dienten dem Zweck, die Eingeborenen abzuschrecken. Die albtraumhaften Köpfe waren eine Mischung aus Mensch und Tier, eine Verbindung ihrer schrecklichsten Züge, als hätte der Bildhauer beabsichtigt, ein ganz und gar Furcht einflößendes Gesicht zu erschaffen. Selbst die abgehärteten Söldner empfanden Unbehagen. Nervös wechselten sie ihre Speere von einer Hand in die andere und warfen den bösartigen Statuen misstrauische Blicke zu.

Der Kapitän konsultierte erneut seine magische Schachtel und die Pergamentrolle und machte sich auf den Weg in den Wald. Die Prozession folgte ihm im künstlichen Dämmerlicht unter dem Blätterdach. Die dicken Baumwurzeln bildeten immer neue Hindernisse, doch nach einer Stunde Marsch kam die Gruppe wieder aus dem Wald hervor. Sie näherte sich der glatten Felswand am Fuß eines niedrigen Grats. Zwei weitere Götzenbilder, die den ersten beiden glichen, versperrten ihnen den Weg.

Mit den Statuen als Bezugspunkte triangulierte der Kapitän einen Punkt in der Steilwand. Wie ein Blinder, der auf ein unerwartetes Hindernis gestoßen war, tastete er den Fels ab. Schließlich fanden seine Finger zwei kaum sichtbare Vorsprünge, die er benutzte, um an der Wand hinaufzuklettern.

Etwa zwei Mannslängen über dem Boden wandte er sich um und hockte sich in eine Felsnische. Er ließ sich einen Speer reichen, den er als Hebel in einen Spalt schob. Die Soldaten warfen ihm ein Seil hinauf, das er am Speerschaft befestigte. Das andere Ende des Seils wurde an ein Pferd gebunden. Auf das Zeichen des Kapitäns hin zog das Pferd, während er mit den Füßen gegen einen flachen Felsvorsprung drückte. Eine Steinplatte von etwa einem Fuß Dicke löste sich und krachte zu Boden. Dahinter wurde eine Höhle sichtbar, die etwa sechs Fuß breit und zehn Fuß hoch war.

Nachdem er von der Felswand herabgestiegen war, entfachte der Kapitän in einem trockenen Grasbüschel ein Feuer und entzündete dann ein Reisigbündel an der Glut. Er hob die Fackel und trat als Erster in die Öffnung. Die Skythen hatten sich ins Geschirr gelegt und machten sich nun daran, den Wagen durch einen Tunnel mit glatten Wänden zu ziehen, der sich nach einer Strecke von etwa fünfzig Fuß zu einer Kammer öffnete.

Der Kapitän entzündete mehrere Öllampen, die in kleinen Nischen in der Höhlenwand standen. Der helle Lichtring offenbarte eine große runde Galerie, von der weitere Tunnel abgingen. In der Mitte des Raums befand sich ein kreisrunder Felsblock von etwa drei Fuß Höhe und sechs Fuß Durchmesser. Der Kapitän wies die Skythen an, die Kiste auf dieses Podest zu heben. Auf seinen Befehl hin nahmen sie den Deckel ab und traten zurück.

Der Kapitän beugte sich über die Kiste und öffnete den Deckel einer etwas kleineren, kunstvoller gearbeiteten Kiste aus Gold und dunklem Holz. Während er mehrere Lagen aus blauem Stoff entfernte, spürte er sein Herz wild schlagen. Er starrte gebannt nach unten, und sein Gesicht schimmerte im

reflektierten Licht, das aus der Kiste drang. Nach einer Weile ordnete der Kapitän sorgsam den blauen Stoff und schloss das kleine Behältnis. Dann legten Tarsas Männer den Deckel auf die große Kiste zurück.

»Unser Auftrag hier ist erfüllt«, sagte er, und seine Worten hallten in der Höhlenkammer wider.

Daraufhin führte er die anderen nach draußen. Die frische, kühle Luft fühlte sich auf seinem verschwitzten Gesicht gut an und reinigte seine Lungen vom Staub. Der Kapitän wies die Skythen an, die Steinplatte zurück in die Öffnung zu setzen. Dann musterte er die Wand. Niemand würde vermuten, dass sich hinter dieser Platte eine Höhle verbarg.

Die Gruppe kehrte auf demselben Weg zurück. Nachdem der Wagen von der Last befreit war, marschierten die Männer zügig auf den Fluss zu. Parallel zur Böschung stand ein Gebäude aus Holz, dessen große Türen dem Wasser zugewandt waren. Der Kapitän nahm das Innere des Gebäudes in Augenschein. Als er wieder herauskam, wirkte er zufrieden. Er sagte zu Tarsa und seinen Männern, dass sie eine gute Mahlzeit zubereiten und sich dann einen erholsamen Schlaf gönnen sollten.

Als es dämmerte, weckte der rastlose Kapitän die Männer. Die Pferde zogen ein Holzboot aus dem Lagerhaus und zum Fluss hinunter. Das Gefährt mit dem offenen Deck war halb Boot, halb Floß, etwa fünfzig Fuß lang und mindestens zehn breit. Es hatte nur wenige Fuß Tiefgang und wurde mit einer langen Ruderpinne gesteuert.

Man führte die Pferde auf das Boot, dann stießen es die Männer vom Ufer ab und stakten es in den Fluss, um mit der Strömung zu treiben. Die Fahrt flussabwärts war abenteuerlicher als die Reise übers Meer. Das Boot musste seichte Stel-

len, Stromschnellen, treibende Baumstämme, Strudel und Felsen überwinden. Die Skythen jubelten, als das Boot aus der Flussmündung schoss und sie das Schiff am Anlegeplatz sahen.

Die Schiffsbesatzung begrüßte die Rückkehrer und half ihnen, das Flussboot ans Ufer zu ziehen. Während der Kapitän etwas in sein Logbuch eintrug, feierte die Besatzung bis spät in die Nacht. Doch kurz vor der Dämmerung waren sie schon wieder auf den Beinen, und als die Sonne gerade über den Bäumen erschien, lösten sie die Leinen. Vom Wind und den Ruderern angetrieben fuhr das Schiff schnell in die Bucht hinaus. Die Ruderer legten sich in die Riemen, weil sie es – ebenso wie jeder andere an Bord – kaum erwarten konnten, nach Hause zurückzukehren.

Doch die Freude fand ein jähes Ende, als etwas Unerwartetes geschah. Während das Schiff eine Insel passierte, kam ein anderes Schiff in Sicht und schnitt ihnen den Weg ab.

Der Kapitän rief einen knappen Befehl, die Ruder einzuholen und die Segel zu reffen. Er stieg auf ein großes Wasserfass im Bug, um das fremde Gefährt besser betrachten zu können. An Bord war kein Lebenszeichen zu erkennen, der Blick auf das Deck wurde allerdings auch durch einen Zaun aus Weidengeflecht versperrt, der zum Schutz der Fracht angebracht war und über die ganze Länge des *Stringers* verlief, wie die oberste Planke des Rumpfs genannt wurde.

Er erblickte ein Schiff aus Tarschisch.

Auch dieses Gefährt wies die gleichen eleganten und zweckmäßigen Linien auf wie das Schiff des Kapitäns. Das Deck war lang und gerade, und das gebogene Heck und der als Pferdekopf gestaltete Bug ragten hoch empor. Die schar-

fen Augen des Kapitäns machten zwei bedeutende Unterschiede zwischen den beiden Schiffen aus. Das fremde schien ursprünglich für den Handel gebaut und dann zu Kriegszwecken umgerüstet worden zu sein.

Der Bug war mit Bronze beschlagen und bildete einen gefährlichen Schnabel, der auch dem widerstandsfähigsten Schiff das Herz herausreißen konnte. Das massive Skull und die am Rumpf befestigten Bugruder konnten als Rammbock eingesetzt werden.

Der Befehlshaber der Skythen trat neben den Kapitän. »Wollen wir ein Enterkommando hinüberschicken?«

Der Kapitän dachte über diese Frage nach. Ein phönizisches Schiff sollte eigentlich keine Gefahr für sie darstellen, doch für seine Anwesenheit gab es andererseits auch keinen Grund. Es verhielt sich zwar nicht feindselig, aber auch nicht freundlich.

»Nein«, sagte der Kapitän. »Wir warten.«

Fünf Minuten vergingen. Dann zehn. Nach zwanzig Minuten sah man ein paar Gestalten über eine Leiter in das Beiboot des Kriegsschiffes steigen. Das Boot näherte sich bis auf Rufweite. Es wurde von vier Männern gerudert, ein fünfter stand breitbeinig im Bug. Sein purpurnes Gewand blähte sich hinter ihm wie ein lockeres Segel. Er legte die Hände an den Mund.

»Ich grüße dich, mein Bruder«, rief er über das Wasser hinweg.

»Auch ich grüße dich, Bruder«, erwiderte der Kapitän überrascht. »Wie bist du hierhergekommen?«

Das Gesicht des Mannes nahm den Ausdruck gespielter Ungläubigkeit an. Er zeigte auf das Kriegsschiff. »Ich bin genauso gekommen wie du, Menelik, in einem Schiff von Tarschisch.«

»Zu welchem Zweck, Melqart?«

»Damit wir uns wieder zusammentun können, lieber Bruder.«

Das Gesicht des Kapitäns zeigte keinerlei Regung, doch seine dunklen Augen glühten vor Zorn. »Du *wusstest* von meinem Auftrag?«

»Wir sind doch Verwandte! In einer Familie gibt es keine Geheimnisse.«

»Dann solltest du mir gegenüber auch kein Geheimnis aus deinen Wünschen machen.«

»Aber natürlich. Komm an Bord meines Schiffes, und wir werden reden.«

»Auch die Gastfreundschaft meines Schiffs steht dir offen.«

Der Mann im Purpurgewand lachte. »Wie man sieht, mangelt es uns an brüderlichem Vertrauen.«

»Vielleicht weil wir nur Halbbrüder sind.«

»Trotzdem teilen wir das gleiche Blut.« Melqart deutete auf die Insel. »Lass uns diesen kindischen Streit beenden und auf neutralem Boden miteinander sprechen.«

Der Kapitän musterte die Insel. Im Gegensatz zur dicht bewaldeten Küste hatte sie ein flaches, sandiges Ufer, das erst nach ein paar hundert Fuß in niedrige, grasbewachsene Hügel überging.

»Einverstanden«, rief er.

Der Kapitän wies Tarsa an, einen Landetrupp zusammenzustellen. Tarsa wählte seine vier kampferprobtesten Männer aus. Wenig später landete das Beiboot am Ufer. Die Skythen blieben beim Boot, während der Kapitän den sanft ansteigenden Strand hinaufging.

Sein Halbbruder stand mit verschränkten Armen hundert Fuß vom Ufer entfernt. Er war in ein prächtiges phönizisches

Ornat gewandet, mit einer reich verzierten zweiteiligen Tunika unter dem purpurnen Umhang und einer kegelförmigen Mütze auf dem Kopf. Um den Hals trug er eine Goldkette, und seine Arme und Finger waren mit Goldreifen und -ringen geschmückt.

Er war von gleicher Größe wie der Kapitän, und sein attraktives Gesicht wies eine auffällige Ähnlichkeit mit dem seines Bruders auf. Sie hatten die gleiche markante Nase, beide einen ebenso dunklen Teint und den gleichen gewellten Haar- und Bartwuchs. Doch es gab auch Unterschiede. Das hoheitsvolle Gebaren des Kapitäns wirkte herrisch und hochmütig, während die Züge seines Halbbruders eher einen brutalen Eindruck erweckten. In seinen dunklen Augen gab es nichts Tiefes oder Sanftmütiges. Sein vorstehendes Kinn wirkte eher stur als entschlossen.

»Wie schön, dich nach all den Jahren wiederzusehen, lieber Bruder«, sagte Melqart mit einnehmendem Lächeln, das jedoch mehr Verschlagenheit als Charme vermittelte.

Der Kapitän war aber nicht in der Stimmung für falsche Freundlichkeit. »Warum bist du hier?«, verlangte er zu wissen.

»Vielleicht hat unser Vater entschieden, dass du bei deinem Auftrag Hilfe benötigst.«

»Er hätte dir niemals vertraut.«

»Offensichtlich hat er *dir* vertraut, obwohl du ein Dieb bist.«

Die Wangen des Kapitäns brannten, als er diese Beleidigung vernahm, doch er zügelte seinen Zorn. »Du hast meine Frage nicht beantwortet.«

Sein Halbbruder zuckte die Achseln. »Ich erfuhr, dass du aufgebrochen warst. Ich versuchte dich abzufangen, aber dein Schiff war zu schnell, sodass wir hinter euch zurückfielen.«

»Warum ist dein Schiff für den Kampf ausgerüstet?«

»Dies sind gefährliche Gewässer.«

»Mit deiner Anwesenheit widersetzt du dich dem Willen unseres Vaters. Das kann nicht sein Wunsch gewesen sein.«

»Unser *Vater!*« Er spuckte die Worte geradezu aus. »Unser Vater war ein Weiberheld, der mit der Hure schlief, die deine Mutter wurde.«

»Und was ist mit der Hure, die *deine* Mutter wurde?«

Melqart schlug das Purpurgewand zurück. Seine Hand näherte sich dem Knauf seines Schwerts, doch dann überlegte er es sich anders und zog die Hand wieder zurück. »Wir sollten nicht so dumm sein, uns wegen Familienangelegenheiten zu streiten«, beschwichtigte er. »Lass uns zu meinem Schiff gehen. Ich werde dir Erfrischungen servieren, und dann können wir miteinander reden.«

»Es gibt nichts, worüber wir reden müssten. Du wirst mit deinem Schiff umkehren. Wir werden euch folgen.«

Der Kapitän wandte sich um und ging zum Fluss zurück. Er lauschte auf Schritte, für den unwahrscheinlichen Fall, dass sein Bruder den Mut aufbrachte, ihn anzugreifen. Aber das Einzige, was er hörte, war der Ruf Tarsas:

»Kapitän! Hinter Euch!«

Der Skythe hatte etwa ein Dutzend Gestalten gesehen, die sich hinter dem grasbewachsenen Hügel am Ende des Strandes plötzlich erhoben.

Der Kapitän fuhr herum, als die Männer in seine Richtung gelaufen kamen. Tätowierungen verzierten ihre Schultern und Oberkörper.

Thraker.

Noch so ein wildes Volk, das sein Geschick mit Schwert und Speer in den Dienst der phönizischen Seefahrer stellte.

Die Thraker stürmten an seinem Halbbruder vorbei, der sie anfeuerte:

»Tötet ihn! Tötet ihn!«

Der Kapitän zog sein kurzes Breitschwert, während er von den schreienden Thrakern umzingelt wurde.

Er drehte sich zu seinen Angreifern um, aber seinen Rücken konnte er nicht decken. Ein Thraker brachte sich mit seinem Speer in Wurfposition, doch im nächsten Augenblick erstarrte er und ließ die Waffe fallen. Er griff nach dem gefiederten Schaft, der aus seiner Kehle ragte, dann röchelte er, sank auf die Knie und fiel mit dem Gesicht voran in den Sand.

Tarsa legte in aller Ruhe einen weiteren Pfeil an die Sehne seines Bogens. Es kostete ihn kaum mehr Mühe als einen Atemzug, einen zweiten Thraker zu töten. Die anderen flüchteten.

Tarsas Bogenschützen ließen einen tödlichen Pfeilregen auf die Rücken der fliehenden Thraker niedergehen.

Der Kapitän stieß einen lauten Kriegsruf aus und stürmte den Strand hinauf. Mit seinem Schwert führte er einen mächtigen Hieb, der seinen Halbbruder enthauptet hätte, hätte Melqart die Klinge nicht mit einem verzweifelten Schlag pariert. Unter den schnellen Hieben, die darauf folgten, stolperte Melqart über sein Gewand und stürzte in den weichen Sand.

Er drehte sich auf den Rücken und warf sein Schwert fort. »Töte mich nicht, mein Bruder!«

Der Kapitän zögerte. Trotz seiner Bösartigkeit war Melqart immer noch ein Blutsverwandter.

Tarsa rief eine weitere Warnung.

Eine zweite Welle von Thrakern war auf dem Hügel aufgetaucht, um die erste Angreifergruppe zu verstärken.

Der Kapitän wich zurück und eilte zum Boot, wobei er über die Leichen der Thraker sprang.

Die Skythen verschossen ihre letzten Pfeile. Die schlecht gezielten Schüsse verlangsamten den Vormarsch der Thraker, konnten ihn aber nicht aufhalten.

Tarsa warf seinen Bogen fort, packte den Kapitän mit kräftigen Armen und hievte ihn ins Beiboot. Die Ruderer legten sich ins Zeug und brachten das Boot bald außer Reichweite der Speere, die weit hinter ihnen spritzend ins Wasser schlugen.

Der Kapitän stieg auf das Deck seines Schiffes. Der Bootsmann teilte gerade Speere und Schwerter aus, die in einer Waffenkammer auf dem Deck aufbewahrt wurden.

Melqarts Boot legte mit den überlebenden Thrakern vom Strand ab. Der Flechtzaun an Bord des Kriegsschiffes wurde entfernt, dahinter kamen auf einem erhöhten Kampfdeck mindestens einhundert Männer zum Vorschein.

Das Sonnenlicht glitzerte auf den Speerspitzen. Die Schilde wurden über die Balustrade gehängt, um eine schützende Wand zu bilden. Der Kapitän sah Rauch vom Deck aufsteigen und gab den Befehl, überall auf dem Schiff Wasserbehälter aufzustellen.

Dünne Rauchspuren in der Luft waren das erste Anzeichen für die brennenden Pfeile, die in Pech getaucht, entzündet und vom Schiff abgeschossen wurden. Dann fielen sie im hohen Bogen als feuriger Regen vom Himmel.

Kein Pfeil traf ein menschliches Ziel, doch einige schlugen in die Planken des Schiffes. Die Flammen wurden sofort mit Wasser gelöscht. Dann folgte eine zweite Salve, und einer der lodernden Pfeile landete im aufgerollten Segel.

Die Männer der Besatzung zogen das Segel aufs Deck und

trampelten auf dem brennenden Stoff herum, ohne auf die Glut zu achten, die ihnen die Füße und Beine versengte.

Der Kapitän bellte einen Befehl, den Anker zu lichten. Während die Skythen eine tödliche Salve aus Pfeilen als Feuerschutz abgaben, bewegten die Ruderer das Schiff rückwärts, um es außer Reichweite der brennenden Pfeile zu bringen. Doch nach dem umständlichen Manöver wandte das Schiff dem anderen Gefährt die Breitseite zu.

Die Flammen fraßen sich immer weiter durch das Segel. Der Kapitän wusste, dass sein Schiff dem Untergang geweiht war. Es bestand aus Holz, Hanf, Pech und Leinen. Innerhalb weniger Minuten würde sich das Schiff in eine gewaltige lodernde Fackel verwandeln.

Das Kriegsschiff machte sich auch schon bereit, seinem Opfer den tödlichen Stoß zu verpassen.

Die großen Ruder an beiden Enden des Schiffes wurden benutzt, um das Gefährt in kurzer Zeit um einhundertachtzig Grad zu drehen, damit der bronzebeschlagene Rammbock zum Einsatz kommen konnte.

Der Dorn würde ein Loch in das brennende Schiff bohren. Sobald das Schiff zu sinken begann, würde man es mit weiteren Feuerpfeilen beschießen. Mit brennendem Öl gefüllte Granaten würden vom Bug aus mit Stangen hinüberbefördert werden.

Der Kapitän befahl den Steuermännern, das Schiff zu wenden. Als der Bug stromabwärts zeigte, brüllte er den Ruderern zu: »Volle Kraft voraus!«

Das Schiff ruckte wie ein träger Wal und gewann an Geschwindigkeit. Das gegnerische Schiff hatte das Wendemanöver noch nicht beendet; in diesem Augenblick präsentierte es sich ihnen von seiner verletzlichsten Seite. Obwohl der Bug

seines Schiffs nicht mit Metall verkleidet war, wusste der Kapitän, dass sich das harte Holz der Libanonzeder mit tödlicher Wirkung einsetzen ließ.

Hufe klapperten inmitten der rufenden Männer. Die Pferde waren aus den Ställen ausgebrochen und an Deck gekommen. Die Skythen ließen ihre Bogen fallen und versuchten die Tiere wieder nach unten zu treiben. Die Pferde bäumten sich jedoch verzweifelt auf und rollten mit den Augen. Der Rauch und das Feuer machten ihnen noch größere Angst als der Lärm der Menschen.

Die Schiffe waren nicht mehr weit voneinander entfernt. Der Kapitän konnte eine Gestalt in Purpur erkennen, die sich vom einen Ende des Decks zum anderen bewegte, während Melqart seine Besatzung zur Eile antrieb.

Krachend rammte das brennende Schiff das Kriegsschiff. Der Kapitän verlor das Gleichgewicht und fiel auf die Knie. Doch er kam schnell wieder auf die Beine. Der hölzerne Pferdekopf am Bug hing schief. Das Schiff war zurückgeprallt und drehte sich, bis der Rumpf längsseits zum anderen Gefährt lag. Die feindlichen Bogenschützen würden sie ohne Mühe erschießen können. Dann würden Krieger mit Speeren nachsetzen, um den Überlebenden den Rest zu geben.

Auf seinem Schiff war die Disziplin zusammengebrochen. Männer rannten auf dem brennenden Deck umher, auf der Flucht vor den Flammen oder den Hufen der Pferde.

Die Schiffe rieben sich knirschend aneinander.

Eine Böe vertrieb den Rauch und klärte für einen kurzen Augenblick die Sicht. Der Kapitän sah das grinsende Gesicht seines Bruders, der ihn aus wenigen Fuß Entfernung anstarrte.

Der Kapitän gab sich einen Ruck und watete durch

Rauchschwaden über das Hauptdeck, um seine panische Besatzung zusammenzutreiben.

Ein Pferd bäumte sich genau vor dem Kapitän auf, sodass er zurückweichen musste, um nicht zertrampelt zu werden. Das brachte ihn auf eine Idee. Er hob ein Stück des brennenden Segels vom Deck auf und wedelte damit vor dem Pferd herum. Das Tier bäumte sich wieder auf und schlug mit den scharfen Hufen durch die Luft. Der Kapitän rief den Skythen zu, dass sie seinem Beispiel folgen sollten.

Sie bildeten eine ungeordnete Reihe. Mit Gebrüll und Stücken brennenden Stoffs trieben sie die Pferde gegen die niedrige Reling des Schiffes.

An der Reling des anderen Schiffes hatten sich tätowierte Thraker aufgereiht. Ihre Augen funkelten voller Vorfreude auf das Massaker, das in wenigen Augenblicken beginnen würde. Doch dann stiegen oder sprangen die Pferde über die Reling auf das Deck des Kriegsschiffs. Die Tiere brachen durch die Reihe der Krieger und galoppierten verzweifelt von einem Ende des Decks zum anderen, wobei sie jeden niedertrampelten, der ihnen im Weg stand.

Der Kapitän machte einen Satz über die Reling, dicht gefolgt von den Skythen. Mit einem schnellen Schwerthieb fällte er den ersten Mann, dem er begegnete. Dann überrannte seine Besatzung das Deck. Die Thraker zogen sich verwirrt vor dem heftigen Angriff zurück.

Das Gesicht des Kapitäns war schwarz von Ruß. Er blutete zwar aus mehreren oberflächlichen Schwert- und Speerwunden, bewegte sich jedoch unaufhaltsam auf Melqart zu. Dieser hatte erkannt, dass sich das Blatt zu seinen Ungunsten gewendet hatte, und bemühte sich, im erhöhten Achtersteven des Schiffes eine sichere Zuflucht zu suchen. Menelik stieg eine

kurze Leiter zum Heck hinauf, wo sich sein Halbbruder niedergekauert hatte.

Diesmal würde er nicht zögern, ihm den tödlichen Streich zu verpassen.

Doch als sein Schwert auf lebendes Fleisch stieß, krachte etwas Hartes gegen den Schädel des Kapitäns, und er brach auf dem Deck zusammen, während sich ein schwarzer Vorhang über seine Augen senkte.

Später, als die letzten Spuren der Schlacht in Gestalt von Luftblasen an der Wasseroberfläche zerplatzt waren, erhob sich der lautlose Beobachter, der sich im Gras versteckt hatte, und bewegte sich vorsichtig am Strand entlang, nicht weit von der Stelle, wo er das Ungeheuer mit dem Pferdekopf zum ersten Mal gesehen hatte.

Alles war still. Die Schmerzens- und Todesschreie sowie das Krachen der Waffen waren verstummt. Jetzt war nur noch das leise Rauschen der Wellen am Flussufer zu hören, das mit Toten übersät war. Er ging von Leiche zu Leiche, um sie zu durchsuchen. Den Goldschmuck beachtete er nicht, weil er an nützlicheren Dingen interessiert war.

Er bückte sich gerade, um weitere Beute einzusammeln, als er ein Mitleid erregendes Maunzen hörte. Die völlig durchnässte Masse aus rotgetigertem Fell hatte sich an einem verkohlten Stück Holz festgekrallt. Der Jäger hatte noch nie zuvor eine Katze gesehen, und sein erster Gedanke war, sie zu erlegen. Doch dann siegte sein Mitgefühl, und er hüllte das Tier in ein weiches Ledertuch.

Als er schließlich eingesammelt hatte, was er tragen konnte, stahl er sich davon und ließ nur seine Fußabdrücke im Sand zurück.

Im Weißen Haus, 1809

Im Haus des Präsidenten an der Pennsylvania Avenue war es dunkel, abgesehen vom Arbeitszimmer, wo ein knisterndes Feuer im Kamin die Winterkälte verscheuchte. Der gelblich flackernde Feuerschein fiel auf das markante Profil des Mannes, der an einem Schreibtisch saß und bei der Arbeit leise vor sich hin summte.

Mit den blaugrauen Augen, deren eindringlicher Blick jeden bei der ersten Begegnung verblüffte, warf Thomas Jefferson einen Blick auf die Wanduhr. Es war zwei Uhr morgens. Normalerweise begab er sich um zehn zur Ruhe. Seit sechs Uhr abends hatte er am Schreibtisch gearbeitet, nachdem er bei Sonnenaufgang aufgestanden war.

Am Nachmittag hatte der Präsident den Ausritt mit seinem Lieblingspferd Eagle durch Washington unternommen und trug noch immer seine Reitkleidung: eine bequeme, abgewetzte braune Jacke, eine rote Weste, Kordhosen und Wollsocken. Die Reitstiefel hatte er gegen die absatzlosen Pantoffeln ausgetauscht, mit denen er schon häufig ausländische Abgesandte schockiert hatte, die standesgemäßeres Schuhwerk an den Füßen eines Präsidenten erwartet hatten.

Der Präsident streckte seinen langen Arm nach einem Schränkchen aus. Ein Fingerdruck genügte, um die Türen aufspringen zu lassen – etwas, das Jeffersons Vorliebe für mechanische Apparaturen sehr zusagte. Darin standen ordentlich aufgereiht ein Kelch aus geschliffenem Glas, eine Karaffe mit französischem Rotwein, ein Teller mit Gebäck und eine Nachtkerze, die es ihm ermöglichen würde, durch die Korridore hinweg den Weg zu seinem Schlafzimmer zu finden. Er

schenkte sich ein halbes Glas Wein ein, hielt es mit verträumtem Blick ins Licht und nahm einen kleinen Schluck, der sofort angenehme Erinnerungen an Paris weckte.

Er sehnte sich nach dem Anbruch des folgenden Tages. In wenigen Stunden würde die schwere Last seines Amtes auf die schmalen, aber durchaus fähigen Schultern seines Freundes James Madison übergehen.

Er gönnte sich einen weiteren Schluck Wein und wandte sich wieder den Dokumenten zu, die auf seinem Schreibtisch ausgebreitet lagen. In der gleichen flüssigen Handschrift, mit der er auch die Unabhängigkeitserklärung niedergeschrieben hatte, waren dort in Tabellen Begriffe aus über fünfzig indianischen Sprachen notiert, die er während eines Zeitraums von dreißig Jahren gesammelt hatte.

Jefferson hatte sich schon seit Langem eingehend mit der Frage beschäftigt, wie die Indianer nach Nordamerika gekommen waren, und hatte viele Jahre damit verbracht, Listen mit Wörtern zusammenzustellen, die in indianischen Sprachen und Dialekten häufig auftraten. Nach seiner Theorie würden Ähnlichkeiten zwischen Wörtern aus der Alten und der Neuen Welt vielleicht einen Hinweis auf den Ursprung der Indianer geben.

Jefferson hatte seine Macht als Präsident schamlos ausgenutzt, um seiner Leidenschaft nachzugehen. Einst hatte er fünf Häuptlinge der Cherokee zu einem Empfang ins Weiße Haus eingeladen und sie über ihre Sprache ausgefragt. Er hatte Meriwether Lewis beauftragt, das Vokabular der Indianerstämme zu protokollieren, denen er auf seiner historischen Reise zum Pazifik begegnete.

Das Buch, das Jefferson über den Ursprung der Indianer schreiben wollte, würde den Höhepunkt seiner intellektuellen

Karriere markieren. Die stürmischen Ereignisse während seiner zweiten Amtszeit hatten ihn zeitweise daran gehindert, das Vorhaben weiterzuverfolgen, und so hatte er vorläufig darauf verzichtet, die Listen an den Drucker zu schicken. Zuvor wollte er Zusammenfassungen der Unmengen an neuem Material schreiben, das Lewis und Clark von ihrer Expedition mitgebracht hatten.

Er schwor sich, diese Aufgabe zu Ende zu bringen, sobald er wieder in Monticello war, und ordnete die Papiere zu einem Stapel, den er mit einem Band zusammenschnürte und zusammen mit anderen Wörterlisten und Dokumenten in eine schwere Truhe legte. Sie würde zusammen mit seinen übrigen Besitztümern zum James River transportiert und auf ein Boot verladen werden, das seine Sachen nach Monticello bringen sollte. Er legte die letzten Papiere in die Truhe und ließ den Deckel zuschnappen.

Jetzt war sein Schreibtisch vollständig abgeräumt, bis auf eine Zinnschachtel, in deren Deckel sein Name geprägt war. Der Präsident öffnete die Schachtel und nahm ein rechteckiges Stück Pergament heraus, das etwa fünfundzwanzig mal dreißig Zentimeter maß. Er hielt die weiche Tierhaut neben eine Öllampe. Die körnige Oberfläche war mit seltsamen Schriftzeichen, gewellten Linien und Kreuzen übersät. Auf einer Seite war der Rand ausgefranst.

Er hatte das Pergament im Jahr 1791 erworben. Damals hatte er zusammen mit seinem Nachbarn »Jemmy« Madison in Virginia einen Ausritt nach Long Island unternommen, um die verarmten Reste des Stammes der Unkechaug zu besuchen. Jefferson hatte gehofft, jemanden zu finden, der die alte Sprache der Algonkin-Stämme noch beherrschte, und sie hatten tatsächlich drei ältere Frauen getroffen, die diese Mun-

dart sprachen. Jefferson hatte mit ihrer Hilfe ein Wörterbuch zusammengestellt, von dem er hoffte, dass es seine Theorie über den europäischen Ursprung der Indianer stützte.

Der Häuptling des Stammes hatte Jefferson das Pergament geschenkt und erklärt, dass es von einer Generation an die nächste weitergegeben worden war. Von dieser Geste angerührt hatte Jefferson einen reichen Landbesitzer und Mitunterzeichner der Unabhängigkeitserklärung gebeten, sich um die Indianer zu kümmern.

Als er das Pergament jetzt betrachtete, kam ihm eine Idee. Er ging damit zu einem Tisch, auf dem eine Staffelei stand, an deren Rahmen zwei Stifte befestigt waren. Dadurch war es möglich, beide Stifte gleichlaufend zu bewegen. Jefferson benutzte diese als Polygraph bekannte Kopiervorrichtung regelmäßig für seine umfangreiche Korrespondenz.

Er reproduzierte die Zeichen auf dem Pergament und fügte Notizen hinzu, in denen er den Empfänger aufforderte, die Sprache zu identifizieren, in der diese Worte geschrieben worden waren. Dann adressierte und versiegelte er die Umschläge und legte sie in einen Korb für die ausgehende Post.

Die Wörterlisten der Unkechaug kamen zusammen mit den anderen Papieren in die Truhe. Jefferson wollte das Pergament in seiner Nähe behalten, also legte er es in die Schachtel zurück. Er würde sie in seinen Satteltaschen mit sich führen, wenn er nach Monticello ritt. Erneut blickte er auf die Wanduhr, leerte das Weinglas und erhob sich von seinem Sessel.

Mit seinen fünfundsechzig Jahren hatte Jefferson kein Gramm überflüssiges Fett an seinem robusten Körper. Sein dichtes, ursprünglich rötlich-blondes Haar war im Laufe der Jahre sandgrau geworden. Mit seinen breiten Schultern, der

kerzengeraden Haltung und einer Größe von einem Meter achtundachtzig würde er immer eine imposante Gestalt sein. Die entzündliche Arthritis plagte ihn zunehmend, aber wenn er die Steifheit durch Übungen aus den Gliedern vertrieben hatte, konnte er seine Gelenke mühelos bewegen und legte die Anmut eines wesentlich jüngeren Mannes an den Tag.

Er entzündete die Nachtkerze und machte sich auf den Weg durch das stille Weiße Haus zu seinem Schlafzimmer.

Bei Sonnenaufgang war er wieder auf den Beinen und ritt zur Amtseinführung des neuen Präsidenten, wie üblich ohne Prunk und Förmlichkeiten. Er tippte sich lediglich an den Hut, als er an der wartenden Kavallerieeskorte vorbeigaloppierte. Dann stieg er in der Nähe des Kapitols vom Pferd und band es an einem Lattenzaun fest. Während der Amtseinführung saß er im Publikum. Später kehrte er zu einem Abschiedsbesuch ins Weiße Haus zurück. Beim anschließenden Ball tanzte er mit Dolley Madison.

Am nächsten Tag packte er seine restlichen Sachen ein und vergewisserte sich, dass die Truhe mit seinen Indianerdokumenten auf dem Wagen stand, der sie zum James River bringen sollte. Dann machte er sich mit seinem Pferd auf den Weg nach Monticello und ritt acht Stunden lang durch einen Schneesturm, während er es kaum erwarten konnte, sein Leben auf dem Lande wieder aufzunehmen.

Der Beobachter stand im Schatten einer schneebedeckten Eiche in der Nähe des Ufers des James River, wo mehrere Frachtkähne für die Nacht angelegt hatten. Raues Gelächter drang aus einer nahe gelegenen Taverne. Die Stimmen wurden immer lauter, und aus persönlicher Erfahrung wusste er, dass die Besatzungen der Kähne das letzte Stadium der Trunkenheit vor der Besinnungslosigkeit erreicht hatten.

Er trat aus dem Schutz der Dunkelheit hervor und lief über den Schnee zu einem Kahn, dessen Umrisse sich im flackernden Licht der Laterne am Heck schwach abzeichneten. Das fünfzig Fuß lange Bateau war ein schmales Gefährt mit flachem Boden, das dafür konstruiert war, Tabak über den Fluss zu transportieren.

Am Ufer rief er zum Boot hinüber, doch es kam keine Antwort. Verführt durch die Aussicht auf ein warmes Feuer, etwas zu trinken und weibliche Gesellschaft war der Kapitän mit den zwei Männern, die den Flusskahn stakten, an Land gegangen. Verbrechen kamen an diesem abgelegenen Teil des Flusses so gut wie überhaupt nicht vor, weshalb es auch niemand für notwendig hielt, die Boote in dieser kalten Nacht zu bewachen.

Der Beobachter lief den Steg hinauf und nahm die Hecklaterne an sich, um etwas sehen zu können, als er unter die aufgewölbte Plane kroch, die den mittleren Teil des Decks überspannte. Die Fracht bestand aus über zwei Dutzend Bündeln, die mit den Initialen TJ beschriftet waren. Er stellte die Laterne ab und machte sich daran, die Gepäckstücke und Kisten zu durchsuchen.

Mit einem Messer drückte er den Deckel einer Truhe auf und nahm eine Handvoll Papiere heraus, die darin ordentlich verstaut waren. Wie man ihm befohlen hatte, stopfte er die Dokumente in einen großen Sack und warf andere ans Flussufer. Wieder andere warf er ins Wasser, wo sie in der schnellen Strömung bald davongetrieben waren.

Der Mann war sichtlich zufrieden mit seinem Werk. Er warf noch einen kurzen Blick zu der lauten Taverne, dann schlich er sich über den Steg zum Ufer und verschmolz wie ein Geist mit der Dunkelheit.

Wenig später kehrte Jefferson mit ein paar Freunden nach Monticello zurück und sah, wie seine Haussklaven Kisten von

einem Wagen luden, der in der Nähe der Säulen vor dem Eingang zu seinem Landsitz stand. Als er näher herangeritten war, erkannte er in einer stämmigen, bärtigen Gestalt den Kapitän des James-River-Bateaus wieder, mit dem man sein Gepäck von Washington herübergebracht hatte.

Er stieg vom Pferd und ging zum Wagen, doch in seiner Freude über das eingetroffene Gepäck bemerkte er nicht den betroffenen Gesichtsausdruck des Schiffers. Mit den Fingerknöcheln klopfte er gegen den Wagen. »Gute Arbeit, Kapitän. Wie ich sehe, ist alles sicher und unversehrt eingetroffen.«

Das runde Gesicht des Kapitäns legte sich wie ein überreifer Kürbis in Falten. »Ganz und gar nicht, wie ich zu meinem tiefsten Bedauern sagen muss, Sir«, murmelte er.

»Was soll das heißen?«

Der Kapitän schien immer mehr zusammenzuschrumpfen. Jefferson überragte den Schiffer ein gutes Stück und hätte auch dann eine beeindruckende Gestalt abgegeben, wenn er kein ehemaliger Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika gewesen wäre. Seine Augen schienen mit starker Leuchtkraft Löcher in den unglückseligen Kapitän zu bohren.

Während der Schiffer seine Geschichte erzählte, wrang er seinen Hut so fest, dass er ihn beinahe in Stücke gerissen hätte.

Während der letzten Etappe der Flussfahrt hinter Richmond war Jeffersons Truhe geplündert worden. Der Dieb hatte den Kahn bestiegen, als er am Ufer vertäut gewesen war und die Besatzung an Land geschlafen hatte, berichtete der Kapitän. Er reichte Jefferson ein paar schmutzige Papiere und erklärte, dass man sie später am Flussufer gefunden hatte.

Jefferson starrte auf das feuchte Bündel in seiner Hand.

»Sonst wurde nichts gestohlen?« Er war kaum in der Lage, die Worte herauszubringen.

»Nein, Sir.« Die Miene des Kapitäns hellte sich auf, als er den Silberstreif am Horizont sah. »Nur diese eine Truhe wurde ausgeräumt.«

Nur diese eine Truhe.

Die Worte hallten in Jeffersons Ohren nach, als wären sie in einer Höhle gesprochen worden.

»Sagen Sie mir, wo Sie das hier gefunden haben«, forderte er den Mann auf.

Wenig später galoppierten Jefferson und sein Freund davon. Sie ritten so lange, bis sie den Fluss erreichten, wo sie sich trennten, um das Ufer in beiden Richtungen abzusuchen. Nach gründlicher Erkundung des Geländes hatten sie einige weitere ans Ufer gespülte Papiere aus dem Wasser gefischt. Bis auf wenige Blätter waren die schlammbeschmierten Beispiele indianischen Vokabulars jedoch kaum noch zu entziffern.

Im folgenden Sommer wurde ein kleiner Dieb und Trunkenbold verhaftet und des Verbrechens angeklagt. Der Mann behauptete, von einem Fremden den Auftrag erhalten zu haben, die Papiere zu stehlen und vorzutäuschen, dass sie vernichtet worden seien.

Jefferson war froh, dass der Übeltäter gefasst worden war und vermutlich gehängt würde. Weiter interessierte er sich nicht für das Schicksal des Mannes. Der Schurke hatte ihm einen nicht wieder gutzumachenden Schaden zugefügt. Jefferson hatte dringlichere Probleme, beispielsweise musste er sich um seine lange vernachlässigten Felder kümmern und sich überlegen, wie er seine wachsenden Schulden abzahlen konnte.

All das änderte sich Monate später, als mit seiner Post ein gewisser Brief eintraf.

Jefferson hatte mehrere Antworten auf die Notizen erhalten, die er vom Weißen Haus an Mitglieder der Philosophischen Gesellschaft geschickt hatte. Alle drückten ihre Ratlosigkeit aus, was die Wörterlisten betraf, die Jefferson von dem Pergament transkribiert hatte. Alle bis auf einen.

Professor Holmberg war Linguist an der Universität von Oxford. Er entschuldigte sich zunächst, dass er Jefferson nicht schon früher geantwortet hatte, aber er war wegen einer Reise durch Nordafrika nicht zu Hause gewesen. Er wusste genau, in welcher Sprache die Worte verfasst waren, und hatte eine Übersetzung beigelegt.

Jeffersons Augen wurden immer größer, als er Holmbergs Auswertung las. Mit dem Brief in der Hand durchstöberte er seine Bibliothek und zog mehrere Bände aus den Regalen – zu den Themen Geschichte, Sprache und Religion.

Die nächsten Stunden verbrachte er damit, zu lesen und sich Notizen zu machen. Als er das letzte Buch geschlossen hatte, lehnte er sich in seinem Sessel zurück, legte die Finger aneinander und starrte ins Leere. Nachdem er eine Weile gedankenverloren verharrt hatte, formten seine Lippen lautlos einen vertrauten Namen.

Meriwether Lewis.

Das Schicksal hatte es mit dem Leiter der Expedition, die die Schleusentore zur Expansion der Vereinigten Staaten in den amerikanischen Westen geöffnet hatte, nicht gut gemeint.

Lewis war ein Mann mit außergewöhnlichen Talenten. Jefferson war sich der Fähigkeiten seines Landsmanns aus Vir-

ginia bewusst gewesen, als er Lewis im Jahre 1803 aufgefordert hatte, die Erkundung der Pazifikküste zu leiten.

Er war gebildet und unerschrocken, ein kundiger Wissenschaftler mit abgehärtetem Körper, jemand, der sich gern in der freien Natur aufhielt, ein Kenner indianischer Bräuche und ein Mann von gediegenem Charakter. Er war ein angesehener Captain der Armee gewesen, bevor er für Jefferson im Weißen Haus gearbeitet hatte, wo er seine zahlreichen Kenntnisse um die der Diplomatie, der Staatskunst und der Politik erweitert hatte.

Die Expedition war atemberaubend erfolgreich verlaufen. Nachdem Lewis im Jahr 1806 mit William Clark, seinem Mitstreiter, nach Washington zurückgekehrt war, hatte ihn Jefferson zum Gouverneur des Louisiana-Territoriums ernannt.

Lewis hatte sich jedoch die ganze Zeit fragen müssen, ob dieses Amt eine Belohnung oder eine Strafe darstellte. Selbst mit seinen vielen Talenten und seiner unglaublichen Energie stellte es für ihn keine leichte Aufgabe dar, die Wildnis zu zähmen. Die politischen Feinde des Entdeckers waren gnadenlos.

Eines Abends, nachdem Lewis einen weiteren anstrengenden Tag damit verbracht hatte, sich gegen Vorwürfe zu wehren, er hätte staatliche Gelder in eine Pelzhandelskompanie investiert, an der er persönlich beteiligt war, bemerkte er ein versiegeltes Paket auf seinem Schreibtisch und erkannte die Handschrift darauf unverzüglich als die von Jefferson wieder. Unter der Adlernase breitete sich ein Lächeln aus, als Lewis das Siegel mit einem Messer erbrach und das steife Papier vorsichtig auseinanderfaltete. Es enthielt ein Bündel Dokumente. Eine kurze Notiz teilte ihm mit:

Mein lieber Mr. Lewis!
Die beiliegenden Mitteilungen könnten für Ihren Garten von großem Nutzen sein.
TJ

Auf dem nächsten Blatt stand der Titel »Über den Anbau von Artischocken«. Darauf folgte eine ausführliche Abhandlung mit Pflanztabellen und dem Grundriss eines Gartens.

Lewis breitete den Inhalt des Pakets auf seinem Schreibtisch aus und runzelte ratlos die Stirn. Er wusste von Jeffersons Interesse für den Gartenbau, doch es kam ihm seltsam vor, dass er die Mühe auf sich nahm, ihm quer durch den halben Kontinent eine Abhandlung zum Thema Artischocken zu schicken. Ihm musste eigentlich bekannt sein, dass Lewis inmitten seiner erdrückenden Verantwortungen für den Gartenbau gar keine Zeit mehr hatte.

Dann trat der Ausdruck plötzlichen Verstehens auf Lewis' längliches Gesicht, und sein Herzschlag beschleunigte sich. Er durchwühlte die Regale eines Schranks, in dem er die Berichte der Expedition aufbewahrte, und hatte innerhalb weniger Minuten gefunden, wonach er gesucht hatte.

Zwischen zwei Dokumentenbündel eingezwängt lag ein Blatt aus schwerem Papier, das er hervorzog und ins Licht hielt. Das Blatt war von mehreren Dutzend rechteckigen Löchern perforiert. Mit zitternden Fingern legte er diese Schablone über die erste Seite des Artischocken-Textes. Dann übertrug er die Buchstaben, die durch die Löcher sichtbar waren, auf ein anderes Blatt Papier.

Als Jefferson den Plan für die pazifische Expedition gefasst hatte, war ihm bewusst gewesen, dass sich Lewis in eine schwierige diplomatische Stellung begab, wenn er Territorien

erkundete, die von Frankreich und Spanien beansprucht wurden. Unter Jeffersons sphinxhafter Unerschütterlichkeit verbarg sich ein Geist, dessen Verschlagenheit es mit denen aufnehmen konnte, die an den Höfen und Palästen Europas weilten. Für die Korrespondenz mit seinem Abgesandten in Frankreich hatte er häufig eine Verschlüsselung benutzt, die er als »Maske für den Bedarfsfall« bezeichnet hatte.

Während sich Lewis in Philadelphia gemeinsam mit führenden Wissenschaftlern der Philosophischen Gesellschaft auf die große Reise vorbereitet hatte, ließ ihm Jefferson einen Schlüssel zukommen, den er eigens für die Expedition ausgearbeitet hatte. Diese Chiffriermethode basierte auf der Vigenère-Verschlüsselung, die in Europa weit verbreitet war. Das System arbeitete mit einer alphanumerischen Tabelle und einem Schlüsselwort.

Artischocken.

Es hatte keine Notwendigkeit bestanden, die Verschlüsselung während der Expedition zu benutzen, weswegen Lewis nur einen kurzen Augenblick gebraucht hatte, um den Zusammenhang zu erkennen. Er verschob seine Fragen auf später und machte sich an die Entschlüsselung der Nachricht, genauso begeistert, wie er auch jede andere Aufgabe in Angriff nahm. Die dechiffrierten Buchstaben fügten sich zu Wörtern zusammen, die allmählich einen Sinn ergaben.

Lieber Mr. Lewis!
Ich hoffe, Sie befinden sich in guter Verfassung. Ich habe mir die Freiheit genommen, Ihnen diesen Bericht in der verschlüsselten Form zukommen zu lassen, die wir einst vereinbart hatten, damit sie nur Ihnen persönlich zugänglich wird. Ich fürchte, dass die beiliegenden Mitteilungen, ob sie nun der Wahrheit entsprechen

oder nicht, die Leidenschaft gewisser Menschen entfachen könnte, sich in Regionen zu begeben, die ihrem Leben unzuträglich sind, und Probleme mit den Indianern heraufzubeschwören. Mir ist bewusst, dass die schwierige Aufgabe, dem Hengst von Louisiana Zügel anzulegen, Ihre ganze Aufmerksamkeit erfordert, aber ich bitte Sie dennoch um Unterstützung bei der Aufklärung dieser Angelegenheit.
I'r erg'b'n'r D'n'r, TJ

Lewis entzifferte nun den Haupttext der Geheimbotschaft. Dann widmete er sich wieder dem Grundriss des Gartens. Die Linien, Kreuze, Kreise und in einer uralten Sprache verfassten Wörter ergaben allmählich einen gewissen Sinn. Schließlich blickte er auf eine Landkarte – und daran kam ihm etwas vertraut vor. Er ging Dutzende seiner kartografischen Entwürfe durch und fand schließlich auch, wonach er suchte.

Er nahm Papier und Feder und schrieb eine kurze Mitteilung. Darin dankte er Jefferson für seine gärtnerischen Ratschläge und sagte, dass er die ideale Stelle für den Anbau dieser Pflanze gefunden hätte. Er schloss damit, dass er die landwirtschaftlichen Aspekte mit Jefferson besprechen würde, wenn er nach Washington zurückkehrte, um seinen Namen reinzuwaschen. Lewis beabsichtigte, sich Anfang September 1809 auf die Reise über den Mississippi zu machen. Er würde Jefferson eine Notiz schicken, sobald er in Washington eingetroffen war.

Doch dazu kam es nie. Im Spätherbst des Jahres erhielt Jefferson einen Brief von einem gewissen Major Neelly, in dem es hieß, dass Lewis auf dem Natchez-Trace-Wildpfad an den Folgen einer Schussverletzung gestorben war. Er war nur fünfunddreißig Jahre alt geworden.

Jefferson war über den Tod dieses begabten jungen Mannes fassungslos. Fast erweckte es den Anschein, als wären die indianischen Wörterbücher mit einem uralten Fluch belegt. Mehrere Wochen später traf Major Neelly mit Lewis' jungem Sklaven in Monticello ein. Während Neelly sich noch vom Staub der Reise reinigte, trat der Sklave scheu zu Jefferson, um ihm ein Päckchen zu überreichen und eine Nachricht zuzuflüstern.

Der ehemalige Präsident wies sein Personal an, ihn nicht zu stören, und schloss sich in sein Arbeitszimmer ein, um den Inhalt des Päckchens zu studieren. Dann verfasste er eine ausführliche Analyse der Ereignisse, die zum Tod von Lewis geführt hatten. Das erste Licht der Dämmerung drang bereits durch die Fenster, als er das Resümee mit einem einzigen unterstrichenen Wort zusammenfasste.

Verschwörung.

Was, wenn seine indianischen Wörterlisten in Wahrheit *gestohlen* worden waren, wie es auch der Dieb behauptet hatte? Was, wenn jemand wusste, dass Jeffersons Forschungen den Schlüssel zu einem uralten Geheimnis enthielten? Was, wenn Lewis' Tod gar kein Selbstmord gewesen war, sondern man ihn umgebracht hatte?

Jefferson sperrte sich noch mehrere Tage lang in seinem Arbeitszimmer ein. Als er schließlich wieder herauskam, in der Hand eine Liste von Anweisungen für sein Personal, machte er den Eindruck eines Besessenen. Eines Nachts, im Schutz der Dunkelheit, ritt er auf seinem Pferd davon. Seine vertrauenswürdigsten Sklaven folgten ihm in einem Wagen. Wochen später kehrten sie erschöpft und zerzaust zurück, doch in Jeffersons Augen stand ein triumphierendes Funkeln.

Er dachte über die Folgen seiner Entdeckung nach. Er

hatte alles in seiner Macht Stehende unternommen, um die Vereinigten Staaten vor einer Vergiftung durch das tödliche Bündnis zwischen Kirche und Staat zu bewahren, das der Grund für die Religionskriege, die die Alte Welt jahrhundertelang verwüstet hatten, gewesen war. Er befürchtete, dass eine Bekanntmachung dieser Erkenntnisse die Grundfesten der jungen Republik erschüttern würden, bei deren Erschaffung er mitgewirkt hatte, und sie vielleicht sogar zerstören konnten.

Ohne sich die Zeit für ein Bad oder zum Umziehen zu nehmen, stürmte Jefferson in sein Arbeitszimmer und verfasste einen langen Brief an seinen alten Freund – und seine gelegentliche Nemesis – John Adams. Als er den Umschlag versiegelte, breitete sich ein Lächeln auf seinen müden Gesichtszügen aus.

Er beherrschte das Spiel der Verschwörung genauso gut wie alle anderen.

1

Bagdad, Irak, 2003

Carina Mechadi kochte vor Wut. Als sie die Trümmer in den Verwaltungsbüros des irakischen Nationalmuseums betrachtete, sprühte die junge Italienerin Funken – wie ein Römisches Licht. Schränke waren umgeworfen worden. Akten lagen überall verstreut, als hätte sich ein Wirbelsturm ausgetobt. Schreibtische und Stühle waren völlig zertrümmert. All das war mit einer fürchterlichen Zerstörungswut geschehen.

Carina stieß eine Reihe vernichtender Flüche aus, die an der Herkunft, der sexuellen Orientierung und auch an der Manneskraft der Vandalen, die diese sinnlose Verwüstung angerichtet hatten, kein gutes Haar ließen.

Die Welle von Kraftausdrücken schwappte über den jungen Corporal der US-Marine hinweg, der, eine M4 im Arm, zum Schutz in ihrer Nähe stand. Die einzigen italienischen Wörter, die er kannte, waren *Pepperoni* und *Pizza*. Doch er brauchte kein Lexikon, um zu begreifen, dass er Zeuge eines Arsenals an Schmähungen geworden war, die eines Hafenarbeiters mit schmerzendem Rücken würdig gewesen wären.

Die Gossensprache war umso überraschender, wenn man ihre Herkunft bedachte. Carina war einen Kopf kleiner als der Soldat. Der Kampfanzug, auf den die Armeeleute bestanden hatten, ließ die schlanke Frau noch schmaler erscheinen. In der geliehenen kugelsicheren Weste sah sie wie eine

Schildkröte mit zu großem Panzer aus. Die Wüstentarnuniform war für einen kleinen Mann gedacht. Der Helm, der ihr langes schwarzes Haar verbarg, saß so tief, dass er ihre kornblumenblauen Augen beinahe verdeckte.

Carina bemerkte das erstaunte Grinsen des Soldaten. Sie lief rot an und unterbrach ihre Tirade: »Tut mir leid.«

»Kein Problem«, sagte der Corporal. »Falls Sie Ausbilder werden wollen, das Marine Corps würde Sie bestimmt mit Kusshand nehmen.«

Die Wut wich aus ihrem staubigen Gesicht. Die vollen Lippen, die eher für ein verführerisches Lächeln als für Flüche geeignet schienen, verzogen sich zu einem breiten Lächeln, das vollkommene weiße Zähne offenbarte. Nachdem sich ihr Zorn verflüchtigt hatte, klang ihre Stimme sanft und leise. »Danke für das Angebot, Corporal O'Leary«, sagte sie mit leichtem Akzent und blickte auf die Trümmer zu ihren Füßen. »Wie Sie sehen, bin ich in solchen Dingen sehr leidenschaftlich.«

»Machen Sie sich keinen Vorwurf, weil Sie so angepisst …« Der Marine wurde rot und sah weg. »Entschuldigung, weil Sie so *wütend* sind. Ist ja auch ein verdammtes Chaos.«

Saddam Husseins Republikanische Garde hatte auf dem fünf Hektar großen Museumsgelände im Herzen von Bagdad am Westufer des Tigris eine Verteidigungsstellung eingerichtet. Die irakischen Truppen waren angesichts der vorrückenden Amerikaner um ihr Leben gerannt und hatten das Museum sechsunddreißig Stunden unbewacht gelassen. Hunderte von Plünderern waren durch die Anlage marodiert, bis sie von den Museumsmitarbeitern vertrieben worden waren.

Die Gardisten hatten in ihrem Drang, wieder ins zivile Leben zurückzukehren, ihre Uniformen abgelegt und hau-

fenweise Ausweise verbrannt. In einem letzten trotzigen Aufbegehren hatte jemand »TOD ALLEN AMERIKANERN!« an eine Hofmauer gekritzelt.

»Wir haben genug gesehen«, sagte Carina mit grimmiger Miene. Mit Corporal O'Leary im Schlepptau stolperte sie aus den Verwaltungsbüros. Ihr schwerfälliger Gang lag nur zum Teil an den Armeestiefeln. Ein Gefühl von Beklemmung drückte sie hinunter, wenn sie sich vorstellte, was sie wohl in den Ausstellungssälen vorfinden oder *nicht* vorfinden würde, dort, wo die wertvollsten Stücke des Museums in über fünfhundert Vitrinen präsentiert wurden.

Der Weg durch den langen Hauptgang gab ihren Befürchtungen neue Nahrung. Mehrere Sarkophage waren aufgebrochen und Statuen enthauptet worden.

Carina betrat den ersten Saal, in dem sich babylonische Kunstgegenstände befunden hatten. Ein korpulenter Mann mittleren Alters stand über eine zerschmetterte Vitrine gebeugt. Neben ihm nahm ein junger Iraker eine AK-47 in Anschlag, als sie hereinkamen.

Der Marine hob seinen Karabiner an die Schulter. Der schwergewichtige Mann sah auf und starrte den Soldaten durch dicke Brillengläser an. In seinen Augen lag eher Verachtung als Angst. Sein Blick glitt zu Carina – und sein Gesicht erstrahlte in einem Vierzehnkaratlächeln.

»Meine liebe Miss Mechadi«, sagte er herzlich.

»Hallo, Dr. Nasir. Freut mich, dass es Ihnen gut geht.« Carina wandte sich an den Marine. »Corporal, das ist Mohammed Jassim Nasir. Er ist Chefkurator des Museums.«

Der Marine ließ die Waffe sinken. Der Iraker tat mit seiner AK-47 dasselbe, ließ aber einen Moment verstreichen, um zu zeigen, dass er sich von dem Amerikaner nicht ein-

schüchtern ließ. Trotzdem behielten sie sich gegenseitig im Auge.

Nasir kam herüber, um Carinas Hände in die seinen zu nehmen. »Sie hätten nicht so früh kommen sollen. Es ist noch immer ziemlich gefährlich.«

»*Sie* sind hier, Professor.«

»Natürlich. Diese Institution ist mein Leben.«

»Ich verstehe Sie vollkommen«, sagte Carina. »Aber die Gegend um das Museum herum ist sicher.« Sie nickte zu ihrem Begleiter hinüber. »Und Corporal O'Leary passt gut auf mich auf.«

Nasirs Miene verfinsterte sich. »Ich hoffe, dieser Gentleman ist ein besserer Beschützer, als es seine Kameraden waren. Wenn meine tapferen Kollegen nicht gewesen wären, stünden wir jetzt vor der totalen Katastrophe.«

Carina verstand Nasirs Wut. Die amerikanischen Truppen waren erst vier Tage, nachdem die Museumskuratoren den Kommandeuren von den Plünderungen berichtet hatten, angerückt. Carina hatte verzweifelt versucht, sie zu einem schnelleren Eingreifen zu bewegen. Sie hatte den amerikanischen Offizieren mit ihrem UNESCO-Ausweis, der um ihren Hals hing, vor der Nase herumgewedelt, nur um mitgeteilt zu bekommen, dass die Situation zu ungewiss und gefährlich sei.

Carina sah keinen Sinn darin, über die Schuldfrage zu diskutieren. Der Schaden war bereits angerichtet. »Ich habe mit den Amerikanern gesprochen. Sie meinten, es wäre zu einer blutigen Schlacht gekommen, wenn sie früher eingegriffen hätten.«

Nasir warf einen vernichtenden Blick in Richtung des Marine. »Ich verstehe. Sie waren zu sehr damit beschäftigt,

die Ölquellen zu beschützen.« Der finstere Ausdruck in seinem nussbraunen Gesicht verriet, dass er ein Blutbad der Plünderung vorgezogen hätte.

»Ich bin genauso schockiert wie Sie. Es ist einfach schrecklich.«

»Zum Glück ist es nicht überall so schlimm wie hier«, sagte Nasir mit unerwartetem Optimismus. »Die Kunstgegenstände aus dieser Vitrine waren nicht sehr bedeutend. Zum Glück hat das Museum nach der Invasion von 1991 einen Notfallplan ausgearbeitet. Die Kuratoren haben die meisten Kunstwerke in sichere Räume gebracht, die ausschließlich fünf langjährigen Museumsmitarbeitern bekannt sind.«

»Das ist ja wunderbar, Professor!«

Doch Nasirs gute Laune hielt nicht lange an. Nervös zupfte er an seinem Bart. »Ich wünschte, die restlichen Neuigkeiten wären genauso gut«, sagte er mit traurigem Unterton. »Andere Museumsbereiche hat es nämlich schlimm erwischt. Die Diebe haben die größten Kunstschätze aus Mesopotamien geplündert. Sie haben die heilige Vase und die Maske von Warka, die Bassetki-Statue, die Elfenbeinskulptur der Löwin, die eine Nubierin angreift, sowie die Kupferstiere mitgenommen.«

»Diese Objekte sind unbezahlbar!«

»Abgesehen von den kleinen Dieben, die wir aus dem Museum vertreiben konnten, waren die Leute, die die wertvollen Antiquitäten mitgenommen haben, gut informiert. Den schwarzen Obelisken haben sie zum Beispiel stehen lassen.«

»Sie müssen gewusst haben, dass sich das Original im Louvre befindet.«

Nasirs Lippen wurden schmal, während er grimmig lächel-

te. »Sie haben keine *einzige* Kopie angerührt. Sie waren gut organisiert und äußerst wählerisch. Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.«

Nasir ging voran zu den Lagerräumen im Erdgeschoss. Die Regale an den Wänden waren leer. Dutzende von Krügen, Kesseln und Tonscherben lagen über den Fußboden verstreut. Karina kickte eine Armeeuniform beiseite.

»Die Republikanische Garde hat sich hier ebenfalls aufgehalten«, sagte sie. »Irgendeine Vorstellung davon, was alles fehlt?«

»Es wird Jahre dauern, die Verluste zu dokumentieren. Ich schätze, dass um die dreitausend Objekte verschwunden sind. Aber leider ist das noch nicht alles.«

Sie traten in einen Ausstellungssaal mit römischen Antiquitäten. Der Professor schob ein Eckregal beiseite, um an eine verborgene Tür zu kommen. Die Verglasung war eingeschlagen und das Stahlgitter aufgebogen worden. Er suchte in seiner Tasche nach einer Kerze und einem Feuerzeug. Dann stiegen sie die schmale Treppe hinunter und kamen zu zwei Metalltüren, die ohne Anzeichen von Gewalteinwirkung sperrangelweit offen standen. Man hatte den Raum hinter der Tür mit einer Mauer versiegelt. Carina sah, dass Betonziegel für eine ausreichend große Öffnung herausgebrochen worden waren.

Sie kletterten hindurch und kamen in einen heißen und stickigen Raum. Beißender Gestank drang ihnen in die Nase. Fußabdrücke auf dem staubigen Boden waren mit einem gelben Klebeband markiert, wie es von der Spurensicherung am Tatort verwendet wurde.

Carina sah sich um. »Wo sind wir?«

»In den Lagerräumen im Keller. Es gibt insgesamt fünf da-

von. Nur ein paar Leute im Museum wussten von ihrer Existenz. Deshalb dachten wir, die Sammlung wäre sicher. Wie Sie sehen können, haben wir uns getäuscht.«

Er bewegte die Kerze. Ihr gelbes Licht fiel auf Dutzende von Plastikkästen, die achtlos durch die Gegend geworfen worden waren.

»Ich habe noch nie ein so fürchterliches Chaos gesehen«, flüsterte Carina.

»In den Kästen waren Rollsiegel, Perlen, Münzen, Glasflaschen, Amulette und Schmuck. Tausende von Objekten sind verschwunden.« Er hielt die Kerze über mehrere größere Plastikkästen, die sich an der Wand befanden. »Die haben sie gar nicht beachtet. Offenbar haben sie gewusst, dass sie leer sind.«

Corporal O'Leary musterte den Schauplatz der Verwüstung mit einem Straßenkämpferblick. »Wenn Sie mir die Frage erlauben, Sir, wie haben die Leute diesen Raum gefunden?«

Nasirs energische Gesichtszüge erschlafften, er nickte bedrückt. »Die Amerikaner sind nicht die Einzigen, die Grund haben, sich zu schämen. Wir vermuten, dass einer unserer Mitarbeiter, der das Museum genauestens kannte, die Diebe auf diesen Raum aufmerksam gemacht hat. Wir haben Fingerabdrücke von unserem Personal genommen, bis auf den Sicherheitschef, der nicht mehr an seinen Arbeitsplatz zurückgekehrt ist.«

»Ich habe mich schon gewundert, dass an der Tür überhaupt keine Spuren von Gewalteinwirkung zu sehen sind«, bemerkte Carina.

»Die Diebe sind auf demselben Weg wie wir in den Keller gekommen, aber sie haben vergessen, Taschenlampen mitzu-

nehmen, oder nicht erwartet, dass sie welche brauchen würden.« Er hob ein verkohltes Stück Schaumstoff auf. »Dieses Zeug haben sie von oben geholt. Es verbrennt schnell, und die Dämpfe müssen verheerende Auswirkungen gehabt haben. Auf dem Boden haben wir einen Schlüsselbund entdeckt, den sie wahrscheinlich nicht wiedergefunden haben. Sie haben dreizehn Schränke mit unseren wertvollsten Rollsiegeln und Zehntausenden von Gold- und Silbermünzen übersehen. Ich schätze, dass ungefähr zehntausend Ausgrabungsstücke fehlen. Aber ein paar hundert Kästen sind unberührt geblieben, Allah sei Dank.«

Sie traten durch eine Tür in einen größeren Raum, der mit antiken Gegenständen in allen erdenklichen Größen und Formen gefüllt war. »Diese Objekte wurden vorläufig katalogisiert und sollten später in die Hauptsammlung integriert werden. Einige lagern hier schon seit mehreren Jahren.«

»Die Fußspuren führen hier herein«, sagte Carina.

»Die Diebe werden wahrscheinlich gedacht haben, dass sich etwas Wertvolles in diesem Raum befindet. Das können wir aber erst feststellen, wenn wir alles mit der Inventarliste abgeglichen haben. Allerdings sind wir viel zu sehr damit beschäftigt, wertvollere Stücke zu bergen.«

»Ich habe gehört, dass es eine Amnestie gibt«, sagte sie.

»Richtig. Das hat mir zum Teil den Glauben an die Menschheit wiedergegeben. Die Leute haben Tausende von Gegenständen zurückgebracht, einschließlich der Maske von Warka. Ich hoffe, dass es noch mehr werden, aber wie Sie wissen, sind die wertvollsten wahrscheinlich längst im Besitz einiger wohlhabender Sammler, die in New York oder London sitzen.«

Carina seufzte zustimmend. Die Diebstähle waren offenbar

sorgfältig geplant worden. Die Invasionspläne waren schon Wochen vorher bekannt gewesen. Skrupellose Händler in Europa oder den Vereinigten Staaten hätten beizeiten Bestellungen ihrer reichen Klientel für bestimmte Objekte annehmen können.

Der Antiquitätenhandel war inzwischen fast so lukrativ geworden wie das Geschäft mit Drogen. London und New York waren die größten Märkte. Entwendete Objekte von illegalen Ausgrabungsstätten in Griechenland, Italien und Südamerika wurden häufig in der Schweiz gewaschen, wo Antiquitäten bereits nach nur fünf Jahren im Land legalen Status erhielten.

Stumm und nachdenklich stand Carina inmitten der leeren Kästen. Nach einer Weile sagte sie: »Vielleicht kann ich den Amnestieprozess beschleunigen.«

»Aber *wie?* Wir haben die Nachricht bereits überall gestreut.«

Sie wandte sich an den Marine. »Ich glaube, ich brauche Ihre Hilfe, Corporal O'Leary.«

»Ich habe strikten Befehl, Sie in allem zu unterstützen.«

Carina verzog die Lippen zu einem geheimnisvollen Lächeln. »Darauf habe ich gezählt.«

2

Der Asphalt vibrierte unter dem Dröhnen des fünfundzwanzig Tonnen schweren Bradley-Schützenpanzers und kündigte den Truppentransporter an, lange bevor er ins Sichtfeld rumpelte. Als das Fahrzeug um die Ecke bog und über den Boulevard rollte, war der Mann, der eben noch an den leeren Geschäften entlanggegangen war, in einer Gasse verschwunden. Er versteckte sich in einem Hauseingang, wo er für das Nachtsichtgerät des Fahrzeugs unsichtbar war.

Der Mann beobachtete den Schützenpanzer, bis dieser hinter der nächsten Ecke verschwunden war, bevor er sich wieder aus der Gasse wagte. Das Dröhnen der Bomben, das dem Vormarsch der amerikanischen Truppen vorausging, war verstummt. Nur noch sporadisches Maschinengewehrknattern war zu hören. Bis auf die Schusswechsel, die folgten, wenn die Invasoren Widerstandsnester aushoben, herrschte eine Kampfpause, während die Koalition und die Reste der Verteidigung über ihr weiteres Vorgehen nachdachten.

Er kam an einer verunstalteten Statue von Saddam Hussein vorbei und lief ungefähr zehn Minuten weiter, bis er eine Seitenstraße erreichte. Im Schein einer Stifttaschenlampe, die einen dünnen roten Strahl abgab, studierte er einen Stadtplan, dann steckte er Plan und Lampe zurück in die Tasche und folgte der Straße.

Obwohl er ein groß gewachsener Mann von über eins neunzig war, bewegte er sich so lautlos wie ein Schatten durch die stockfinstere Nacht. Diese Fähigkeit hatte er in

wochenlangem Training in einem Lager erworben, das von früheren Mitgliedern der französischen Fremdenlegion, der US-amerikanischen Delta Force und der britischen Special Ops geführt wurde. Er konnte sich in schwerstbewachte Einrichtungen einschleichen, um seinen Auftrag auszuführen. Obwohl er ein Dutzend verschiedener Tötungsmethoden kannte, war seine Lieblingswaffe die alles zerquetschende Kraft seiner großen, dickfingrigen Hände.

Er hatte bereits einen langen Weg hinter sich. Seine Familie hatte in einer Kleinstadt in Südspanien in ärmlichen Verhältnissen gelebt, als ihn sein Wohltäter gefunden hatte. Er war noch keine zwanzig gewesen und hatte in einem Schlachthaus gearbeitet. Er mochte das Töten, auch wenn es nur um Hühner oder Rinder ging, und versuchte immer wieder, ein wenig Kreativität in seine Arbeit einzubringen. Trotzdem verlangte etwas in ihm nach Höherem.

Beinahe wäre es jedoch schiefgegangen. Er hatte einen nervigen Kollegen bei einem idiotischen Streit stranguliert. Während er mit einer Anklage wegen Mordes im Gefängnis schmorte, machten die Schlagzeilen ein großes Ding aus der Tatsache, dass er der Sohn des letzen spanischen Garotte-Henkers war, damals, als die Strangulation noch die staatlich befürwortete Exekutionsmethode gewesen war.

Eines Tages hielt der Mann, der sein Gönner werden sollte, in einem Wagen mit Chauffeur vor dem Gefängnis. Er setzte sich mit hinein in die Zelle und sagte zu dem jungen Mann: »Sie haben eine stolze und ruhmreiche Vergangenheit und eine große Zukunft.«

Der junge Mann lauschte gebannt, als der Fremde vom Dienst der Familie am Staat sprach. Er wusste, dass der Vater des jungen Mannes arbeitslos geworden war, nachdem man

1974 die Garrotte eingemottet hatte, dass er seinen Namen geändert und sich auf einen kleinen Bauernhof zurückgezogen hatte, wo die Familie ein Leben am Existenzminimum führte, bis er verarmt und gedemütigt gestorben war und eine Witwe und ein Kind hinterlassen hatte.

Der Wohltäter wollte, dass der junge Mann für ihn arbeitete. Er bestach die Gefängniswärter und den Richter, gab der trauernden Familie mehr Geld, als der tote Hühnerrupfer in hundert Jahren hätte verdienen können, und die Anklage gegen den jungen Mann wurde fallen gelassen. Er wurde auf eine Privatschule geschickt, wo er mehrere Sprachen lernte, und nach seinem Abschluss erhielt er eine militärische Ausbildung. Die Berufskiller, die ihn unter ihre Fittiche nahmen, erkannten – wie zuvor schon sein Gönner –, dass er Talent besaß. Bald wurde er auf Einzelmissionen geschickt, um Leute zu beseitigen, die seinem Wohltäter ein Dorn im Auge waren. Er bekam einen Anruf mit den Instruktionen, er führte den Auftrag aus, und das Geld wurde auf einem Schweizer Bankkonto deponiert.

Bevor er nach Bagdad gekommen war, hatte er einen militanten Priester getötet, der die Gegner einer Mine, die sich im Besitz des Gönners in Peru befand, aufgestachelt hatte. Er war gerade auf dem Rückweg nach Spanien zu seinem Gönner gewesen, als er die Nachricht erhielt, als Vorhut der amerikanischen Invasion illegal in den Irak einreisen zu sollen. Dort hatte er sich nun in einem kleinen Hotel eingemietet und die nötigen Kontakte geknüpft.

Er war enttäuscht, als er erfuhr, dass es kein Mordauftrag war, sondern lediglich darum ging, den Diebstahl eines Objekts aus dem Museum von Bagdad zu organisieren. Positiv war allerdings zu verbuchen, dass er bei der Invasion einen

Logenplatz haben und Tod und Zerstörung aus nächster Nähe miterleben würde.

Er studierte noch einmal den Stadtplan und brummte zufrieden. Er war nur noch ein paar Minuten von seinem Ziel entfernt.

3

Wegen des Stromausfalls in der Stadt fiel es Carina schwer, das Betongebäude in der Altstadt von Bagdad zu finden. Sie war schon einmal dort gewesen, allerdings bei Tageslicht und nicht inmitten eines Krieges. Die Fenster waren vernagelt worden, was dem Gebäude das Aussehen einer Festung verlieh. Als sie auf die dicke Holztür zuschritt, konnte sie in der Ferne eine Gewehrsalve hören.

Sie drückte den schweren gusseisernen Türgriff. Die Tür war nicht verschlossen, also stieß sie sie auf und trat ein. Der Schein von Öllampen erhellte die Gesichter von Männern, die über Backgammonbretter und Teegläser gebeugt saßen. Der dichte, erstickende Rauch, den Dutzende von Zigaretten und Wasserpfeifen erzeugten, dämpfte den Schweißgestank nach ungewaschenen Körpern kaum.

Das leise Murmeln männlicher Stimmen verstummte, als hätte man einen Schalter umgelegt. Obwohl die meisten der unrasierten Gesichter im Dunkeln lagen, wusste sie, dass sie gerade zur Zielscheibe feindseliger Blicke geworden war.

Zwei Gestalten lösten sich aus einer dunklen Ecke wie Tiere, die aus einem Sumpf krochen. Einer schlüpfte hinter ihr vorbei, schloss die Tür und schnitt ihr damit den Fluchtweg ab. Der andere baute sich vor ihr auf. »Wer sind Sie?«, knurrte er auf Arabisch.

Sein Atem stank nach altem Tabak und Knoblauch. Carina unterdrückte einen Würgereiz und richtete sich zu ihrer vollen Größe von einsvierundsechzig auf. »Sagen Sie Ali, dass Mechadi ihn sehen will.«

Weibliche Bestimmtheit war bei arabischen Männern nicht gern gesehen. Ein Arm legte sich von hinten um ihren Hals und drückte sanft zu. Der Mann vor ihr zauberte ein Messer hervor und hielt es so dicht vor ihr linkes Auge, dass die Spitze nur noch ein verschwommener Fleck war.

Sie krächzte einen leisen Hilferuf.

Dann flog krachend die Tür auf. Der Arm um ihren Hals entspannte sich. Corporal O'Leary stand im Türrahmen, den Lauf seines Karabiners an den Schädel des Türpostens gedrückt. Der Marine hatte Carina über ein Walkie-Talkie gehört, das auf den gleichen Kanal wie dasjenige an ihrer Weste eingestellt war.

Ein Humvee stand auf der anderen Straßenseite. Die Dachscheinwerfer des Fahrzeugs waren eingeschaltet, und die Leute im Teehaus hatten einen unverstellten Blick auf den langen Lauf des M2-Maschinengewehrs, das oben auf dem Fahrzeug montiert war. Die Waffe zielte auf die Tür. Eine Einheit von Marines stand mit erhobenen Gewehren auf der Straße.

Der Marine ließ den Mann mit dem Messer nicht aus den Augen. »Alles okay?«

»Ja, danke«, sagte sie und rieb sich den Hals. »Mir geht es gut.«

»In meinem Arabisch-Crashkurs hat man mir nicht beigebracht, wie man so einem Kerl sagt, dass ich seine Hirnmasse hier im Raum verteilen werde, wenn sein Freund das Messer nicht fallen lässt.«

Carina übersetzte holprig, aber wirkungsvoll. Das Messer fiel zu Boden, dann kickte es der Marine außer Reichweite. Die beiden Schläger stolperten beinahe übereinander, als sie sich ins Halbdunkel zurückzogen, aus dem sie hervorgekrochen waren.

Eine Stimme hinter einem Vorhang an der Rückseite des Teehauses rief: »Friede sei mit euch!«

Carina erwiderte den traditionellen arabischen Gruß. »Friede sei mit dir, Ali.«

Ein Mann erschien zwischen den schmuddeligen Baumwolllaken, die als Vorhänge dienten, und schlängelte sich zwischen den vollgestellten Tischen hindurch. Das Licht des Humvee fiel auf sein pausbäckiges Gesicht mit der fleischigen Nase. Eine runde Wollkappe bedeckte seinen rasierten Schädel. Sein T-Shirt der *New York Yankees* war zu kurz für den fülligen Körper und ließ seinen behaarten Bauchnabel frei.

»Willkommen, Signorina Mechadi«, sagte er und klatschte in die Hände. »Dasselbe gilt für Ihre Freunde.«

»Einer Ihrer Männer hätte mir fast ein Auge ausgestochen«, erwiderte Carina. »Ist das Ihre Art, Gäste willkommen zu heißen?«

Alis kleine Augen glitten über Carinas Körper und kehrten dann zu ihrem Gesicht zurück. »Sie tragen eine Uniform«, sagte er mit einem salbungsvollen Lächeln. »Vielleicht dachte er ja, Sie wären ein feindlicher Soldat.«

Carina überhörte Alis Bemerkung. »Ich möchte mit Ihnen reden.«

Der Iraker kratzte seinen kümmerlichen schwarzen Bart, in dem ein paar Essensreste hingen. »*Selbstverständlich.* Gehen wir nach hinten und trinken einen Tee.«

Der Marine machte sich bemerkbar. »Soll ich Sie begleiten?«

»Ich komm schon klar.« Carina warf einen Blick durch den Raum. »Eine kleine Rückversicherung wäre allerdings nicht schlecht. Wie Sie sehen können, zieht Alis Laden nicht gerade die feine Kundschaft an.«

Der Corporal grinste. Er streckte den Kopf zur Tür hinaus

und winkte. Mehrere Marines drängten in den Raum und gingen an den Wänden in Stellung.

Ali hielt den schmutzigen Vorhang auf, öffnete eine Stahltür und begleitete sie in einen hellerleuchteten Raum. In einem anderen Gebäudeteil surrte ein Generator. Farbenprächtige Teppiche bedeckten Fußboden und Wände. Ein Fernseher war an eine außen angebrachte Überwachungskamera angeschlossen, die Bilder von der Straße zeigte. Der Humvee war deutlich zu erkennen.

Mit einer einladenden Geste forderte Ali Carina auf, auf einem Podest mit großen Samtkissen Platz zu nehmen. Er bot ihr Tee an, den sie jedoch ablehnte. Dann schenkte er sich selbst ein Glas ein.

»Was veranlasst Sie mitten in einer Invasion zu diesem Besuch?«

Ihre Augen reagierten mit einem strengen Blick auf die Frage. »Ich komme vom Nationalmuseum. Tausende von antiken Objekten sind geplündert worden.«

Plötzlich ließ er das Glas sinken. »Das ist ja grauenhaft! Das Nationalmuseum ist das Herz und die Seele des irakischen Kulturerbes!«

Carina lachte laut über Alis geheuchelte Betroffenheit. »Sie hätten Schauspieler werden sollen, Ali. Für diese eine Zeile hätten Sie problemlos den Oscar gewonnen.«

Ali hatte seine schauspielerischen Fähigkeiten als Ringkampfprofi gelernt. Er hatte sogar in den USA unter dem Namen Ali Babbas gekämpft.

»Wie kommen Sie darauf, dass ich etwas mit einem Bruch zu tun haben könnte?« Er benutzte noch immer gern amerikanische Slangausdrücke, die er in seiner Ringkampfzeit aufgeschnappt hatte.

»Kein einziges antikes Stück geht ohne Ihr Wissen oder Ihre Zustimmung über die irakische Grenze.«

Ali hatte ein weltumspannendes Netz aus Vermittlern, Händlern und Sammlern aufgebaut. Er hatte sogar Beziehungen zur Familie von Saddam Hussein gepflegt, und ihm wurde nachgesagt, er hätte viele Objekte für die Sammlungen seiner psychopathischen Söhne Uday und Qusay erworben.

»Ich handle nur mit *legalen* Objekten. Sie können das Gebäude durchsuchen lassen, wenn Sie möchten.«

»Sie sind unehrlich, aber nicht dumm, Ali. Ich verlange nicht die Rückgabe der weniger wertvollen Stücke. Sie sind für das Museum wertlos, sofern ihre Herkunft nicht geklärt ist.« Sie zog ein Blatt Papier aus der Tasche und reichte es Ali. »Ich will *diese* Gegenstände. Ich biete Amnestie und stelle keine Fragen.«

Mit seinen dicken Fingern faltete er den Zettel auseinander. Sein Mund verzog sich zu einem breiten Lächeln.

»Es überrascht mich, dass die Brooklyn Bridge nicht auf dieser Liste steht.«

»Sie gehört mir schon«, sagte Carina. »Also?«

Er gab ihr das Papier zurück. »Ich kann Ihnen nicht helfen.«

Carina steckte es wieder in die Tasche und erhob sich von dem Kissen. »Okay.«

»Weiter nichts? Sie enttäuschen mich, Signorina. Ich hatte erwartet, dass Sie hier wie üblich als Pitbull auftreten.«

»Dazu habe ich keine Zeit. Ich muss mit den Amerikanern reden.« Sie ging zur Tür.

»Die Amerikaner haben alle Hände voll damit zu tun, die Strom- und Wasserversorgung wieder in Ordnung zu bringen«, rief er ihr nach.

Carina blieb nicht stehen.

»Sie haben das Museum nicht bewacht. Glauben Sie wirklich, die Amerikaner würden ihre Zeit mit einem kleinen Dieb wie mir verschwenden?«

Sie legte ihre Hand auf den Türknauf. »Ich denke sogar, sie werden sich sehr dafür interessieren, wenn sie von Ihren Verbindungen zu Saddam Hussein erfahren.«

»*Jeder* im Irak hat Verbindungen zu Saddam Hussein«, sagte Ali unter schallendem Gelächter. »Vorsichtshalber habe ich keine Aufzeichnungen über meine Geschäfte gemacht.«

»Das spielt keine Rolle. Seit dem 11. September sitzt den Amerikanern der Finger locker am Abzug. Ich würde vorschlagen, Sie räumen dieses Gebäude, bevor man es mit einer Smartbomb ins Visier nimmt.«

Ali sprang von seinem Kissen auf und tapste zu ihr hinüber. Sein spöttisches Grinsen war einem besorgten Ausdruck gewichen. Er streckte die Hand nach dem Blatt Papier aus. »Ich will sehen, was ich tun kann.«

Carina hielt das Papier außerhalb seiner Reichweite. »Ich erhöhe den Einsatz. Erledigen Sie Ihre Anrufe jetzt. Und erzählen Sie mir nicht, die Telefone würden nicht funktionieren. Sie haben Ihre eigenen Kommunikationskanäle. Ich warte, während Sie Ihre Leute anrufen.«

Ali runzelte die Stirn und schnappte ihr die Liste weg. Er ging zu den Kissen hinüber und zog ein tragbares Funkgerät darunter hervor. Während der Gespräche benutzte er harmlose Formulierungen, die nicht verrieten, was eigentlich gemeint war. Nach dem letzten Anruf schaltete er das Funkgerät aus und stellte es auf den Teetisch.

»Sie bekommen, was Sie möchten – innerhalb von achtundvierzig Stunden.«

»Machen Sie vierundzwanzig draus«, sagte Carina. »Ich finde den Weg allein.« Sie öffnete die Tür und machte eine letzte spöttische Bemerkung. »Sie sollten Ihren Vorrat an Taschenlampenbatterien aufstocken.«

»Wie meinen Sie das?«

»Während die Idioten, die Sie angeheuert haben, im Dunkeln rumgetappt sind und sich die Finger verbrannt haben, haben sie dreißig Schränke mit den wertvollsten Rollsiegeln und haufenweise Silber- und Goldmünzen übersehen. *Ciao*.« Sie lachte leise und verschwand durch den Vorhang.

Sobald Ali die Tür hinter ihr zugeknallt hatte, wurde ein Teppich an der Wand beiseite geschoben, und ein Mann trat in den Raum.

Er war groß und kräftig gebaut. Sein engelhaftes Gesicht schien überhaupt nicht zu seiner Furcht einflößenden Statur zu passen, als hätte man seinen rasierten Schädel auf den falschen Körper gesetzt. Obwohl in seinem breiten Gesicht genug Platz für Konturen war, saßen Augen, Nase und Mund dicht beisammen, was ihm einen kindlichen und zugleich grotesken Ausdruck verlieh.

»Eine beeindruckende Frau«, sagte der Mann.

»Carina Merchadi?«, stieß Ali hervor. »Sie ist doch nur irgendeine Wichtigtuerin von der UNESCO, die glaubt, mich herumschubsen zu können.«

Der Fremde blickte zu dem Fernsehbildschirm hinauf und lächelte boshaft, als er sah, wie der Humvee mit Carina und den Marines davonfuhr. »Soweit ich es bemerkt habe, hat sie genau das getan.«

»Ich habe Saddam überlebt, und ich werde auch die Amerikaner überleben«, antwortete Ali mit einem grimmigen Lächeln.

Der Mann sah wieder den Araber an. »Ich hoffe, Ihre

Schwierigkeiten gefährden nicht die Angelegenheit, die wir gerade besprechen wollten.«

»Nicht direkt.«

»Was meinen Sie damit?«

»Es gab eine Panne.«

Der Mann kam dem Iraker bedrohlich nahe. »*Was* für eine Panne?«

»Der *Navigator* ist an einen anderen Käufer gegangen.«

»Wir haben Sie angewiesen, ihn aus dem Museum zu entwenden, und wir haben sogar im Voraus bezahlt. Ich bin nach Bagdad gekommen, um den Deal abzuschließen.«

»Ein anderer Interessent hat aber mehr geboten. Sie bekommen Ihr Geld zurück. Vielleicht kann ich den Käufer ja dazu überreden, das Objekt herauszurücken, obwohl der Preis dann bestimmt höher sein wird als ursprünglich vereinbart.«

Der Mann schien Alis Schädel mit seinem Blick zu durchbohren, obwohl er dabei lächelte. »Sie wollen doch nicht etwa mehr Geld, oder?«

»Wenn Sie das Geschäft lieber nicht machen wollen, auch okay.«

Ali kochte noch immer wegen des Zusammenstoßes mit Carina. Seine Wut beeinträchtigte ein wenig seine Wachsamkeit, sonst hätte er vielleicht den drohenden Unterton gehört, mit dem der Mann flüsterte: »Ich muss diese Statue haben.«

Zum ersten Mal bemerkte Ali die überproportional großen Hände an den langen, kräftigen Armen.

»Ich wollte Sie nur ein bisschen auf die Folter spannen«, sagte Ali mit einem breiten Grinsen. »Schieben Sie es auf die italienische Schlampe. Ich rufe im Lager an und lasse die Statue herbringen.«

Er bewegte sich in Richtung Sitzecke.

»Warten Sie«, sagte der Mann.

Ali hielt in der Bewegung inne.

Das Grinsen des Mannes wurde noch breiter, als er Alis Funkgerät vom Tisch nahm. »Ist es das, wonach Sie suchen?«

Ali machte einen Satz in Richtung Sitzpodest und schob eine Hand unter ein Kissen. Seine Finger umschlossen den Griff der Beretta und zogen die Pistole aus dem Versteck.

Der Mann bewegte sich mit der Schnelligkeit eines jagenden Geparden. Er ließ das Funkgerät fallen, packte Ali von hinten unterm Kinn und verdrehte seinen Arm. Die Pistole fiel aus Alis Hand, und sein Körper wurde nach hinten gebogen – wie ein Hufeisen auf einem Amboss.

»Sagen Sie mir, wo ich den *Navigator* finde, sonst breche ich Ihnen das Rückgrat.«

Ali war zwar abgebrüht, aber nicht besonders mutig. Er brauchte nur ein paar Sekunden starker Schmerzen, um sich selbst davon zu überzeugen, dass kein Kunstobjekt sein Leben wert war. »Okay, okay, ich sag's Ihnen«, keuchte er und spuckte eine Adresse aus.

Der Mann lockerte seinen Griff, und der Schmerz ließ nach. Alis Hand glitt zu dem Dolch in seiner Knöchelscheide. Sobald er freikam, würde er diesen Mistkerl wie ein Schwein abstechen. Doch er sollte keine Gelegenheit dazu bekommen. Der Mann legte seine freie Hand neben die andere unter Alis Kinn, und seine Finger drückten zu. Gleichzeitig zog er sein Knie hoch und bohrte es ihm ins Kreuz.

»Was tun Sie da? Ich dachte, wir hätten einen Deal«, brachte Ali nur mit Mühe heraus.

Er war schon beinahe bewusstlos, als er ein dumpfes Knacken hörte. Der Griff um sein Kinn löste sich. Alis Kopf

kippte auf seine Brust – wie bei einer Flickenpuppe. Er stürzte zu Boden.

Der Mann stieg über den noch zuckenden Körper hinweg und schob den Wandteppich beiseite, hinter dem sich die Hintertür des Gebäudes verbarg. Wenig später verschwand er im Gewirr der Gassen. Es dauerte fast bis zur Morgendämmerung, bis er wieder im Hotel war. Schließlich stand er am Fenster und beobachtete den Rauch, der über der verwundeten Stadt aufstieg, dann tätigte er einen Anruf über sein Satellitentelefon.

Sofort meldete sich die wohlklingende Stimme seines Gönners.

»Ich habe auf Ihren Anruf schon gewartet, Antonio«, sagte er.

»Entschuldigen Sie die Verspätung. Es gab unerwartete Schwierigkeiten.«

Antonio erzählte detailgenau von seiner Begegnung mit Ali. Sein Gönner würde sofort merken, wenn er log oder die Wahrheit verschleierte.

»Ich bin sehr enttäuscht, Antonio.«

»Ich weiß, Sir. Ich hatte Befehl, den *Navigator* niemand anderem in die Hände fallen zu lassen. Das schien der einzig mögliche Weg zu sein.«

»Es war richtig, die Anweisungen zu befolgen. Es ist wichtig, dass wir zuerst das Objekt finden. Wir haben fast dreitausend Jahre darauf gewartet. Auf ein paar Tage kommt es jetzt nicht mehr an.«

Antonio seufzte erleichtert. Er war darauf trainiert, weder Schmerz noch Angst zu empfinden, aber er kannte auch das Schicksal jener, die seinem Gönner missfielen. »Soll ich versuchen, die Statue aufzutreiben?«

»Nein. Ich werde es noch einmal über internationale Kanäle probieren. Dort wird es aber viel zu gefährlich für dich.«

»Ich habe Vorbereitungen getroffen, das Land über Syrien zu verlassen.«

»Gut.« Am anderen Ende der Leitung entstand eine kurze Pause. »Diese Frau, Carina Mechadi, sie könnte uns nützlich sein.«

»Auf welche Weise, Sir?«

»Wir werden sehen, Antonio. Wir werden sehen.«

Die Verbindung wurde unterbrochen.

Er schnappte seine Tasche und schloss hinter sich die Hotelzimmertür. Er hatte vor, sich mit einem Ölschmuggler zu treffen, der versprochen hatte, ihn aus dem Irak zu schaffen. Gemäß seinen Anweisungen, keine Spuren zu hinterlassen, müsste er den Mann Allah überantworten, sobald er sicher außer Landes war.

Bei dieser Aussicht lächelte er.

4

Fairfax County, Virginia, Gegenwart

Das rote Corvette-Cabrio bog von der Straße ab, die Stereoanlage bis zum Anschlag aufgedreht, wie eine fahrende Jukebox aus Tijuana – mit Salsamusik. Der Wagen brauste die Straße entlang, vorbei an einer viktorianischen Villa und Rasenflächen, die aussahen, als wären sie mit der Nagelschere geschnitten. Joe Zavala hielt seinen Wagen vor einem Bootshaus am Ufer des Potomac und wollte gerade hinter dem Lenkrad hervorschlüpfen, als er den Schuss hörte.

Als brillanter Konstrukteur von Unterseebooten für die *National Underwater and Marine Agency* trug Zavala normalerweise nichts Gefährlicheres als einen Laptop mit sich herum. Aber seine Jahre bei der Spezialeinsatzgruppe der NUMA hatten ihn die Pfadfinderweisheit gelehrt, allzeit bereit zu sein. Zavala griff unter den Autositz, seine Finger umschlossen ein Quick-Release-Holster, und seine Hand kam mit einer Walther PPK wieder zum Vorschein.

Er stieg aus und ging um das Bootshaus herum, wobei er sich mit der Geschmeidigkeit eines Rotwildjägers bewegte. Er presste sich mit dem Rücken an die Außenwand, schlich langsam bis zur Ecke und sprang hervor, die Waffe mit beiden Händen umklammert und bereit, den Gegner ins Visier zu nehmen.

Ein breitschultriger Mann in braunen Shorts und weißem

T-Shirt stand mit dem Rücken zu Zavala am Flussufer. Der Mann hielt eine Pistole locker neben dem Oberschenkel und inspizierte gerade eine Pappzielscheibe, die an einem Baum befestigt war. Eine rötliche Staubwolke hing in der Luft. Genau in dem Augenblick, als Zavala auf einen Zweig trat, nahm der Mann die Ohrenschützer vom Kopf. Er wandte sich zu dem knackenden Geräusch um und sah Zavala mit der Waffe im Anschlag hinter der Ecke hervorkommen.

Kurt Austin, Zavalas Chef der Spezialeinsatzgruppe der NUMA, grinste und sagte: »Etwa auf Truthahnjagd, Joe?«

Zavala ließ die Waffe sinken und ging zum Baum hinüber, um den Schuss zu inspizieren, der den Mittelring der Zielscheibe nur knapp verfehlt hatte.

»Du bist doch derjenige, der Truthähne jagen sollte, Einäugiger.«

Austin nahm die gelbe Schutzbrille ab, unter der korallenblaue Augen zum Vorschein kamen. »Ich halte mich lieber an unbewegliche Ziele.« Er betrachtete Zavalas Pistole. »Was bezweckst du eigentlich mit dieser SWAT-Imitation?«

Zavala steckte die Waffe in den Gürtel. »Du hast mir gar nicht gesagt, dass du dein teures Ufergrundstück in einen Schießstand verwandelt hast.«

Austin pustete den Rauch vom Pistolenlauf – wie ein Revolverheld, der beim Duell schneller gezogen hatte.

»Ich wollte nicht warten, bis ich mein neues Spielzeug auf einer Schießanlage ausprobieren kann.«

Er reichte Zavala die Duellpistole mit Steinschloss, Walnussgriff und graviertem oktogonalem Lauf.

»Gute Balance«, sagte er und wog die Waffe in der Hand. »Wie alt ist das gute Stück?«

»Sie wurde 1785 von Robert Wogdon, einem Londoner

Waffenschmied, hergestellt. Er hat die treffsichersten Duellpistolen seiner Zeit angefertigt. Man testet eine Duellpistole, indem man sie erst kurz vor dem Schuss hebt. Man nimmt sie mit ausgestrecktem Arm schnell in Anschlag und wartet nur so lange, bis man das Ziel anvisiert hat. Dann drückt man ab. Jeder Schuss ein Treffer.«

Zavala zielte auf einen anderen Baum und schnalzte mit der Zunge, um einen Pistolenschuss zu imitieren.

»Genau ins Schwarze«, sagte Austin.

Zavala gab ihm die Pistole zurück. »Hast du mir nicht mal erzählt, dass deine Pistolensammlung schon vollständig ist?«

»Daran ist Rudi schuld«, sagte Austin mit einem Schulterzucken. Rudi Gunn war der stellvertretende Direktor der NUMA.

»Er hat doch nur gesagt, dass wir nach unserem letzten Auftrag eine Dekompressionspause einlegen sollen«, bemerkte Zavala.

»Das habe ich gemeint. Untätigkeit ist für einen Sammler eine gefährliche Sache.« Austin riss die Zielscheibe vom Baum und stopfte sie in die Tasche. »Was führt dich nach Virginia? Gibt es keine Frauen mehr, mit denen du dich in Washington verabreden kannst?«

Zavalas stiller Charme und sein attraktiver Latin-Lover-Typ waren in der Washingtoner Dating-Szene sehr gefragt. Seine Mundwinkel verzogen sich zu seinem Markenlächeln.

»Ich werde dir jetzt nicht erzählen, dass ich wie ein Mönch gelebt habe. Du wirst mir das sowieso nicht glauben. Ich bin vorbeigekommen, um dir ein Projekt zu zeigen, mit dem ich schon vor Monaten begonnen habe.«

»Projekt S? Du kannst mir ja davon erzählen, während wir uns ein Bier genehmigen«, sagte Austin.

Er legte die Schießausrüstung in eine Tasche, wickelte die Pistole in ein weiches Tuch und führte Zavala über eine Treppe auf eine weitläufige Terrasse, von der aus man einen atemberaubenden Blick über den Fluss hatte.

Austin hatte das Bootshaus in der Nähe von Langley zu einer Zeit gekauft, als er in einer geheimen Unterwasserabteilung der CIA gearbeitet hatte. Die Anschaffung hatte zwar über seinem Budget gelegen, aber der Panoramablick über den Fluss war für ihn ausschlaggebend gewesen, und er hatte den Preis heruntergehandelt, weil das Bootshaus eine Ruine gewesen war. Er hatte Tausende von Dollars und unzählige Stunden investiert, um es von einem heruntergekommenen Bootsschuppen in einen komfortablen Rückzugsort zu verwandeln, wo er sich von den Strapazen seines Jobs als Leiter der Spezialeinsatzgruppe erholen konnte.

Austin holte zwei kalte Tecate-Biere aus dem Kühlschrank, ging auf die Terrasse hinaus und reichte Zavala eins davon. Sie stießen mit den Flaschen an und nahmen einen Schluck von dem mexikanischen Getränk. Zavala zog einen Computerausdruck aus der Tasche, legte ihn auf den Tisch und glättete die Blätter mit der Hand.

»Was hältst du von meinem neuen Unterwasserfahrzeug?«

Zavala hatte ein offenes Tauchboot entworfen, in dem Pilot und Beifahrer in Taucheranzügen außen auf dem Fahrzeug saßen und nicht in einem geschlossenen Cockpit. Offene Tauchboote hatten üblicherweise dieselbe Form wie ihre geschlossenen Gegenstücke, mit Propellern an dem einen Ende des torpedoförmigen Fahrzeugs und dem Piloten an dem anderen.

Zavalas Fahrzeug besaß einen langen Bug, der wie eine Motorhaube gewölbt war, ein spitz zulaufendes Heck, eine

gebogene Windschutzscheibe und einen zweifarbigen Innenraum. Es war mit Doppelscheinwerfern, weißen, sogenannten »Kiemen« und vier Strahlrudern anstelle von Rädern ausgestattet.

Austin räusperte sich. »Wenn ich nicht wüsste, dass dieses Ding ein Tauchboot ist, würde ich schwören, es sieht wie eine Corvette von 1961 aus. Wie *deine* Corvette.«

Zavala klemmte sein Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger. »Es ist aber türkis. Meine Corvette ist rot.«

»Sieht schnell aus«, sagte Austin anerkennend.

»Mein Wagen kommt in sechs Sekunden von null auf hundert Stundenkilometer. Dies hier ist ein bisschen langsamer. Aber es bewegt sich auf oder unter Wasser und schafft die unmöglichsten Kurven. Es kann alles, was ein Auto kann, nur nicht mit den Reifen quietschen.«

»Warum aber die Abweichung von, sagen wir mal, konventionellen Tauchbootformen wie Untertasse-, Torpedo- oder Knollenform?«

»Abgesehen von der Herausforderung wollte ich einfach etwas bauen, das man bei NUMA-Einsätzen benutzen kann und das doch leicht zu steuern ist.«

»Funktioniert das Ding auch?«

»Die Feldversuche sind gut verlaufen. Ich habe außerdem ein Transport- und Wasserungssystem konzipiert. Der Prototyp ist auf dem Weg in die Türkei. Ich fliege in einer Woche rüber, um bei der archäologischen Unterwasserausgrabung eines alten Hafens zu helfen, den man in Istanbul entdeckt hat.«

»Eine Woche sollte genügen.«

»Wofür?« Zavala wurde hellhörig.

Austin reichte Zavala ein aufgeschlagenes Wissenschafts-

magazin. Der Artikel berichtete über die Arbeit eines Schiffes, das Eisberge einfing und sicherte, die die Öl- und Gasbohrinseln vor Neufundland gefährdeten.

»Wie würde es dir gefallen, mich auf einer Fahrt durch die Iceberg Alley zu begleiten?«

Zavala überflog den Artikel. »Ich weiß nicht, Kurt. Macht einen ziemlich kalten Eindruck. Cabo klingt für mein warmblütiges mexikanisch-amerikanisches Naturell verlockender.«

Austin warf Zavala einen missbilligenden Blick zu. »Komm schon, Joe. Was willst du denn in Cabo? Am Strand liegen und Margaritas schlürfen? Mit einer hübschen Señorita im Arm den Sonnenuntergang betrachten?«

»Eigentlich, mein Lieber, dachte ich eher an Sonnenaufgänge, während ich meiner Señorita Liebeslieder vorsinge.«

»Du forderst dein Schicksal heraus«, sagte Austin mit leichter Verachtung. »Vergiss nicht, ich *habe* dich schon singen hören.«

Zavala machte sich keine Illusionen über seine Singstimme, die leicht dazu neigte, den Ton nicht zu treffen. »Guter Punkt«, sagte er mit einem Seufzer.

Austin nahm ihm das Magazin ab. »Ich will dich nicht drängen, Joe.«

Zavala wusste aus Erfahrung, dass sein Kollege ihn niemals drängte; er setzte ihn nur unter Druck. »Das möchte ich erleben.«

Austin lächelte. »Falls du interessiert sein solltest, brauche ich jedenfalls eine schnelle Entscheidung. Wir brechen morgen auf. Ich habe gerade das Okay bekommen. Was sagst du dazu?«

Zavala erhob sich und sammelte seine Tauchbootpläne ein. »Danke für das Bier.«

»Wohin gehst du?«

Zavala marschierte zur Tür.

»Nach Hause, um mein Flanellsuspensorium und eine Flasche Tequila einzupacken.«

5

In der Nähe von Ma'arib, Jemen

»Da unten, Mister, ist Grab von Königin.«

Der verhutzelte Beduine stieß mit einem knochigen Finger in die Luft und zeigte auf einen etwa einen Meter langen und sechzig Zentimeter breiten Spalt am Hang eines pockennarbigen Kalksteinhügels. Die schartigen Gesteinsschichten über und unter der Öffnung waren wie Lippen, die mit Fieberbläschen übersät waren.

Anthony Saxon ließ sich auf Hände und Knie nieder und spähte in die Öffnung. Er verdrängte den Gedanken an Giftschlangen und Spinnen, wickelte seinen Turban ab und zog sein beigefarbenes Wüstengewand aus, unter dem lange Hosen und ein Hemd zum Vorschein kamen. Er schaltete eine Taschenlampe an, richtete den Strahl probeweise ins Dunkle und atmete tief durch.

»Hinein in den Kaninchenbau!«, sagte er mit munterer Sorglosigkeit.

Saxon schlängelte sich mit seinen einsdreiundachtzig Metern Größe wie ein Salamander in die Öffnung und verschwand aus dem Blickfeld. Der Weg führte steil hinab, wie auf einer Kohlerutsche. Saxon erlebte einen kurzen Augenblick klaustrophobischer Panik, als sich die Rutsche verengte und er sich vorstellte, wie er stecken blieb. Doch unter dem einfallsreichen Einsatz seiner Finger und Zehen schaffte

er es dann doch, sich durch die schmale Öffnung zu zwängen.

Zu seiner Erleichterung wurde der Durchgang wieder breiter. Nachdem er ungefähr sieben Meter weit gekrochen war, endete die Rutsche, und er landete in einem Raum. Um nicht an eine vielleicht sehr niedrige Decke zu stoßen, richtete er sich langsam auf und suchte die Umgebung mit seiner Taschenlampe ab.

Der Lichtkegel traf auf die aus Steinblöcken gemauerte Wand eines rechtwinkligen Raumes, der ungefähr so groß war wie zwei Garagen. In der gegenüberliegenden Wand befand sich eine Öffnung mit einem vorstehenden Bogen in ungefähr ein Meter fünfzig Höhe. Er duckte sich durch die Öffnung und ging durch einen etwa fünfzehn Meter langen Gang, bis er in einem anderen rechteckigen Raum landete, der ungefähr halb so groß war wie der erste.

Der Staub, der sämtliche Oberflächen bedeckte, löste bei ihm einen Hustenanfall aus. Als er sich wieder beruhigt hatte, sah er, dass dieser Raum bis auf einen umgekippten hölzernen Sarkophag leer war. Der Deckel lag in einem Meter Entfernung daneben. Eine in Mullbinden gehüllte Gestalt, die vage an einen Menschen erinnerte, war halb aus dem alten Sarg gefallen. Saxon fluchte leise. Er war einige Jahrhunderte zu spät gekommen. Grabräuber hatten sämtliche wertvollen Gegenstände mitgenommen, lange bevor er geboren worden war.

Der Sarkophagdeckel war mit der Zeichnung eines jungen Mädchens verziert, das wahrscheinlich noch keine Zwanzig war. Sie hatte dunkle, überdimensional große Augen, einen vollen Mund und schwarzes, zurückgestecktes Haar. Sie sah energiegeladen und lebhaft aus. Mit sanftem Griff rollte er die

Mumie zurück in den Sarg. Die präparierte Leiche fühlte sich wie ein Sack voller trockener Zweige an. Er richtete den Sarkophag auf und legte den Deckel an seinen Platz zurück.

Er ließ den Lichtkegel über die Grabwände gleiten und las die in den Stein geritzten Buchstaben. Die Wörter, die sie bildeten, waren im Arabisch des 1. Jahrhunderts vor Christus geschrieben, das seit über tausend Jahren nicht mehr benutzt wurde.

»Mist«, murmelte er.

Saxon tätschelte das Bild auf dem Deckel. »Schlaf gut, Schätzchen. Tut mir leid, wenn ich dich gestört habe.«

Nach einem letzten traurigen Blick durch den Grabraum ging er denselben Weg zurück zum Schacht. Ächzend arbeitete er sich durch den engen Gang nach oben und zog seinen staubigen Körper aus dem Loch in die vierzig Grad heiße Luft. Seine Hosen waren zerrissen, seine Knie und Ellbogen zerschrammt und blutig.

Das Gesicht des Beduinen zeigte einen erwartungsvollen Ausdruck. »*Bilqîs?*«, fragte er.

Anthony Saxons Antwort bestand in einem schallenden Lachen. »Eher ein *billiger Trick,* würde ich sagen.«

Die Mundwinkel des Beduinen sanken herab. »Kein Königin.«

Saxon rief sich das Porträt auf dem Sarkophag ins Gedächtnis. »Vielleicht eine Prinzessin. Aber nicht die Königin von Saba.«

Am Fuß des Hügels ertönte eine Hupe. Ein Mann stand neben einem zerbeulten Landrover und winkte. Saxon winkte zurück, schlüpfte in sein Wüstengewand, wickelte sich den Turban um den Kopf und ging den steilen Weg hinunter. Der Mann, der die Hupe des sandbedeckten Fahrzeugs betä-

tigt hatte, war ein aristokratisch aussehender Araber, dessen Oberlippe sich unter einem üppigen Schnauzer versteckte.

»Was ist los, Mohammed?«, fragte Saxon.

»Zeit zu verschwinden«, sagte der Araber. »Böse Männer kommen.«

Er schwenkte den Lauf seiner Kalaschnikow in Richtung einer Stelle in etwa einem Kilometer Entfernung. Ein Fahrzeug, das sich näherte, wirbelte Staub auf.

»Woher weißt du, dass das böse Männer sind?«, fragte Saxon.

»Hier in Gegend *nur* böse Männer«, sagte der Araber mit einem Goldzahnlächeln. Ohne ein weiteres Wort kletterte er hinter das Lenkrad und ließ den Motor an.

Saxon hatte Respekt vor Mohammeds Fähigkeit, ihn in der Wildwestatmosphäre im Hinterland des Jemen am Leben zu erhalten. Hier schien jeder Dorfälteste über eine Privatarmee aus Banditen zu verfügen und Raub- und Mordpläne zu verfolgen.

Er schob sich auf den Beifahrersitz. Der Beduine stieg hinten ein. Mohammed drückte das Gaspedal durch. Schmutz und Sand spritzten von den Reifen. Beim Hochschalten gelang es dem Fahrer, zu steuern und gleichzeitig die Waffe im Anschlag zu halten.

Mohammed blickte regelmäßig in den Rückspiegel. Nach ein paar Minuten tätschelte er das Armaturenbrett, als wäre es der Hals eines treuen Rosses.

»Wir haben geschafft«, sagte er mit einem breiten Grinsen. »Haben Sie Königin gefunden?«

Saxon erzählte ihm von dem Sarkophag und der Mumie des jungen Mädchens.

Mohammed zeigte mit dem Daumen nach hinten auf den

Beduinen. »Ich habe Ihnen gesagt. Dieser Sohn eines Kamels und sein ganzes Dorf sind Gauner.«

Der Beduine glaubte, man hätte ihn gelobt, und setzte ein zahnloses Grinsen auf.

Saxon seufzte und blickte auf die ausgedörrte Landschaft. Die Schauplätze wechselten, aber der Ablauf war immer derselbe. Ein einheimischer Bauernfänger erzählte ihm begeistert, dass die Königin im wahrsten Sinne des Wortes direkt vor seiner Nase liege. Schließlich unternahm Saxon also eine haarsträubende Kletterpartie in eine alte Grabstätte, die wahrscheinlich schon vor Jahrhunderten von den Vorfahren des Bauernfängers geplündert worden war. Er konnte die vielen Mumien, die er in der Zwischenzeit gesehen hatte, schon gar nicht mehr zählen. Er hatte eine Menge netter Leute auf seinen Reisen getroffen. Zu schade, dass sie alle tot waren.

Saxon drückte dem erfreuten Beduinen ein paar Rial in die Hand und lehnte das Angebot des Mannes ab, ihm eine andere tote Königin zu zeigen.

Mohammed setzte den Beduinen vor mehreren Wüstenzelten ab und fuhr weiter nach Ma'arib. Saxon wohnte in einem Hotel, das *Garden of the Two Paradises* hieß. Er bat Mohammed, am nächsten Morgen ins Hotel zu kommen, um über seine weitere Planung zu entscheiden.

Nach einer heißen Dusche zog Saxon lange Baumwollhosen und ein Hemd an und ging hinunter in die Lounge. Sein Mund fühlte sich an, als hätte er ein ganzes Pfund Wüstensand verschluckt. Also setzte er sich an die Bar und bestellte einen Martini mit Bombay Sapphire. Und bald spülte die durchdringende Süße des Drinks den Staub seine Kehle hinunter.

Er plauderte mit zwei texanischen Ölarbeitern. Der näch-

ste Martini weckte seine Lebensgeister wieder, und einer von den Ölleuten fragte ihn, was er in Ma'arib täte.

Er sagte nur: »Ich mache hier Wasserproben.«

Die Ölarbeiter tauschten verblüffte Blicke aus und brachen schließlich in schallendes Gelächter aus. Bevor sie sich wieder auf den Weg zu ihren Unterkünften machten, spendierten sie Saxon einen dritten Martini.

Saxon befand sich gerade in dem angenehmen Stadium, wenn sämtliche Hirnaktivitäten von einem Alkoholschleier umhüllt sind, als ihm ein älterer Page ein Blatt Hotelbriefpapier mit einer kurzen handgeschriebenen Notiz reichte:

Ich glaube, ich kann Sie dem Seemann vorstellen. Falls Sie noch immer interessiert sind, ihn zu treffen, lassen Sie es mich so bald wie möglich wissen.

Er blinzelte, um den Blick scharf zu stellen, und las noch einmal. Der Absender war ein Antiquitätensammler aus Kairo namens Hassan, mit dem er telefoniert hatte, bevor er in den Jemen gekommen war. Er kritzelte eine Antwort unter die Nachricht und reichte sie dem Pagen zusammen mit einem Trinkgeld und der Anweisung, ihm für den nächsten Morgen ein Fahrzeug zu besorgen. Dann bestellte er die erste von mehreren Tassen starken Kaffees und machte sich daran, wieder nüchtern zu werden.

6

Zavala hatte seinen Seesack gepackt und war zum Aufbruch bereit, als Austin vor dem Gebäude der ehemaligen Bibliothek von Alexandria, Virginia, vorfuhr. Sein Freund hatte das Haus in eine Junggesellenbude mit mexikanischem Flair verwandelt. Die beiden Männer nahmen einen frühen Flug der Air Canada und landeten nach einem Zwischenstopp in Montreal auf dem Rollfeld in St. John's, Neufundland.

Ein Taxi brachte sie in das geschäftige Hafenviertel, wo die zweihundertsiebzig Fuß lange *Leif Eriksson* lag. Mit seinen viertausendsechshundert Tonnen wirkte das Schiff ziemlich imposant, es war nicht einmal fünf Jahre alt und mit einem verstärkten Rumpf zum Schutz gegen das Nordatlantikeis versehen.

Der Kapitän, ein Neufundländer namens Alfred Dawe, wusste, wann ihr Flug eintreffen sollte, und wartete bereits an Deck auf sie. Als die Männer die Gangway heraufkamen, stellte er sich vor und sagte: »Willkommen an Bord der *Eriksson*.«

Austin drückte seine Hand mit eisernem Griff. »Danke, dass Sie uns mitnehmen, Kapitän Dawe. Ich bin Kurt Austin, und das ist mein Kollege Joe Zavala. Wir sind Ihre neuen Eisbergcowboys.«

Dawe war ein untersetzter Mann in den Fünfzigern, der gern damit prahlte, dass er an einem Ort mit dem trostlosen Namen Misery Cove das Licht der Welt erblickt hatte und seine Familie so blöd war, immer noch dort zu leben. Seine klaren blauen Augen versprühten jungenhaften Schalk, und

ein Grinsen mit tiefen Grübchen stahl sich häufig auf sein rotes Gesicht. Abgesehen von seinem beißenden Humor war Dawe ein fähiger Skipper, der in den rauen Gewässern des Nordwestatlantiks viele Jahre Erfahrung mit Schiffen hatte. Er war den unverwechselbar türkisfarbenen Forschungsschiffen der NUMA schon häufig begegnet und wusste, dass die amerikanische Organisation die angesehenste Ozeanforschungseinrichtung der Welt war.

Als Austin angerufen und darum gebeten hatte, auf Eisberginspektionsfahrt zu gehen, hatte der Kapitän beim Schiffseigner angefragt, ob er Gäste an Bord mitnehmen durfte. Er hatte das Okay bekommen und Austin den nächsten Auslauftermin mitgeteilt.

Seit Austin ihm eine Kopie ihrer Lebensläufe geschickt hatte, war Dawe gespannt darauf, die beiden Männer persönlich kennenzulernen. Austin hatte Dawe klarmachen wollen, dass er und Zavala keine ahnungslosen Landratten waren, bei denen man aufpassen musste, dass sie nicht über Bord gingen.

Der Kapitän wusste jetzt von Austins Mastertitel der University of Washington, seiner Ausbildung als Taucher für Unterwassereinsätze und von seinen Kenntnissen auf dem Gebiet der Tiefseebergung. Lange bevor der NUMA-Gründer, Direktor James Sandecker, Austin von der CIA abgeworben hatte, war Austin auf Bohrtürmen in der Nordsee und bei der Meeresrettungsfirma seines Vaters mit Sitz in Seattle tätig gewesen.

Zavalas Lebenslauf besagte, dass er das *New York Maritime College* mit Auszeichnung absolviert hatte, ein erfahrener Pilot mit Hunderten von Stunden auf und unter Wasser und ein brillanter Ingenieur im Bereich Konstruktion sowie beim Einsatz von Unterwasserfahrzeugen war.

Angesichts der beeindruckenden akademischen Meriten war der Kapitän irritiert, als er den Männern der NUMA persönlich gegenüberstand. Austin und Zavala machten eher den Eindruck wohlerzogener Draufgänger als den von Wissenschaftlern. Ihr bescheidenes Auftreten konnte nicht über die Zähigkeit und zupackende Art hinwegtäuschen, die nur teilweise von höflichen Umgangsformen gemäßigt wurde.

Körperlich waren seine Gäste offenbar sehr strapazierfähig. Austin war über einsachtzig groß und wog um die hundert Kilo, ohne ein Gramm Fett an seiner kräftigen Gestalt. Mit den breiten Schultern und dem frühzeitig ergrauten, fast schon weißen Haar sah er wie ein Ein-Mann-Abschleppdienst aus. Sein ausdrucksvolles Gesicht war vom Dauereinsatz im Freien und den Ozeanwinden wettergegerbt, und die Sonne hatte seiner Haut einen metallischen Glanz verliehen. Lachfalten umrahmten kluge korallenfarbene Augen, die ruhig und mit einem Ausdruck, als könnte sie nichts erschüttern, in die Welt blickten.

Zavala war ein paar Zentimeter kleiner. Er hatte eine geschmeidige Muskulatur und bewegte sich mit der katzenartigen Leichtigkeit eines Matadors, ein Überbleibsel aus Collegetagen, als er Boxprofi im Mittelgewicht gewesen war. Er hatte aus seinem Unterricht eine vernichtende Kombination aus rechtem Kreuzschlag und linkem Haken mitgebracht. Mit dem Aussehen eines Filmstars und dem athletischen Körperbau wirkte er wie der Hauptdarsteller einer Piratengeschichte.

Der Kapitän führte seine Gäste zu den kleinen, aber komfortablen Kabinen.

»Ich hoffe, wir haben niemanden vertrieben«, sagte Austin, als er seinen Seesack in die Koje warf.

Dawe schüttelte den Kopf. »Wir verfügen bei dieser Fahrt über eine zwölfköpfige Crew – zwei weniger als sonst.«

»In diesem Fall fassen wir gerne mal mit an«, sagte Zavala.

»Ich verlasse mich darauf, meine Herren.«

Dawe machte mit den beiden einen Rundgang durch das Schiff, dann gingen sie auf die Brücke, wo er den Befehl zum Ablegen gab. Die Deckshelfer warfen die Muringleinen los, und das Schiff stampfte aus dem Hafen von St. John's. Nachdem sie an Fort Amherst und Point Spear vorbeigefahren waren, dem nordöstlichsten Punkt Nordamerikas, fuhr das Schiff unter dichten schlackegrauen Wolken an der neufundländischen Küste entlang.

Sobald es auf offener See und auf Kurs war, übergab Dawe das Kommando seinem ersten Maat und rollte ein Satellitenfoto auf einem Kartentisch aus.

»In den warmen Monaten beliefert die *Eriksson* die Bohrinseln mit Nahrungsmitteln und Ausrüstung. Von Februar bis Juli halten wir nach großen Eisbergen Ausschau, die von der Baffin Bay kommen.« Er tippte mit dem Zeigefinger auf das Foto. »Die meisten Brocken im Nordatlantik kommen von dort. In Westgrönland gibt es um die hundert Gletscher, aus denen neunzig Prozent der Neufundlandeisberge stammen.«

»Was bedeutet das für die aktuelle Zahl der Eisberge?«, fragte Austin.

»Ich schätze, dass um die vierzigtausend mittlere bis große Eisberge in Grönland gekalbt werden. Nur ein Bruchteil davon landet so weit südlich. Zwischen vierhundert und achthundert schaffen es bis zur Iceberg Alley, dem Gebiet um den achtundvierzigsten Längengrad nördlich von St. Johns. Sie treiben ungefähr ein Jahr lang herum, nachdem sie gekalbt

wurden, und schwimmen dann durch die Davisstraße in den Labradorstrom.«

»Mitten hinein in den Hauptschifffahrtsweg«, sagte Austin.

»Sie haben Ihre Hausaufgaben gemacht«, sagte Dawe mit einem Grinsen. »Da fängt der ganze Ärger nämlich an. Zwischen Kanada, den Vereinigten Staaten und Europa gibt es einen kontinuierlichen Schiffsverkehr. Die Reedereien wollen, dass die Fahrten so kurz und billig wie möglich sind. Diese Schiffe fahren knapp südlich an der Grenze des bekannten Eises entlang.«

»Dort, wo die Titanic auf *unbekanntes* Eis traf«, sagte Austin.

Dawes warmes Lächeln verschwand. »Man denkt oft an die *Titanic,* wenn man hier draußen ist. Sie erinnert einen daran, dass man sich mit einer schlechten Seemannschaft leicht eine einfache Fahrt zum Meeresgrund einhandelt. Das Grab der *Titanic* liegt in der Nähe der Neufundlandbank, wo sich Labrador- und Golfstrom treffen. Dort herrscht ein Unterschied in der Wassertemperatur von um die neun Grad, was Nebel entstehen lässt, so dicht wie Stahlwolle. Die Wasserströmungen sind in diesem Gebiet ziemlich komplex.«

»Bei dem Job müssen Ihnen manchmal ganz schön die Haare zu Berge stehen«, stellte Austin fest.

»Ich wünschte, daraus könnte ich ein Mittel für Glatzköpfe machen. So ein Eisberg schlingert manchmal herum wie ein Betrunkener auf dem Heimweg von einer Sauftour. Nordatlantikeisberge sind die schnellsten der Welt. Sie machen bis zu sieben Knoten die Stunde. Zum Glück haben wir eine Menge Unterstützung. Die International Ice Patrol fliegt die Gegend regelmäßig ab. Vorbeifahrende Schiffe behalten die Eisberge im Auge, und die *Eriksson* arbeitet mit einer Flotte

kleiner Versorgungsflugzeuge zusammen, die bei Öl- und Gasfirmen unter Vertrag stehen.«

»Wie sind Sie aufs Abschleppen gekommen?«, fragte Zavala.

»Wir haben versucht, Wasserkanonen einzusetzen, um die Eisberge zu bewegen. Das funktioniert auch, mit den kleineren, den sogenannten *growlern,* die ungefähr die Größe eines Klavierflügels haben. Aber es gibt keinen Schlauch, der groß genug wäre, um einen Fünfhunderttausendtonnenberg aus Eis zu bewegen. Sie in wärmeres Wasser zu schleppen scheint am besten zu funktionieren.«

»Wie viele Eisberge schleppen Sie denn so zur Zeit?«, fragte Austin.

»Nur solche, die auf eine Öl- oder Gasbohrinsel zutreiben. Zwei oder drei Dutzend. Sobald ein Schiff von einem Eisberg hört, kann es den Kurs korrigieren. Ein fünf Milliarden Dollar teurer Superbohrturm hat diese Möglichkeit aber nicht. Die Bohrinseln können sich zwar auch bewegen, aber das braucht eben Zeit. Vor ein paar Jahren wäre es beinahe zu einer Kollision gekommen. Der Eisberg wurde erst gesichtet, als er nur noch sechs Seemeilen von der Plattform entfernt war. Das war zu spät, um den Eisberg wegzuschleppen oder die Bohrinsel zu evakuieren. Das Versorgungsschiff konnte ihn in letzter Sekunde abdrängen. Der Eisberg steuerte genau auf den Bohrturm zu.«

»Trotz all der Überwachung? Ich bin überrascht, dass der Eisberg so nah herankommen konnte«, sagte Austin.

»Wie gesagt, ihr Kurs ist unberechenbar, abhängig von Form, Größe und Wind. Der eine hat sich an uns vorbeigemogelt. Wir halten Ausschau nach einem ziemlich großen Brocken, der im Nebel verschwunden ist, nachdem er vor

ein paar Tagen gesichtet wurde. Ich nenne ihn den Moby-Berg.«

»Hoffen wir, dass wir nicht Kapitän Ahab sind, der den weißen Wal jagt«, bemerkte Austin.

»Ich würde einen weißen Wal einem Eisberg durchaus vorziehen«, sagte Dawe. »Übrigens, habe ich Ihnen schon erzählt, warum die Neufundländer im Winter gern Auto fahren?«

Austin und Zavala sahen sich an, verwundert über den plötzlichen Themenwechsel.

»Weil der Schnee die Schlaglöcher füllt«, sagte Dawe. Er lachte so heftig, dass ihm Tränen über die Wangen liefen. Der Kapitän hatte einen scheinbar endlosen Vorrat an »Neufu« -Witzen, die seine Landsleute auf die Schippe nahmen. Während des Abendessens gab es weitere Kostproben.

Der Koch der *Leif Eriksson* servierte ein Essen, das einem Fünf-Sterne-Lokal zur Ehre gereicht hätte. Während sich Austin und Zavala über dünnes Roastbeef, grüne Bohnen und Kartoffelpüree mit Knoblauch, alles unter einer dicken Schicht Bratensoße, hermachten, ließ der Kapitän vor seinen aufmerksamen Zuhörern einen Witz nach dem anderen vom Stapel. Austin und Zavala ertrugen den Schwall schlechten Humors, bis sie es nicht mehr aushielten und sich zurückzogen.

Als sie früh am nächsten Morgen zur Brücke hinaufstiegen, schien der Kapitän Mitleid mit ihnen zu haben. Er verzichtete auf Witze und schenkte ihnen heißen Kaffee ein. »Wir liegen gut in der Zeit. Wir haben eine Menge kleiner Eisberge gesehen. Das ist unser erster *bergy bit,* die nächstgrößere Kategorie nach einem *growler.*«

Dawe zeigte auf einen Eisberg, der in einer Viertelseemeile Entfernung an der Steuerbordseite vorbeidriftete.

»Der ist größer als jeder andere Eisklotz, den ich bisher gesehen habe«, bemerkte Austin.

»Das ist aber nichts im Vergleich zu den Dingern, die wir noch zu Gesicht bekommen werden«, sagte der Kapitän. »Als richtiger Eisberg gilt nur, was an die zwanzig Fuß hoch und fünfzig lang ist. Alles was kleiner ausfällt, ist ein *bergy bit* oder *growler*.«

»Sieht so aus, als müssten wir uns hier draußen ein ganz neues Vokabular aneignen«, bemerkte Zavala.

Dawe nickte zustimmend. »Willkommen in der Iceberg Alley, meine Herren.«

7

Saxon holte seinen Mietwagen am Flughafen von Kairo ab und stürzte sich in die Verkehrsanarchie der uralten Pyramidenstadt. Die Kakophonie aus Hupgeräuschen und die erstickende Wolke aus Staub und Autoabgasen vereinigten sich zu einem wirksamen Gegenmittel zu den Wochen in der einsamen Wüste des Jemen.

Er fuhr in die Außenbezirke von Kairo und parkte auf der Sharia Sudan. Ein stechender Tiergeruch und unmenschliche Laute schlugen ihm von einem umzäunten Gelände entgegen, dem *Souq al-Gamaal*. Es war der alte Kairoer Kamelmarkt. Die Koppeln, einst von grünen Feldern umgeben, wurden nun von Appartementhäusern gesäumt.

Saxon hatte den Treffpunkt vorgeschlagen. Aus Sicherheitsgründen wollte er Hassan an einem öffentlichen Ort treffen. Außerdem entsprach die dungverkrustete Oase des alten Ägypten seinem Sinn für Dramatik.

Saxon zahlte das bescheidene Eintrittsgeld, das Nichtägypter entrichten mussten, und schlenderte zwischen den Koppeln hindurch. Hunderte von Kamelen, hauptsächlich aus dem Sudan, erwartete das Schlachthaus oder ein noch schlimmeres Schicksal, dergestalt nämlich dass sie übergewichtige Touristen zu den Pyramiden tragen mussten.

Saxon blieb stehen, um ein widerspenstiges Dromedar zu beobachten, das in einen großen Pick-up verladen wurde, als jemand sanft an seiner Hand zerrte.

Ein schmutzgesichtiger Straßenjunge, der über den Markt zog und um Bakschisch bettelte, versuchte seine Aufmerksam-

keit zu erregen. Saxons Blick folgte seinem ausgestreckten Zeigefinger. Ein Mann stand unter einem improvisierten Sonnensegel in der Nähe einer Gruppe feilschender Kamelkäufer. Saxon gab dem Jungen ein Trinkgeld und ging quer über die Koppel. Der Mann hatte den für Ägypter typischen Milchkaffeeteint und einen sorgfältig getrimmten Kinnbart. Er trug eine runde Häkelkappe und eine dazu passende *galibaya,* ein langes Baumwollgewand, das von vielen Ägyptern getragen wurde.

»*Sabaah ilkheer*«, sagte Saxon.

»*Sabaah unnuur,* Mr. Saxon. Ich bin Hassan.«

»Danke, dass Sie gekommen sind.«

»Sie wollen Geschäfte machen?«, fragte Hassan. Die Eröffnung hätte Saxon misstrauisch machen sollen. Ägypter tranken gerne erst einmal Tee, bevor sie übers Geschäft sprachen. Aber seine Ungeduld trübte sein Urteilsvermögen.

»Mir wurde gesagt, Sie könnten mir vielleicht behilflich sein, einen verschwundenen Gegenstand wiederzufinden.«

»Vielleicht«, sagte Hassan. »Wenn Sie den Preis dafür bezahlen können.«

»Ich zahle, was auch immer, solange es angemessen ist«, sagte Saxon. »Wann kann ich das Objekt sehen?«

»Ich kann es Ihnen gleich zeigen. Ich habe es im Wagen. Kommen Sie mit.«

Saxon zögerte. Die Kairoer Unterwelt hatte manchmal Verbindungen zu undurchsichtigen politischen Gruppen. Er hielt es für klüger, sich erst einmal ein Bild von Hassan zu machen, bevor er sich in seine Hände begab.

»Gehen wir zu Fishawi. Dort können wir uns unterhalten und erst einmal kennenlernen«, schlug er vor. Das beliebte Straßencafé lag in der Nähe des größten Basars und der ältesten Moschee von Kairo.

Hassan runzelte die Stirn. »Zu viele Leute.«

»Ja, ich *weiß*«, sagte Saxon.

Hassan nickte. Er führte sie vom Markt zu einem zerbeulten weißen Fiat, der am Bordstein stand. Er hielt Saxon die Tür auf.

»Ich folge Ihnen in meinem Wagen«, sagte Saxon.

Er ging über die Straße und setzte sich hinter das Lenkrad seines Mietwagens. Als er den Schlüssel ins Schloss steckte, um den Motor anzulassen, hielt ein Wagen mit quietschenden Reifen dicht neben ihm.

Zwei Männer in schwarzen Anzügen sprangen ganz plötzlich heraus und warfen sich in sein Fahrzeug, der eine hinten, der andere neben Saxon. Beide richteten Waffen auf Saxons Kopf.

»Fahren!«, befahl ihm der Mann auf dem Beifahrersitz.

Saxon gefror das Blut in den Adern. Doch er reagierte erstaunlich gelassen. In den Jahren als Forscher und Abenteurer hatte er schon viele solcher Situationen erlebt. Er startete den Motor, fuhr los und gehorchte dem Befehl, Hassans Wagen zu folgen. Er sagte kein Wort. Fragen hätten die ungebetenen Fahrgäste nur aufgebracht.

Der Fiat quälte sich durch die verstopfte Stadt in Richtung Zitadelle, einer Anlage aus Moscheen und Militärgebäuden. Saxons Mut sank. Nicht einmal eine komplette Armee würde ihn im Gassengewirr um die Zitadelle wiederfinden.

Hassans Wagen fuhr auf den Eingang eines unscheinbaren Gebäudes zu. Das Schild an der Fassade wies es auf Englisch und Arabisch als Polizeirevier aus.

Hassan und seine Männer zerrten Saxon aus dem Wagen und durch eine spärlich beleuchtete Eingangshalle in einen kleinen fensterlosen Raum, in dem es nach Schweiß und kal-

tem Zigarettenrauch roch. Die einzigen Möbel waren ein Metalltisch und zwei Stühle. Licht fiel lediglich durch eine Dachluke herein.

Saxons Erleichterung hielt sich in Grenzen. Er wusste, dass Leute, die in Ägypten in einer Polizeiwache verschwanden, manchmal nicht mehr herauskamen.

Ihm wurde befohlen, sich zu setzen und seine Brieftasche auszuhändigen. Man ließ ihn ein paar Minuten allein. Dann kehrte Hassan zurück, begleitet von einem Mann mit schütterem, grauem Haar, dem eine Zigarette von der dicken Unterlippe hing. Der Neuankömmling knöpfte die Anzugsjacke auf, die eng über seinem dicken Bauch saß, und ließ sich Saxon gegenüber auf den Stuhl fallen. Er zerdrückte seine Zigarette in einem Aschenbecher voller Kippen und schnippte mit den Fingern. Hassan reichte ihm die Brieftasche, die er öffnete, als wäre sie ein wertvolles Buch.

Er sah sich den Personalausweis an. »Anthony Saxon«, sagte er.

»Ja«, bestätigte Saxon. »Und Sie?«

»Ich bin Inspektor Sharif. Das ist mein Revier.«

»Darf ich fragen, warum ich hier bin, Inspektor?«

Sharif knallte die Brieftasche auf den Tisch. »Ich stelle hier die Fragen.«

Saxon nickte.

Der Inspektor zeigte mit dem Daumen auf Hassan. »Warum wollten Sie diesen Mann treffen?«

»Wollte ich *nicht*«, sagte Saxon. »Ich habe mit jemandem *namens* Hassan gesprochen. Aber das war er wohl nicht.«

Der Inspektor brummte. »Richtig. Das ist mein Mitarbeiter Abdul. Warum wollten Sie Hassan treffen? Er ist ein Dieb.«

»Ich dachte, dass er mich vielleicht zu gestohlenem Besitz aus dem Museum von Bagdad führen kann.«

»Sie wollten also gestohlene Waren erwerben«, stellte der Inspektor fest.

»Ich hätte sie dem Museum zurückgegeben. Reden Sie doch mit dem echten Hassan, um die Geschichte zu überprüfen.«

Der Inspektor warf Abdul einen wissenden Blick zu. »Nicht möglich«, sagte er zu Saxon. »Hassan ist tot.«

»Tot? Ich habe gestern noch mit ihm telefoniert. Was ist passiert?«

Während er Saxons Reaktion aufmerksam beobachtete, sagte Sharif: »Er wurde ermordet. Eine ziemlich blutige Angelegenheit. Sind Sie sich ganz sicher, dass Sie nichts darüber wissen?«

»Ja, absolut sicher.«

Der Inspektor zündete sich eine Zigarette der Marke Cleopatra an und blies zwei Rauchwolken durch die Nasenlöcher. »Ich glaube Ihnen das. Jetzt dürfen Sie fragen.«

»Woher wussten Sie, dass ich Hassan treffen wollte?«

»Ganz einfach. Sie stehen in seinem Terminkalender. Wir haben Ihren Namen überprüft. Sie sind ein bekannter Schriftsteller. Jeder liest Ihre Bücher.«

»Ich wünschte, es wären etwas mehr«, sagte Saxon mit einem matten Lächeln.

Der Inspektor zuckte mit den Schultern. »Warum interessiert sich ein großer Schriftsteller für einen Dieb?«

Saxon bezweifelte, dass ein Inspektor die Besessenheit verstehen würde, die ihn zu einer Reise durch Europa, den Nahen Osten und Südamerika veranlasst hatte, um eins der größten Rätsel der Geschichte zu lösen. Es gab Zeiten, da

verstand er es selbst nicht. Er wählte seine Worte mit Bedacht und sagte schließlich: »Ich hatte geglaubt, Hassan könnte mir helfen, eine Frau zu finden.«

»Aha«, sagte der Inspektor. Er wandte sich an Abdul. »Eine *Frau*.«

»Hassan hatte ein antikes Objekt, das mir bei meinem aktuellen Buchprojekt und einem Film, den ich gern über die Königin von Saba produzieren will, hätte helfen können.«

»Saba«, sagte der Inspektor enttäuscht. »Eine tote Frau.«

»Tot und nicht tot. Wie Kleopatra.«

»Kleopatra war eine mächtige Königin.«

»Ja, genauso wie Saba. Und ebenso wunderschön.«

Die Tür öffnete sich, und ein weiterer Mann kam herein. Im Gegensatz zu dem rundlichen und schmuddeligen Inspektor war er groß und schlank. Er trug einen olivenfarbenen Anzug mit scharfen Bügelfalten. Sharif erhob sich und nahm Haltung an.

»Danke, Inspektor«, sagte der Mann. »Sie und Ihr Mitarbeiter können gehen.«

Inspektor Sharif salutierte und verließ zusammen mit Abdul den Raum.

Der Mann setzte sich auf den Stuhl des Inspektors und legte einen Aktenordner auf den Tisch. Er blickte Saxon mit einem amüsierten Ausdruck an.

»Mir wurde gesagt, Sie hätten etwas für den Kamelmarkt übrig«, sagte der Mann in perfektem Englisch.

»Ich bewundere die Art, wie die Kamele ihren Kopf hochhalten. Es erinnert mich an Aristokraten, die harte Zeiten durchmachen müssen.«

»Interessant«, erwiderte der Mann. »Mein Name ist Yousef. Ich arbeite im Innenministerium.«

Saxon wusste, dass das Innenministerium mit dem Geheimdienst gleichbedeutend war.

»Sehr freundlich von Ihnen, dass sie hierhergekommen sind.«

»Freundlichkeit hat damit wenig zu tun.« Er schlug den Ordner auf. »Das ist die Akte des echten Hassan.« Seine manikürten Finger nahmen mehrere zusammengeheftete Blätter heraus, die er Saxon hinschob. »Und das ist die Liste der antiken Kunstschätze.«

Saxon las die Liste, die auf Englisch verfasst war. »Sie entspricht der Liste, die vom Museum in Bagdad veröffentlicht wurde.«

»Dann fürchte ich, dass Sie zu spät kommen.« Yousef lehnte sich zurück und trommelte mit den Fingern auf den Tisch. »Diese Objekte wurden von der Armee fortgeschafft. Sie befinden sich in der Obhut eines UNESCO-Vertreters. Am Tag nach dem Abtransport wurde Hassan gefoltert und ermordet.« Yousef zog die Handkante quer über den Hals.

»Wenn er überhaupt keine antiken Kunstwerke besaß, warum hat er es mir dann erzählt?«

»Ein Dieb kann das Stehlen nicht lassen. Vielleicht hat er gedacht, er könnte einen reichen Ausländer betrügen.«

»Wissen Sie, wer ihn umgebracht hat?«

»Wir arbeiten daran.«

»Wer war der UNESCO-Vertreter?«

»Eine Italienerin. Ihr Name ist Carina Mechadi.«

»Wissen Sie, ob sie sich noch in Kairo befindet?«

»Sie hat die Stadt per Schiff verlassen, zusammen mit den Kunstobjekten. Sie bringt sie in die Vereinigten Staaten, im Zuge einer Vereinbarung mit der Führung in Bagdad.«

Saxon gab sich geschlagen. Er war so nah am Ziel gewesen. »Darf ich jetzt gehen?«

»Jederzeit.« Yousef stand auf. »Am Ende steht bei allem immer eine Frau im Mittelpunkt.«

»Miss Mechadi?«

Er schüttelte den Kopf. »Die Königin von Saba.«

Der Ägypter schenkte ihm ein undurchdringliches Lächeln und hielt die Tür auf.

Saxon fuhr ins Marriott Hotel zurück. In seinem Zimmer erledigte er ein paar Telefonate und erreichte einen Bekannten bei der UNESCO, der ihm bestätigen konnte, dass Carina Mechadi auf dem Weg nach Amerika war.

Saxon trat ans Fenster und blickte auf den ewigen Nil und die glitzernden Lichter der Altstadt hinaus. Er rief sich Yousefs Lächeln zurück und auch seine Bemerkung über den Geist einer Frau, die vor dreitausend Jahren gestorben war.

Nach kurzer Überlegung nahm er noch einmal den Hörer ab und buchte ein Flugticket in die USA. Dann packte er seine Sachen.

Seine lange Suche nach der vollkommenen Frau hatte ihn in die entlegensten und gefährlichsten Winkel der Welt geführt. Er war nicht bereit, jetzt aufzugeben.

8

Das Containerschiff *Ocean Adventure* konnte fast zweitausend Container transportieren, aber selbst mit seinen siebentausend Tonnen und einer Länge von fünfhundert Fuß war es nur ein Winzling, verglichen mit den neueren Modellen, die bis zu drei Fußballfelder lang waren. Das Gefühl für räumliche Verhältnisse war Carina Mechadi abhanden gekommen, als sie in der schneidenden Kälte des Nordatlantiks über das weite Schiffsdeck schritt.

Seit sie in Salerno an Bord gegangen war, war sie jeden Morgen früh aufgestanden und von ihrer Kabine im dritten Stock des Brückenhauses hinabgestiegen, um vor dem Frühstück einen schnellen Spaziergang zu machen. Den Antrieb dazu gaben ihr die überflüssige Sorge um ihre schlanke Linie und das Bedürfnis, ihre Ungeduld zu bezähmen, endlich das Fahrtziel zu erreichen. Die Anzahl ihrer Runden variierten entsprechend der Wetterlage, die sich zwischen unangenehmer Feuchtigkeit und beißender Kaltluft bewegte, die von der Küste Neufundlands kam.

Die *Ocean Adventure* hatte kaum etwas von der Romantik, die Joseph Conrad in seinen Geschichten von kühnen Dampfschiffen, die in einem vergangenen Zeitalter über die Weltmeere gefahren waren, unsterblich gemacht hatte. Das Schiff war eine hochseetaugliche Plattform, die zwanzig Fuß lange und acht Fuß hohe Stahlcontainer transportierte. Sie waren in sechs Lagen übereinander gestapelt und nahmen fast das gesamte Deck ein, bis auf das Vor- und Achterdeck und die schmalen seitli-

chen Gänge. Hunderte weiterer Container stauten sich auf dem Unterdeck.

Während Carina an der Steuerbordseite entlangging, rief sie sich die Kette von Ereignissen in Erinnerung, die sie auf dieses Schiff gebracht hatten, das nun durch den Atlantik pflügte. Der Mord an Ali Babbas vor ein paar Jahren in Bagdad hatte sie schockiert, aber nicht überrascht. Ständig lauerte Gewalt hinter den Kulissen des gewinnträchtigen, illegalen Antiquitätenhandels. Es war eine undurchsichtige Szene, in der enorme Geldsummen flossen und ehrbare Geschäftsleute selten waren. Ali hatte wahrscheinlich den Falschen zu betrügen versucht.

Trotzdem hatte sie seinen Tod bedauert. Ohne Ali war es zweifelhaft, ob sie die verschwundene Sammlung antiker Kunstobjekte jemals finden würde. Ali war der Mittelsmann gewesen, der die gestohlene Ware auf den Markt brachte. Er hatte nichts Schriftliches hinterlassen. Die Namen von Käufern und Verkäufern hatte er allesamt im Kopf gehabt. Nachdem der schäbige Händler von der Bildfläche verschwunden war, waren die antiken Stücke, nach denen sie gesucht hatte, bestimmt schon in alle vier Winde verstreut worden.

Carina hatte eine Menge um die Ohren gehabt, nachdem sie den Irak verlassen hatte und in ihr UNESCO-Büro in Paris zurückgekehrt war. Monate später, als sie gerade die Spur einer wertvollen etruskischen Statue verfolgt hatte, war Auguste Benoir in ihr Büro gekommen und hatte ihr seine Karte überreicht. Benoir war ein förmlicher, aalglatter Typ, der Carina an Agatha Christies Detektivfigur Hercule Poirot erinnerte.

Benoir war Partner in einer angesehenen Pariser Anwaltskanzlei, und er kam gleich zur Sache. »Mr. Baltazar ist ein

erfolgreicher Geschäftsmann und Philanthrop. Er war zutiefst betrübt, als er von der Plünderung des Museums in Bagdad hörte. Mr. Baltazar hat einen Artikel über Ihre Bemühungen gelesen, eine Sammlung gestohlener Antiquitäten ausfindig zu machen, und er hofft, dass Sie Ihre Talente mit der Unterstützung seiner Stiftung dieser Suche widmen werden, um die Stücke dem irakischen Museum zurückgeben zu können.«

»Das ist sehr freundlich von Mr. Baltazar«, hatte Carina geantwortet. »Allerdings glaube ich, dass ich in einer weltweit agierenden Organisation wie der UNESCO noch wertvollere Arbeit leisten kann.«

»Verzeihen Sie mir, wenn ich Mr. Baltazars Angebot nicht deutlich genug dargelegt habe. Sie würden deshalb die UNESCO keineswegs verlassen müssen.«

Carina warf einen Blick auf die Akten, die sich auf ihrem Schreibtisch stapelten. »Wie Sie sehen können, bin ich mit der Arbeit für die UNESCO voll ausgelastet.«

»Verständlich.« Benoir zog ein einzelnes Blatt Papier aus seiner Aktentasche. »Das ist die Vereinbarung, die wir Ihnen unterbreiten wollen. Die Stiftung würde eine uneingeschränkte finanzielle Unterstützung über eine Bank Ihrer Wahl leisten. Sie hätten jederzeit Zugriff darauf, unter einer Bedingung: Das Geld muss darauf verwendet werden, die irakischen Kunstschätze wiederzubeschaffen. Wie gesagt, der zur Verfügung stehende Fonds ist derzeit unbegrenzt.«

Damit war Carinas Interesse geweckt, und sie dachte über das Angebot nach. »Mr. Baltazar ist ausgesprochen großzügig.«

Benoir strahlte. »Und was sagen Sie dazu, Mademoiselle Mechadi?«

Carina war in der Zwickmühle. Sie kümmerte sich gerade

um mehrere UNESCO-Projekte, doch diese Chance konnte sie sich auch nicht entgehen lassen. Sie überflog die Vereinbarung. »Lassen Sie mich über den Vorschlag nachdenken. Ich rufe Sie morgen an und teile Ihnen meine Antwort mit.«

Am nächsten Morgen rief sie Benoir an und sagte zu. Bei ihrem UNESCO-Job hatte sie mit Regierungen, Interpol, Museumsleuten und Archäologen zusammengearbeitet, aber die Chance, über unbegrenzte Geldmittel zu verfügen, eröffnete ihr ganz neue Welten. Mit haufenweise Bargeld in den Händen wäre sie dazu in der Lage, sich Zugang zu den zwielichtigen Gestalten zu verschaffen, die sich auf dem Antiquitätenkunstmarkt tummelten. Und so war es auch. Schnell hatte sie ein schlagkräftiges Netzwerk zu Polizei und Informanten geknüpft, von denen sie zahlreiche Hinweise auf vermisste antike Kunstwerke aus anderen Ländern als dem Irak bekam.

Eine ihrer zuverlässigsten Quellen war ein betrügerischer ägyptischer Armeeoffizier, den sie nur als den Colonel kannte. Erst vor wenigen Tagen hatte er sie unverhofft mit der Neuigkeit angerufen, dass die Sammlung irakischer Objekte, nach denen sie suchte, von einem kleinen Dieb namens Hassan zum Verkauf angeboten wurde. Sie teilte dem Offizier mit, dass sie sich innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden mit ihm treffen würde, kabelte ihm das Geld und bat ihn, den Kauf unbemerkt zu tätigen.

Die Vereinbarung mit der Baltazar-Stiftung schrieb vor, dass sie diese über neue Entwicklungen unterrichtete. Sie informierte Benoir also telefonisch über die Neuigkeit mit Hassan, und er sagte, dass er sie weitergeben würde. Bevor sie nach Kairo flog, rief sie Professor Nasir in Bagdad an und berichtete ihm, dass sie kurz davor stand, die Sammlung zurückzubekommen.

Nasir war hocherfreut, aber die Verhältnisse im Irak waren noch immer chaotisch, und er war um die Sicherheit der Sammlung besorgt. Er versuchte Geldgeber zu finden, um ein brauchbares Verzeichnis der vorhandenen Sammlung des Museums anzulegen. Nasir stimmte Carinas Vorschlag, die Kunstobjekte zum Spendensammeln zu benutzen, sofort begeistert zu. Er wollte eine Verzichtserklärung ausstellen, die es ihr erlaubte, die Objekte eine Zeit lang in ihrem Besitz zu behalten, und würde die irakische Botschaft in Washington kontaktieren, um das diplomatische Personal über die Möglichkeit einer Tournee zu informieren.

Die Ereignisse überschlugen sich jedoch, als sie nach Ägypten kam. Beim Mittagessen im Nile Sheraton Hotel erzählte der Colonel, dass er die Sammlung schon erworben hätte. Nachdem sie ihm das Honorar bereits vollständig überwiesen hatte, übernahm er galanterweise die Restaurantrechnung. In jener Nacht hatte sie im Lagerhaus an den Docks von Port Said mit wachsender Aufregung auf den Lastwagen gewartet, der kurz nach Mitternacht auftauchte.

Die Objekte waren verschmutzt, aber in mehr oder weniger ordentlichem Zustand. Sie machte im Licht der Taschenlampe eine schnelle Bestandsaufnahme und notierte Objektbeschreibung und eine Nummer für jeden Gegenstand. Eins der größeren Stücke war eine große Statue von einem Mann in einer Art Kilt und mit kegelförmiger Mütze. Die Bronze war vom bärtigen Gesicht bis zu einer Katze, die zu Füßen der Figur saß, schmutzig. Die Statue stand nicht auf der Originalliste, aber ein zerknittertes Stück Papier, das mit einem Bindfaden am Arm befestigt war, wies das Objekt als *Navigator* aus. Nachdem sie einen Teil von Baltazars Vermögen auch auf dem Hafengelände und im Abfertigungsbüro verteilt hat-

te, musste sie die Ware auf einen Frachter verladen, der nach Italien auslaufen würde.

Nachdem sie dem Frachter nach Salerno vorausgeflogen war, organisierte sie die Verschiffung der Ware auf der *Ocean Adventure* in die Vereinigten Staaten. Und während der aufreibenden Wartezeit legte sie mit Nasir und der Botschaft den Plan für die Tournee fest. Als der Frachter schließlich eintraf, rief sie Benoir an und erzählte ihm, dass sie die antiken Objekte zur Vorbereitung auf eine Tournee in Besitz genommen hätte. Er klang zwar irgendwie enttäuscht, rief aber später zurück und berichtete, dass er Baltazar darüber informiert hätte und dieser ihr zu ihrem Fund gratulierte. Carina beschloss, die Kunstgegenstände nicht wieder aus den Augen zu lassen, weshalb sie auch eine Kabine auf dem Containerschiff buchte.

Sie blieb kurz stehen und spähte in die Gasse zwischen den Containerstapeln, um sich zu vergewissern, dass sich der blau gestrichene Container nach wie vor an seinem Platz befand. Sie setzte ihren Weg in Richtung Bug fort, wo sie ein Schwall eisige Luft traf, als sie auf das ungeschützte Deck trat.

Der Kapitän hatte ihr am Vorabend beim Abendessen erzählt, dass das Schiff mit achtzehn Knoten fuhr. Er würde die Geschwindigkeit drosseln, wenn sie sich Neufundland näherten und die Region, die als »Iceberg Alley« bekannt war, erreichten. Diese Warnung löste eher Neugier als Angst aus.

Sie blieb am Bug stehen, um nach Eisbergen Ausschau zu halten. Lediglich Stücke von Baumstammgröße trieben in der grauen See. Mehrere Schichten Pullover waren immer noch nicht genug, um den eisigen Wind davon abzuhalten, ihre Rippen zu kitzeln. In der Messe warteten heißer Kaffee und

Rührei auf sie. Sie kehrte der offenen See den Rücken zu und marschierte die Backbordseite entlang.

Carina hatte ungefähr zwei Drittel des Wegs zur Brücke zurückgelegt, als ein Knattern das Rauschen des Wassers am Schiffsrumpf übertönte. Sie blickte nach oben und sah zwei Hubschrauber dicht nebeneinander ein paar Hundert Fuß über der Wasseroberfläche fliegen. Sie kamen rasch näher. An den schwarzen Rümpfen waren keine Markierungen zu erkennen.

Carina war überrascht. Das Schiff war immerhin hundert Seemeilen vom Festland entfernt. Doch dann erinnerte sie sich daran, dass der Kapitän von Öl- und Gasbohrinseln in dieser Gegend gesprochen hatte. Die Hubschrauber mussten zu einer davon gehören.

Sie überflogen das Schiff knapp über Masthöhe, wendeten in geschlossener Formation und kreisten wie Raubvögel in einer Spirale um das fahrende Schiff, bis sie wieder aus dem Sichtfeld verschwanden. Das Geräusch der knatternden Rotorblätter verhallte. Die Hubschrauber waren offensichtlich oben auf den Containern gelandet.

Carina war überzeugt, dass sie die Besucher kennenlernen würde, wenn sie in die Messe ging. Sie hatte sich gerade wieder in Bewegung gesetzt, als sie wie angewurzelt stehen blieb. Von oben sprang eine Gestalt mit einem Tau von einem der Containerstapel herunter und landete auf dem Deck. Drei weitere Gestalten seilten sich an dem Tau ab. Masken verbargen die Gesichter bis auf die Augen. Die Leute trugen eng anliegende schwarze Uniformen und waren mit kurzläufigen Automatikwaffen ausgestattet.

Carina drehte sich um und rannte los, doch vier weitere bewaffnete Gestalten waren schon von den Stapeln hinter ihr

heruntergeklettert und versperrten ihr den Weg. Einer packte sie am Arm, drehte sie um, und ihre Handgelenke wurden grob mit Klebeband auf ihrem Rücken gefesselt.

Sie wurde in Richtung Brücke geschubst, und jemand rammte ihr einen Gewehrlauf zwischen die Schulterblätter. Weitere Gestalten kamen in ihre Richtung gelaufen. Carina erkannte zwei Filipinos aus der Crew. Sie sah ihre lächelnden Gesichter, und nun war die Situation glasklar. Die Filipinos arbeiteten mit den Piraten zusammen.

Die Bande teilte sich in zwei Gruppen auf. Eins der Crewmitglieder ging mit vier Kaperern in Richtung Brückenhaus. Der andere führte sie übers Deck. Die ganze Aktion hatte sich schweigend abgespielt. Die Männer wussten genau, was sie taten und was sie wollten, dachte Carina. Aber sie war sprachlos, als das Crewmitglied sie zu dem Container führte, in dem sich ihre Kunstschätze befanden, und mit behandschuhten Fingerknöcheln an das Metall klopfte. Der Container war zwischen anderen eingeklemmt. Einer der Piraten öffnete einen Stahlkoffer und nahm einen Schweißbrenner und eine Sauerstoffflasche heraus, zündete die Flamme an und stellte sie auf eine kleine Größe ein. Er setzte eine Schutzbrille auf, um seine Augen vor dem Funkenregen zu schützen, und begann, systematisch ein Loch in die Containerwand zu schneiden.

Ein unfreiwilliger Protestschrei kam über Carinas Lippen. Sofort kam es zur Gegenreaktion. Einer der Männer packte ihre Arme und trat zugleich gegen ihre Fußknöchel. Carina verlor den Halt, weil sie die Arme nicht benutzen konnte, um den Sturz zu verhindern, und fiel hin. Ihre Stirn knallte gegen eine harte Oberfläche, sie wurde ohnmächtig.

Als sie wieder zu Bewusstsein kam, lag sie im Halbdunkel

auf dem Rücken. Ihr Schädel pochte. Sie rollte sich auf die Seite und bemerkte, dass sie zwischen zwei Holzkisten in ihrem Container eingekeilt war. Durch eine rechteckige, vom Schneidbrenner erzeugte scharfkantige Öffnung drang Licht herein.

Sie versuchte aufzustehen, doch es war nicht einfach, mit auf dem Rücken gefesselten Händen die Füße unter den Körper zu ziehen. Dann wurde ihr schwindlig von der Anstrengung. Während sie schwer atmend auf dem kalten Stahlboden lag, sah sie plötzlich einen Schatten. Ein Mann blickte durch die Öffnung zu ihr herein. Sein Gesicht war ein wenig pausbäckig, aber die runden Augen, die sie aus diesem engelhaften Gesicht anblickten, hatten einen dämonischen Ausdruck.

Carina gefror das Blut in den Adern. Es war eins der angsteinflößendsten Gesichter, die sie jemals gesehen hatte.

Ihre Miene musste ihre Gedanken verraten haben, denn der Mann lächelte.

Carina war beinahe froh, als sie spürte, dass sie gleich erneut das Bewusstsein verlieren würde.

9

Die orange-weiße HC-130 Hercules, ein für Langstrecken geeignetes Überwachungsflugzeug, war bei Sonnenaufgang in St. John's zu einem Siebenstundenflug für die International Ice Patrol gestartet. Bei einer Geschwindigkeit von über sechshundert Stundenkilometern konnte der Hochdecker in dieser Zeit eine Meeresfläche von fünfzigtausend Quadratkilometern abfliegen.

Der Mann von der Küstenwache an der Flugzeugradarkonsole träumte gerade von seiner bevorstehenden Verabredung mit einer jungen Neufundländerin. Er feilte an einem Plan, wie er sie ins Bett bekommen konnte, als ein verdächtiger Leuchtpunkt auf dem Radarschirm auftauchte.

Seine Reaktion war routiniert. Der Lotse verscheuchte die lüsternen Gedanken und konzentrierte sich auf das Radar. Die viermotorige Turboprop besaß Front- und Seitensichtradar. Das Seitensichtradar hatte das große Objekt auf dem Wasser etwa dreißig Kilometer nördlich geortet.

Das Aufspüren von Eisbergen hatte große Fortschritte gemacht, seit die IIP 1914 gegründet worden war, um die Wiederholung einer Katastrophe wie jene mit der *Titanic* zu vermeiden. Trotz technischer Verbesserungen wurde das Auffinden jedoch mehr als Kunst denn als Wissenschaft betrachtet.

Der Lotse versuchte herauszufinden, ob es sich bei dem Objekt eher um einen Eisberg oder um ein ankerndes Fischerboot handelte. Ein gleichmäßig geformtes Objekt in Bewegung wäre ein Schiff. Doch der Leuchtpunkt bewegte sich kaum und zeigte auch keine Kielspur. Sein geübtes Auge

konnte den Schatten erkennen, wo es auf der Rückseite des Objekts kein Radarsignal gab; ein Zeichen dafür, dass das Ziel größer war als ein Schiff.

Eisberg.

Er meldete dem Cockpit das gesichtete Objekt und den Standort, und das Flugzeug änderte den Kurs in nördlicher Richtung.

Der Nebel, der über der Wasseroberfläche hing, verhinderte bis zur letzten Minute eine Sichtung. Das Flugzeug ging in den Sinkflug, bis es sich nur noch ein paar hundert Fuß über dem Wasser befand. Die Nebelfelder klarten auf und gaben einen Eisberg frei, der am einen Ende eine schmale Spitze aufwies. Dann verdichtete sich der Nebel wieder. Doch der kurze Blick hatte genügt.

Das Flugzeug übermittelte alle Daten zur Zentrale der Ice Patrol in Groton, Connecticut. Dort errechnete ein Computer die wahrscheinliche Drift des Eisbergs. Eine Warnung wurde als amtliche Bekanntmachung über Funk an das gesamte Seegebiet geschickt. Der Bericht wurde auch von einer Beech Super King der Provincial Airlines gehört, die mit der Offshore-Bohrindustrie einen Vertrag hatte, über der Neufundlandbank zu patroullieren.

Die zweimotorige Maschine folgte den gesendeten Koordinaten. Der Nebel verzog sich, und nun konnte das Flugzeug sein Ziel problemlos finden. Nachdem es ein paar Mal im Tiefflug vorbeigezogen war, funkte der Pilot eine Bestätigung der Sichtung an die Bohrinseln und Schiffe in der Umgebung.

Die *Leif Eriksson* war gemächlich dahingefahren, als sie die dringende Nachricht erhielt. Augenblicklich ließen die Zwil-

lingsdiesel mit ihren zehntausend PS lautstark die Muskeln spielen. Mit einer schäumenden Kielspur im grauen Wasser brauste das Schiff wie ein Motorradbulle los, der einen Raser verfolgte.

Austin war gerade auf der Brücke und studierte mit Zavala eine Tabelle, als der Bericht über die Funklautsprecher hereinkam.

»Unser vermisster Moby?«, frage Austin den Kapitän.

»Kann sein«, sage Dawe. »Die Beschreibung passt. Wir wissen bestimmt bald mehr.«

Dawe befahl dem Maschinenraum, die Geschwindigkeit zu drosseln. Wattige Nebelfetzen zogen um den stampfenden Bug herum. Innerhalb von Minuten umhüllte ein blasser Dunst das Schiff wie ein nasses Geschirrhandtuch. Man sah gerade noch so weit, wie man spucken konnte. Das Schiff tastete sich vorwärts, wobei es von seinen elektronischen Augen gänzlich abhängig war.

Der Kapitän ließ den Radarschirm nicht aus dem Blick und erteilte dem Steuermann von Zeit zu Zeit Befehle zur Kursänderung. Das Schiff bewegte sich im Schneckentempo voran; die Atmosphäre auf der Brücke war zum Zerreißen gespannt. In der Nähe der Grabstelle der *Titanic* kam das Schiff in unruhige See. Sogar mit einer elektronischen Ausrüstung, die ein Spielzeugboot in einer Regenpfütze aufspüren konnte, waren Kollisionen mit Eisbergen nicht ungewöhnlich und manchmal sogar tödlich.

Der Kapitän gab ein kryptisches Brummen von sich und blickte vom Radarschirm auf.

»Habe ich Ihnen schon erzählt, was ein Neufi als Moskitoschutz benutzt?«, fragte er grinsend.

»Eine Schrotflinte«, sagte Zavala.

»Der Moskito stürzt ab, wenn man ihm die Landelichter ausschießt«, fügte Austin hinzu.

»Den kannten Sie wohl schon. Keine Sorge, wir werden schon noch richtige ›Neufis‹ aus Ihnen machen.«

Nachdem sich die Anspannung ein wenig gelöst hatte, wandte der Kapitän seine Aufmerksamkeit wieder dem Radarschirm zu. »Der Nebel lichtet sich ein wenig. Halten Sie Ausschau. Und zwar ab jetzt ununterbrochen.«

Austin starrte ins Grau. »Wir sind in guter Gesellschaft«, sagte er und durchbrach die kathedralenartige Stille auf der Brücke.

Wie in einem Traum tauchten die geisterhaften Umrisse eines riesigen Eisbergs drohend auf. Innerhalb von Sekunden wurde der Brocken immer greifbarer. Er stieg zu einem stolzen Gipfel an, so hoch wie ein fünfzehnstöckiges Gebäude. Im grellen Licht der Sonne erstrahlte der Berg in Knochenweiß, abgesehen von den himmelblauen Eisspalten, wo das wieder gefrorene Schmelzwasser keine Blasen bildete, die weißes Licht reflektieren konnten.

Der Kapitän schlug Austin und Zavala auf den Rücken. »Schnappt euch die Harpunen, Jungs. Wir haben den Moby-Berg gefunden.« Verzückt starrte er auf den riesigen Koloss. »Wirklich hübsch, was?«

»Ein netter kleiner Eiswürfel«, sagte Austin. »Dabei sehen wir nur ungefähr das eine Achtel, das über dem Wasser liegt.«

»Da muss genug Eis für eine Milliarde Margaritas sein«, bemerkte Zavala mit unverhohlener Ehrfurcht.

»Das ist ein Riesenberg«, stellte Dawe fest. »Wie der, der die *Titanic* versenkt hat. Im Durchschnitt sind die Eisberge hier in der Gegend ein paar hunderttausend Tonnen schwer und vielleicht siebzig Meter lang. Dieser hier misst etwa hun-

dert Meter und wiegt vielleicht fünfhunderttausend Tonnen. Der *Titanic*-Eisberg war nur um die zweihundertfünfzigtausend Tonnen schwer.«

Der Kapitän befahl dem Steuermann, den Berg zu umrunden und einen Mindestabstand von dreißig Metern zu halten. »Jetzt müssen wir besonders vorsichtig sein«, erklärte er.

»Diese Vorsprünge, die da aus dem Wasser ragen, sehen aus, als könnten sie uns die Muscheln vom Rumpf kratzen«, sagte Austin.

Der Kapitän behielt den Berg im Auge. »Es sind die unsichtbaren Hindernisse, über die ich mir Sorgen mache. Diese blauen Spalten sind Schwachstellen. Ein riesiges Stück Eis könnte jederzeit herausbrechen, und allein der Platscher würde uns versenken.« Dawe setzte ein kurzes Grinsen auf. »Freuen Sie sich noch immer darüber, bei uns an Bord zu sein?«

Während er nickte, versuchte Austin die tödliche Schönheit des majestätischen Eisbergs in sich aufzunehmen.

Zavala hatte sämtliche Vorbehalte, was den Trip betraf, über Bord geworfen und starrte gebannt auf den Riesen. »Fantastisch!«, sagte er.

»Freut mich zu hören, meine Freunde, denn dieses Baby gehört euch. Vor ein paar Jahren hat mir ein NUMA-Schiff aus der Patsche geholfen. Das ist meine Art, mich zu revanchieren. Der Schiffseigentümer sagt, die Haftung wäre kein Problem, solange Sie sich als zeitweilige Mitglieder der Crew anheuern lassen, was Sie ja schon getan haben. Beim Aufbringen der *bergy bits* haben Sie bereits Talent gezeigt.«

Dawe hatte seinen Gästen geholfen, kleinere Eisberge einzufangen. Ihre Teamarbeit und die Schnelligkeit, mit der sie die Technik anzuwenden wussten, hatten ihn beeindruckt.

»Die *bergy bits* waren nur so groß wie ein Haus«, sagte Austin. »Das Ding da hat die Ausmaße des Watergate-Gebäudes.«

»Das Prinzip ist dasselbe. Aufspüren, umfahren, festbinden und abschleppen. Ich schaue Ihnen dabei über die Schulter, für den Fall, dass Sie in Schwierigkeiten kommen. Ziehen Sie ihre Schlechtwetterklamotten an. Wir sehen uns an Deck.«

Austin und Zavala grinsten wie kleine Jungs, die ihr erstes Zweirad bekommen hatten. Sie dankten dem Kapitän und liefen zu ihren Kabinen. Sie zogen Extraschichten warmer Kleidung an und schlüpften in Schlechtwetteroveralls in Knallorange. Als sie ins Freie traten, hatte der Wind aufgefrischt. Die unruhige Wasseroberfläche war so rau wie eine Krokodilhaut.

Der Kapitän passte gut auf, als die beiden Männer zusammen mit der Crew die dreihundertfünfzig Meter langen und zwanzig Zentimeter dicken Polypropylen-Schleppseile miteinander verbanden. Das Seil war an einem zylinderförmigen Poller auf dem Achterdeck befestigt und wurde durch eine breite Öffnung in der Heckreling abgerollt. Am Seilende war eine orangefarbene Boje befestigt. Austin betätigte ein tragbares Funkgerät, um auf der Brücke Bescheid zu sagen, dass sie bereit seien.

Das Schiff fuhr einen großen Bogen, wobei es ungefähr in einem Abstand von sechzig Metern zum Eisberg blieb und zwischendurch stoppte, damit die Crew die Stücke des Schleppseils miteinander verbinden konnte.

Als die *Eriksson* ihren Ausgangspunkt wieder erreichte, angelte ein Crewmitglied nach dem Bojenende, das frei im Wasser schwamm, und hievte es an Deck. Austin wies den Mann an, ein Drahtseil daran zu befestigen, um es tief im Wasser zu halten. Sonst würde es womöglich von der glatten

Oberfläche des Bergs abrutschen. Der Kapitän inspizierte die Vorarbeiten.

»Guter Job«, sagte Dawe. »Und jetzt kommt der lustige Teil.«

Er begleitete Austin und Zavala zurück zur Brücke. Etwa eine halbe Seemeile trennte das Schiff von dem Eisberg; Dawe hielt das für den Minimalabstand, um sicher abschleppen zu können.

»Jetzt übernehmen Sie«, sagte Austin.

Er wusste, dass hier kein Platz für Amateure war. Es hatte schon abgeschleppte Eisberge gegeben, die umgekippt waren, und es bestand dauernd die Gefahr, dass das Schleppseil in die Schrauben geriet.

Unter Anweisung des Kapitäns fuhr das Schiff die Motoren hoch. Das Schleppseil spannte sich. Das Wasser hinter dem Heck brodelte weiß schäumend. Ganz langsam überwand der Berg die Trägheit, die ihn an Ort und Stelle festhielt. Der Riese setzte sich in Bewegung, und allmählich nahmen sie Fahrt auf. Womöglich würde es Stunden dauern, um auch nur die Geschwindigkeit von einem Knoten zu erreichen.

Nachdem der Abschleppvorgang eingeleitet war, entschuldigte sich Austin und kehrte ein paar Minuten später wieder aus seiner Kabine zurück. Er überreichte dem Kapitän einen Pappkarton. Dawe öffnete ihn – und sein Mund verzog sich zu einem breiten Grinsen. Er hob einen breitkrempigen Stetson heraus und setzte ihn auf.

»Ein bisschen zu groß, aber ich kann ihn ja mit Zeitungspapier ausstopfen, damit er passt. Danke, Jungs.«

»Betrachten Sie es als Zeichen der Anerkennung, dass wir hier an Bord sein dürfen«, sagte Austin.

Zavala starrte auf den Eisberg, der das Schiff überragte. »Was machen wir jetzt mit dem Ding?«

»Wir schleppen es in eine Strömung, die ihn von der Bohrinsel wegtreibt. Es könnte ein paar Tage dauern.«

»Kapitän …«, rief der Mann am Radar zu Dawe herüber. »Ich hab da was. Sieht aus, als würde es auf die *Great Northern* zufahren.«

Der Mann am Radar hatte mit einem dicken Stift drei Kreuze auf eine durchsichtige Kunststoffauflage gezeichnet und verband sie miteinander, um Kurs und Geschwindigkeit des Objekts berechnen zu können. Der Kapitän nahm ein Lineal und legte es an die Markierungen.

»Das ist nicht gut«, murmelte er. »Wir haben da ein Schiff, das direkt auf die Ölplattform zufährt. Und zwar mit hoher Geschwindigkeit.«

Er funkte die Bohrinsel an. Der Radartechniker an Bord der *Great Northern* hatte das näher kommende Schiff bereits geortet und versucht, Kontakt aufzunehmen. Niemand reagierte jedoch. Gerade als Dawe ihn anfunkte, hatte er die *Leif Eriksson* rufen wollen.

»Wir sind ein wenig besorgt«, sagte der Techniker. »Es fährt direkt auf uns zu.«

»Sieht so aus«, meinte Dawe. »Ich schätze, es ist noch etwa zehn Seemeilen entfernt.«

»Das ist verdammt nah.«

»Wir müssen den Berg wieder losmachen und versuchen, dem Schiff den Weg abzuschneiden. Wie lange dauert es, die Plattform vom Bohrturm zu lösen?«

»Wir haben schon damit angefangen, aber das Schiff könnte früher da sein, wenn es seine Geschwindigkeit beibehält.«

»Versuchen Sie Funkkontakt aufzunehmen. Wir werden es umdirigieren.« Er wandte sich an Austin und Zavala. »Tut mir leid, Jungs, aber wir müssen unseren Berg erstmal losbinden.«

Austin hatte dem Funkgespräch zugehört. Er schlüpfte wieder in seine Schlechtwetterjacke und zog sich die Mütze tief ins Gesicht. Zavala tat dasselbe.

Das Losbinden verlief in der umgekehrten Reihenfolge wie das Einfangen. Das Deckteam löste das Ende mit der Boje, damit sie frei trieb. Dawe manövrierte das Schiff rückwärts um den Eisberg herum, und die Crew holte die Hunderte von Meter Tau ein. Als der letzte Meter an Deck war, gab der Kapitän den Befehl, mit voller Kraft loszufahren.

Zavala blieb an Deck und half an der Winde, und Austin kehrte zur Brücke zurück. Der Kapitän hatte das Mikrofon in der Hand. »Immer noch nichts?«, fragte Austin.

Dawe schüttelte den Kopf. Er sah besorgt aus, und er war ohne Zweifel mit seiner Geduld am Ende. »Wir dürften bald längsseits dieser Idioten sein.«

Der Kapitän ging zum Radarschirm hinüber. Ein weiteres Kreuz war eingezeichnet und mit der ersten Linie verbunden worden. Eine zweite Linie, die den anderen Kurs kreuzen würde, war für die *Eriksson* eingezeichnet worden.

»Wie stehen die Chancen, dass die Bohrinsel einen direkten Aufprall übersteht?«, fragte Austin.

»Nicht gut. Die *Great Northern* ist eine Halbtaucherbohrinsel. Die Beine bieten schon eine gewisse Sicherheit, aber das ist nichts im Vergleich zur *Hibernia,* die auf einem festen Sockel auf dem Meeresboden ruht und von einer dicken Betonummantelung geschützt wird.«

Austin war seit seiner Zeit in der Nordsee mit Bohrinseln

vertraut. Er wusste, dass eine Halbtaucherbohrinsel mehr einem Schiff als einer Bohrplattform glich und meistens in tiefen Gewässern eingesetzt wurde. Vier Beine lagen auf Pontons auf, die mit einem Schiffsrumpf vergleichbar waren. Die Bohrinsel war so konstruiert, dass sie sich schleppen ließ, obwohl sich manche auch aus eigener Kraft bewegen konnten. Sobald sie sich über dem Bohrloch befand, wurden die Pontons geflutet. Mehrere massive Anker hielten die Insel auf Position.

»Wie viele Arbeiter sind auf der Plattform?«, fragte Austin.

»Sie hat Platz für zweihundertdreißig Leute.«

»Haben sie genug Zeit, um sich aus der Gefahrenzone zu entfernen?«

»Sie lichten gerade die Anker, und die Versorgungsboote werden demnächst mit dem Schleppen anfangen, aber die Bohrinsel ist lediglich dafür eingerichtet, langsam schwimmenden Eisbergen auszuweichen, aber doch nicht einem durchgegangenen Schiff.«

Austin war sich nicht ganz sicher, was der Kapitän mit *durchgegangen* meinte, weil es auch bedeuten konnte, dass das Schiff außer Kontrolle war. Er hatte aber eher den Eindruck, dass das Schiff sogar völlig unter Kontrolle war und absichtlich genau auf die *Great-Northern*-Bohrinsel zusteuerte.

Ein Crewmitglied mit scharfem Blick zeigte auf die See in Richtung Steuerbord. »Ich kann es sehen.«

Austin lieh sich ein Fernglas und bediente so lange den Fokussierknopf, bis er die Umrisse des Containerschiffs im Blick hatte. Er konnte die hohen Buchstaben auf dem roten Rumpf erkennen. Demnach gehörte das Schiff zu einer Reederei namens Oceanus Lines. Auf dem großen ausladenden Rumpf stand der Name: *OCEAN ADVENTURE.*

Die Schiffe fuhren im Abstand von einer Viertelseemeile Bug an Bug. Die *Eriksson* gab Lichtzeichen und betätigte das Signalhorn, um die Aufmerksamkeit der Besatzung zu erregen. Die *Adventure* pflügte durch die See, ohne die Geschwindigkeit zu drosseln. Der Kapitän befahl der Mannschaft, weiter zu versuchen, Funkkontakt aufzunehmen oder eine Verbindung per Lichtzeichen herzustellen.

Die Bohrinsel kam in Sicht. Die Plattform lag wie eine vierbeinige Wasserwanze im Wasser. Die auffälligsten Merkmale waren ein hoch aufragender Ölbohrturm und ein scheibenförmiger Hubschrauberlandeplatz.

»Verfügt die Bohrinsel über einen Hubschrauber?«, fragte Austin den Kapitän.

»Der ist gerade auf dem Rückweg von einem Krankentransport. Aber es ist sowieso zu spät für eine Luftrettung.«

»Das habe ich nicht gemeint. Der Helikopter könnte eventuell jemanden an Bord des Schiffes absetzen.«

»Dafür ist keine Zeit mehr. Wir werden nicht mehr tun können, als ein paar Überlebende aus dem Wasser zu fischen, falls es welche geben sollte.«

Austin hob das Fernglas an die Augen. »Holen Sie die Leichensäcke noch nicht raus«, sagte er. »Vielleicht gibt es noch eine Chance, die Bohrinsel zu retten.«

»Unmöglich! Sie wird wie ein Stein sinken, wenn das Schiff dagegenknallt.«

»Schauen Sie mal mitschiffs«, forderte Austin ihn auf. »Und sagen Sie mir, was Sie sehen.«

Der Kapitän blickte durch das Fernglas. »Da ist eine Strickleiter, die fast bis zur Wasserlinie herunterhängt.«

Austin umriss seinen Plan.

»Das ist verrückt, Kurt. Viel zu gefährlich. Sie könnten beide dabei umkommen.«

Austin schenkte Dawe ein schmales Lächeln. »Nehmen Sie es mir nicht übel, Kapitän, aber wenn uns schon Ihre ›Neufu‹-Witze nicht umgebracht haben, kann uns überhaupt nichts umbringen.«

Der Kapitän blickte in Austins entschlossenes Gesicht, das Zuversicht ausstrahlte. Wenn jemand das Unmögliche leisten konnte, dann waren es wohl dieser Amerikaner und sein Freund.

»In Ordnung«, sagte Dawe. »Sie bekommen von mir, was Sie brauchen.«

Austin schlüpfte in seine Regenjacke, zog den Reißverschluss zu und stürzte hinunter auf Deck, um Zavala zu informieren. Zavala kannte seinen Freund gut genug, um vom Wagemut und Risiko, das mit Austins Plan verbunden war, nicht überrascht zu sein.

»Ziemlich simpel, wenn man darüber nachdenkt«, sagte Zavala. »Die Chancen stehen nicht besonders gut.«

»Nach meinen Berechnungen etwas besser als die Chancen eines Schneeballs in der Hölle.«

»Aber auch nicht viel besser. Die Durchführung könnte knifflig werden. Was denkt Kapitän Dawe über deinen Plan?«

»Er hält uns für verrückt.«

Zavala starrte das riesige Containerschiff an, das auf parallelem Kurs durch die graue See pflügte, und sein schneller Verstand berechnete Geschwindigkeit, Richtung und Seegang.

»Der Kapitän hat recht, Kurt«, sagte Zavala. »Wir *sind* verrückt.«

»Du bist also dabei.«

Zavala nickte. »Ja, verdammt. Eisberge einzufangen ist doch langweilig.«

»Danke, Joe. Wie ich die Sache sehe, geht es um das Verhältnis von Risiko zu Gewinn.«

Zavala verstand genau, worauf Austin hinauswollte. »Wie viele Leute sind auf der Bohrinsel?«

»Der Kapitän meint, über zweihundert, plus die auf dem Schiff.«

»Einfache Rechnung. Das Risiko ist zwar groß, aber nicht unüberwindbar, und vielleicht können wir über zweihundert Menschen retten.«

»Genauso sehe ich das«, sagte Austin. Er schlüpfte in eine Rettungsweste und warf Zavala eine andere zu. Sie besiegelten den Deal mit einem festen Händedruck. Austin hob den Daumen als Zeichen für den Kapitän, der die Diskussion von der Brücke aus beobachtet hatte.

Unter Kapitän Dawes energischem Kommando drehte das Schiff in den Wind und stoppte in einem Winkel, der es Austin und Zavala erlauben würde, das knallrote, sechzehn Fuß lange Schlauchboot auf der Leeseite zu Wasser zu lassen. Das Schiff schützte sie zwar vor dem starken Wind, trotzdem hüpfte das Boot im Wellengang wie eine Gummiente in der Badewanne.

Austin war mit einem Funkgerät ausgestattet, das mit einem Freisprechmikrofon und einem Ohrhörer verbunden war. Kapitän Dawe würde ihn über den Fortgang auf der Bohrinsel auf dem Laufenden halten. Falls die Bohrinsel es schaffen sollte, alle Anker rechtzeitig zu lichten, um dem Schiff auszuweichen, oder falls das Schiff den Kurs änderte, würde er Austin Bescheid sagen, damit dieser die Aktion ab-

brechen konnte. Falls die Kollision kurz bevorstehen sollte, könnte sich Austin noch rechtzeitig aus dem Staub machen.

Austin hing an der Leiter, während ihm die Wellenkämme die Füße nass spritzten, sprang und landete breitbeinig im Boot. Es war, als würde man auf ein nasses Trampolin springen. Beinahe wäre er ins Wasser gefallen, dann bekam er aber doch die Haltegriffe zu fassen und klammerte sich an das heftig schaukelnde Gefährt.

Als sich das Schlauchboot unter seinem Gewicht ein wenig stabilisiert hatte, startete Austin den Fünfundsiebzig-PS-Motor. Während der Außenborder im Wasser brummte und spuckte, ergriff Austin die Schiffsleiter und hielt das Boot auf der Stelle, damit Zavala zu ihm stoßen konnte. Zavala sprang mit seiner gewohnten katzenhaften Grazie in das sich aufbäumende Schlauchboot, machte die Bug- und Heckleinen los und lenkte das Boot vom Schiff weg.

Austin übergab die Pinne an Zavala, der den Gashebel aufdrehte und den runden Bug auf Kurs brachte, der *Ocean Adventure* entgegen.

10

Von der sechs Stockwerke hohen Brücke der *Ocean Adventure* hatte Kapitän Erwin Lange freie Sicht auf fast die gesamte Länge des Schiffes, das unter seinem Kommando stand. Er befand sich an seinem Platz in luftiger Höhe, als plötzlich die Hubschrauber vom Himmel fielen und auf den Containerstapeln landeten. Seine erste Reaktion war Verblüffung. Diese verwandelte sich jedoch bald in Wut, als er durch die großen Fenster auf das Deck blickte.

Der Kapitän war auf seine teutonische Unerschütterlichkeit stolz. Sein stoischer Charakter spiegelte sich in den kantigen Konturen seines Gesichts, das fast nie den Ausdruck von Vertrauen in die eigene Genialität verlor. Doch dies hier war etwas anderes. Seine Stirn legte sich in tiefe Falten. Die Hubschrauber waren *ohne seine Erlaubnis* gelandet. Sein klarer Kopf schloss sofort die Möglichkeit aus, dass sie sich in Schwierigkeiten befanden. Ein Hubschrauber ja, aber nicht *zwei*.

Da stimmte etwas nicht. Während er durch das Fernglas starrte, geriet der Kapitän in Rage, als ein Dutzend Gestalten aus den Hubschraubern sprangen und unter den wirbelnden Rotorblättern in alle Richtungen ausschwärmten. Sie waren schwarz gekleidet. Er erhaschte nur einen kurzen Blick auf die Eindringlinge, bevor sie über den Rand der Containerstapel verschwanden. Doch in diesem kurzen Moment sah er, dass sie Waffen trugen. Seine Wut verwandelte sich in Bestürzung.

Piraten!

Lange schluckte schwer. *Unmöglich.* Piraten agierten an so

fernen Orten wie Sumatra oder dem Chinesischen Meer. Es hatte Piratenüberfälle vor der Küste Brasiliens oder Westafrikas gegeben. Aber er konnte nicht glauben, dass sich diese Marodeure in einer kalten, nebelverhangenen Gegend wie der Neufundlandbank herumtrieben.

In all den Jahren auf der Route Europa–Amerika war die einzige Berührung mit Piraten ein Video einer Versicherungsgesellschaft gewesen. Die Reederei, zu der dieses Schiff hier gehörte, hatte es mit der Anweisung an ihre Kapitäne verteilt, es sich gemeinsam mit den Offizieren anzuschauen. Das Video zeigte finster dreinblickende Asiaten, die in Schnellbooten einen Tanker überfielen.

Verzweifelt versuchte Lange sich nun die Lektionen, die das Video zu vermitteln versucht hatte, ins Gedächtnis zu rufen.

Wachsamkeit ist die beste Verteidigung gegen Piraterie! Niemand aber hatte ihn vor Piraten gewarnt, die vom Himmel fielen.

Verwandeln Sie das Schiff in eine Festung! Zu spät, um alle Türen zu schließen.

Nicht gegen die Piraten kämpfen! Keine Chance. An Bord befand sich nichts Gefährlicheres als Leuchtpistolen. Keiner der deutschen Offiziere und so gut wie niemand aus der Filipino-Mannschaft konnte mit Waffen umgehen.

Bewahren Sie Ruhe! Nun, das konnte er wirklich gut.

Er wandte sich an die Brückenbesatzung, die über die unerwartete Ankunft der Hubschrauber genauso entsetzt war wie er.

»Ich vermute, das Schiff wird gerade von Piraten angegriffen«, sagte er im selben emotionslosen Tonfall, mit dem er auch angekündigt hätte, dass ein Sturm aufzog.

Das angsterfüllte Gesicht des ersten Offiziers verriet, dass

der junge Mann nicht aus dem gleichen Holz geschnitzt war wie der Kapitän. »Piraten! Was sollen wir tun?«

»Unter keinen Umständen Widerstand leisten. Ich rufe Hilfe.«

Er griff nach dem Mikrofon, aber das Funkgerät knisterte genau in dem Augenblick, als er einen Notruf absetzen wollte.

»Ich rufe den Kapitän der *Ocean Adventure*«, meldete sich eine Stimme. »Können Sie mich hören?«

»Hier spricht der Kapitän«, antwortete Lange. »Wer sind Sie?«

Der Sprecher ignorierte die Frage. »Wir sammeln gerade Ihre Leute ein. Und wir überwachen Ihre Funksprüche und verbieten Ihnen, einen Notruf abzusetzen. Haben Sie mich verstanden, Kapitän Lange?«

Woher kannten sie seinen Namen?

»Ja, verstanden«, stieß der Kapitän nur unter Mühen hervor.

»Gut. Bleiben Sie, wo Sie sind.«

Der erste Gedanke des Kapitäns galt der zwanzigköpfigen Besatzung. Vielleicht konnten sich die Männer verstecken, wenn er sie warnte. Er nahm den Hörer des Schiffstelefons ab und rief den Maschinenraum. Niemand antwortete. Er versuchte es in der Schiffsmesse. Stille. Er kämpfte die wachsende Panik nieder und versuchte es im Offiziersraum. Wieder nichts.

Schwere Schritte dröhnten auf dem Brückendeck. Eine Gruppe bewaffneter Männer stürmte herein. Vier von ihnen trugen die gleichen schwarzen Uniformen, Mützen und Masken, die bis auf die kalten Augen ihre Gesichter verbargen. Der fünfte Mann trug Jeans und eine Schlechtwetterjacke: Sein Gesicht war unmaskiert. Der Kapitän erkannte in ihm einen Filipino namens Juan, der im Maschinenraum arbeitete.

Zuerst dachte er, Juan wäre eine Geisel, bis er die Pistole in der Hand des Crewmitglieds bemerkte. Der Filipino sah die Bestürzung im Gesicht des Kapitäns, und sein Mund verzog sich zu einem zahnlückigen Grinsen. Dem Kapitän wurde klar, dass Juan mit den Piraten zusammenarbeitete. So hatten sie im Handumdrehen die Kontrolle übernehmen können. Deshalb wussten sie auch seinen Namen. Juan musste die Angreifer direkt zum Maschinenraum und in die anderen Schiffsbereiche geführt haben.

Einer der Männer ging zum Kontrollpult und stieß den Steuermann beiseite.

»Was tun Sie da?«, fragte Kapitän Lange.

Der Mann tippte Koordinaten in den Schiffscomputer, die er von einem Zettel ablas. Der Kapitän bemerkte, dass er das Schiff auf Autopilot stellte. Der Mann beendete sein Werk und bellte einen Befehl.

»Sie und die anderen, runter aufs Deck!«

Lange reckte herausfordernd sein markantes Kinn, doch er tat, was man ihm sagte, und befahl dem Rest der Crew, ihm zu folgen. Die kalte Brise, die über das ungeschützte Deck fegte, drang durch die leichte Jacke des Kapitäns. Doch der Anblick, der ihn erwartete, hätte ihn so oder so frösteln lassen. Die restliche Besatzung war von bewaffneten Männern zusammengetrieben worden. Ein zweiter Filipino aus der Mannschaft schien ebenfalls mit den Piraten zusammenzuarbeiten.

Diese trieben die Crew mit ihren Waffen vor sich her und marschierten mit der verschreckten Gruppe in Richtung Achterdeck. Dort standen weitere Piraten um ein mannshohes Objekt herum. Es war in Stoff gehüllt und mit mehreren dicken Seilen umwickelt.

Langes Blick wanderte zu dem Piraten, der die Knoten im

Seil zu überprüfen schien. Er war groß, mit seinen über einsneunzig überragte er die anderen Kaperer, und seine Arme sahen aus, als wären sie für den kräftigen Körper zu lang. Der Mann wandte sich um, und Lange sah, dass sein Gesicht nicht maskiert war. Er blickte den Kapitän mit engelhaften Augen an.

»Sehr vernünftig, meinen Befehlen zu folgen, Kapitän«, sagte der Mann. Lange erkannte die Stimme, die ihn zuvor gewarnt hatte, einen Notruf abzusetzen. Die joviale Wärme in seinem Ton klang surreal.

»Wer sind Sie?«, fragte der Kapitän. »Was haben Sie auf meinem Schiff zu suchen?«

»Fragen über Fragen«, sagte der Mann mit einem leichten Kopfschütteln. »Es würde viel zu lange dauern, um alles zu erklären.«

Der Kapitän unternahm einen zweiten Versuch. »Ich kooperiere mit Ihnen, aber tun Sie meiner Crew bitte nichts an.«

Der lächelnde Mund hatte etwas Feminines. »Keine Sorge. Wir werden versuchen, Sie und das Schiff so zu hinterlassen, wie wir beides vorgefunden haben.«

Lange war kein Idiot. Die Tatsache, dass der Mann bereit war, ihm sein Gesicht zu zeigen, bedeutete, dass er sich keine Sorgen um Zeugen machte, die ihn später identifizieren konnten. Auf ein Nicken des Anführers hin stieß einer der Kaperer den Kapitän mit der Waffe in die Seite und befahl ihm und der Besatzung, sich mit dem Gesicht nach unten auf das Deck zu legen. Ihre Hände und Füße wurden straff mit Klebeband gefesselt.

»Was ist mit der Frau?«, fragte Juan den Mann mit dem Babygesicht. »Was sollen wir mit ihr tun?«

»Was du willst«, sagte der Anführer. »Sie hat uns eine Menge Ärger bereitet. Aber beeil dich.« Die Sache schien ihn

nicht weiter zu interessieren, und er wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem verpackten Gegenstand zu.

Juan fasste nach dem Griff eines Messers, das an seinem Gürtel hing, und marschierte das Deck entlang, um seinen finsteren Plan auszuführen. Beim Gedanken daran beschleunigte er seine Schritte noch. Vier Tage lang hatte er Carina mit lüsternem Blick beobachtet und sich vorzustellen versucht, wie sie wohl unter den vielen Schichten von Kleidung aussah. Er leckte sich über die Lippen, als er sich die sanfte Wärme des geschmeidigen weiblichen Körpers vorstellte, den er in den Container gebracht hatte. Er würde nur ein paar Minuten haben, aber es wäre lang genug, damit sie einen richtigen Mann zu spüren bekam, bevor er sie umbrachte.

Als er in Trab verfiel, blickte er kurz auf die See hinaus und war überrascht, ein Schiff zu sehen, das aus dem Nebel aufgetaucht war und neben dem Containerschiff herfuhr. Ein Schlauchboot mit zwei Männern darin hüpfte über die Wellen in Richtung der *Ocean Adventure*.

Der Filipino überlegte, ob er die anderen warnen sollte, aber dann hätte er nicht mehr genug Zeit für die Frau. Die Lust gewann die Oberhand über den gesunden Menschenverstand. Er würde allein damit fertig werden.

Er duckte sich und setzte seinen Weg fort. Das Boot schien einen Punkt mittschiffs anzusteuern. Der Filipino erreichte die Stelle zuerst. Er zog sein Messer, legte sich wie ein Krokodil, das auf Beute wartet, flach aufs Deck und beobachtete, wie das Boot näher kam.

Heute war wirklich ein besonderer Tag.

11

Das flache Schlauchboot hüpfte so über die aufgepeitschte Wasseroberfläche, dass den beiden die Zähne klapperten und der Magen hüpfte. Zavala hätte die krampfhaften Fliegende-Fische-Sprünge abmildern können, wenn er die Geschwindigkeit gedrosselt hätte, aber er musste Gas geben, um nicht von dem Containerschiff abgehängt zu werden.

»Das Ding fühlt sich an, als hätte es vier platte Reifen«, brüllte Austin über dem durchdringenden Jaulen des Außenborders.

Zavalas Antwort ging in einer hoch aufspritzenden Welle unter, die ihn voll ins Gesicht traf. Er blinzelte erst und spuckte dann einen Mundvoll Wasser aus. »Verdammte Schlaglöcher!«

Mit geschickten Bewegungen der Pinne lenkte er das Boot näher heran und steuerte gegen die Wellen an, die der riesige Rumpf erzeugte. Sein Steuerarm fühlte sich an, als würde er gleich aus dem Gelenk springen. Das Boot verlor bei jedem Manöver an Höhe. Innerhalb von Minuten war es ein gutes Stück zurückgefallen, bis es sich beinahe auf halber Höhe des Schiffes befand. Aber Zavalas Geschicklichkeit und sein scharfes Auge hatten den Abstand drastisch verringert.

Das Containerschiff schien die legendäre unaufhaltsame Macht zu sein, wie es da durch die See pflügte, die sich am hohen, ausladenden Rumpf brach. Die Wellen bildeten eine schäumende Barriere zwischen Austin und seinem Ziel: die Strickleiter, die fast bis zur Wasserlinie herabhing. Das Deck der *Adventure* lag hoch über dem Wasser. Die Strickleiter

diente dazu, eine Verbindung zwischen einem Hafenlotsenboot zu einer festen Gangway, dem Fallreep, herzustellen, das schräg am Schiffsrumpf befestigt war.

Von Deck der *Leif Eriksson* aus hatte die Aufgabe, die sich Austin nun stellte, schwierig, aber machbar ausgesehen. Doch die *Ocean Adventure* war so lang wie ein umgekippter Wolkenkratzer. Schlimmer noch, dieser Wolkenkratzer war in Bewegung. Als Austin am Schutzwall der Festung, die er erklimmen wollte, hinaufblickte, fragte er sich, ob er den Mund nicht doch zu voll genommen hatte.

Er verdrängte den gefährlichen Zweifel, kroch zum Bug und krallte die Finger in die schlüpfrig nasse Oberfläche des Schlauchboots. Als er so weit war, hob Austin einen Arm und signalisierte Zavala, Gas zu geben. Zavala steuerte das Schlauchboot auf die Leiter zu. Das schwappende und schäumende Wasser warf das Boot wie eine Fliege zurück, die von einer Kuh verscheucht wurde. Zavala musste es noch einmal probieren.

Austin klammerte sich an den Bug, während Zavala versuchte, das Tempo zu halten, ohne mit der Breitseite in eine See zu geraten, die das Boot leicht hätte umwerfen können. Kalte Gischt brannte in seinen Augen und nahm ihm die Sicht. Der Lärm, den das tosende Wasser, der Außenborder und der Schiffsmotor verursachten, machte eine Verständigung und selbst das Denken beinahe unmöglich. Aber egal. Wenn Austin erst darüber nachdenken würde, was er vorhatte, hätte er es überhaupt nicht getan.

Das Geschaukel machte ihn langsam müde. Falls er sich nicht bald in Bewegung setzte, wäre die schiere Erschöpfung sein größtes Hindernis. Mut und Entschlossenheit kamen nach den simplen Gesetzen der Physik erst an zweiter Stelle.

In seinem Walkie-Talkie krächzte eine Stimme.

»*Kurt.* Melden Sie sich.« Kapitän Dawe rief ihn.

»Geht nicht«, rief Austin in das Freisprechmikrofon. »Bin beschäftigt.«

»Ich weiß. Ich sehe Sie. Neuigkeiten von der Bohrinsel. Die letzte Ankerkette hängt fest. Sieht nach einer Kollision aus. Verschwinden Sie lieber aus der Gefahrenzone, sonst könnten Sie in einen Mordsschlamassel geraten.«

Austin fasste einen schnellen Entschluss. Er zeigte auf das Containerschiff und rief über die Schulter: »Die Bohrinsel hängt fest, Joe. Wir gehen näher ran.«

Zavala hob den Daumen und bewegte vorsichtig die Pinne, um auf wenige Meter an das Schiff heranzukommen. Wieder wurde das kleine Boot vom verdrängten Wasser herumgeworfen. Zavala hielt das Boot auf dem Wellenkamm wie ein Hawaiisurfer, bis die Strickleiter dicht vor ihnen hin und her baumelte.

Sie hatte sich in den Rettungstauen verheddert, die an beiden Seiten herabhingen. Zavala drehte den Motor voll auf und fuhr in einem flachen Winkel näher heran. Das Boot kippte wie ein krängendes Segelboot zur Seite. Zavala und Austin warfen ihr ganzes Körpergewicht auf die hohe Seite. Das Boot ritt auf dem verdrängten Wasser, bis es beinahe in Reichweite der Leiter kam, die gegen den Rumpf schlug.

Austin fühlte sich wie ein gegen die Strömung schwimmender Lachs, während das Boot im aufgewühlten Wasser tanzte. Als die Leiter schließlich zum Greifen nahe war, klemmte er die Füße unter die aufgeblasene Bootsseite, schlüpfte aus der Rettungsweste und ging in eine Art halbe Hockstellung. Er brauchte seine volle Bewegungsfreiheit, und die Weste wäre ihm kaum von Nutzen, falls er abstürzen soll-

te. Er hatte nur eine Chance, und wenn er es nicht schaffte, würde er im Wasser landen, am Schiffsrumpf zurücktreiben und wahrscheinlich von den Schiffsschrauben in Stücke gerissen werden.

Er spürte, wie das Boot zurückfiel und streckte sich. Seine Finger waren noch immer Zentimeter von der Leiter entfernt. Er lehnte sich weit über den Bug hinaus und griff ins Leere. Der Abstand zwischen seinen Fingern und der Leiter wurde so groß, dass er nichts tun konnte. Dann wehte sie zu ihm hinüber, und er packte die unterste Strebe wie ein Akrobat im Flug.

Als Austins Finger die Leitersprosse umklammert hatten, lenkte Zavala das Boot vom Schiff weg, um es am Kentern zu hindern. Austin hing am Ende der Leiter, griff blind nach oben und bekam die nächste Strebe zu fassen. Das harte Gummi war vom Meerwasser glitschig geworden. Er verlor fast den Halt, als ihn eine Welle bis zur Hüfte umspülte und hinabzog. Aber er hielt fest und zog sich nach oben.

Die Leiter hatte sich durch Austins Körpergewicht ein wenig stabilisiert, drehte sich aber noch immer um sich selbst. Beinahe hätte er losgelassen, als seine Hand über den Stahlrumpf schrammte. Seine Fingerknöchel fühlten sich an, als hätte man sie in Säure getaucht. Ihm blieb nichts anderes übrig, als den Schmerz zu ignorieren und weiterzuklettern.

Er legte den Kopf zurück, um zu sehen, wie weit er noch vom Fallreep entfernt war, das am Rumpf lag. Was er sah, gab ihm neuen Mut. Er hatte die Hälfte der Strickleiter schon geschafft. Nur noch ein paar Sprossen, und er würde die schmale Plattform am Fuß der Metallstufen erreichen.

Er griff nach der nächsten Strebe, zog sich hoch und blickte wieder nach oben. Jemand schaute zwischen zwei dünnen

Stahlpfosten hindurch, die vertikal vom Deck hinabführten und von jemandem, der das Fallreep hinaufstieg, als Haltegriffe benutzt werden konnten. Vom Wind zerzauste Haare umrahmten ein dunkelhäutiges Männergesicht. Sein zahnlückiger Mund war zu einem breiten Grinsen verzogen.

Das Gesicht verschwand wieder, und ein Arm streckte sich über die Bordwand. Die Hand umklammerte ein Messer, dessen lange Klinge die Strickleiter durchsägte.

»He!«, rief Austin, dem nichts Besseres einfiel.

Das Messer zögerte einen Moment, machte sich aber gleich wieder an die Arbeit und durchtrennte das eine Seil der Strickleiter, die ein Stück herabsackte. Austin wurde gegen den Rumpf geschleudert. Der Schlag riss beinahe seine Hände von der Sprosse. Doch er klammerte sich fest und blickte wieder hinauf. »Ah, verflucht«, knurrte er. Das Messer machte sich bereits am zweiten Seil zu schaffen.

Er streckte sich nach einem Rettungsseil aus, das sich gelöst hatte, drehte sich im Wind und griff in dem Augenblick mit beiden Händen danach, als das Messer das zweite Seil gerade ganz durchschnitt. Die Strickleiter fiel ins schäumende Meer und war augenblicklich verschwunden.

Austins Kopf knallte wie ein Glockenklöppel gegen das Schiff. Er sah Sterne umherwirbeln. Wahrscheinlich hätte er das Bewusstsein verloren, wäre ihm nicht klar gewesen, dass ein einziger Schnitt der Messerklinge ihn in den Tod schicken konnte. Er streckte sich, bekam die unterste Stufe des Fallreeps zu packen und zog sich unter die Plattform, wo er hoffte, für den grinsenden Kerl mit dem Messer unsichtbar zu sein.

Dort blieb er für ein paar Augenblicke. Als er sich nicht länger festhalten konnte, zog er sich auf die Plattform und

kletterte auf Händen und Knien die Stufen hinauf, bis er die Öffnung in der Decksreling erreichte. Beim Sprung auf das Deck strauchelte er beinahe und war froh, dass ihm niemand auflauerte.

Austin winkte zu Zavala hinüber, der das Schlauchboot parallel zum Containerschiff auf Kurs hielt. Zavala winkte zurück.

Die besorgte Stimme des Kapitäns kam knisternd über das Walkie-Talkie. »Alles klar, Kurt?«

Austin fühlte sich wie durch den Fleischwolf gedreht, aber er sagte: »Bestens, Käpt'n. Ich bin auf dem Schiff. Wie viel Zeit hab ich noch?«

»Sie sind noch ungefähr fünf Seemeilen von der Bohrinsel entfernt. Sie müssen die Trägheit des Schiffes berücksichtigen, um es zu stoppen oder beizudrehen.«

Austin rannte in Richtung Heckaufbau, aber ein schreckliches Geräusch ließ ihn innehalten. Zwischen den Containern ertönte der Schrei einer Frau, und es gab keinen Zweifel an der Angst in ihrer Stimme.

12

Nur Minuten, bevor Austin auf das Schiff geklettert war, hatte Carina das Bewusstsein wiedererlangt. Die Rückkehr ins Reich der Lebenden war mit Schmerzen verbunden. Ihr Schädel pochte heftig. Ihr Blick war verschwommen, und sie musste gegen Brechreiz ankämpfen.

Schmerz und Übelkeit bewahrten sie davor, wieder in Ohnmacht zu fallen, und sie stellte fest, dass sie sich noch immer im Container befand. Ihre Arme waren straff auf dem Rücken gefesselt. In der Eile hatten die Piraten jedoch ihre Füße vergessen.

In einer Kombination aus schierer Willenskraft und einem schlanken Körper, den sie in vielen Stunden Training im Fitnesscenter der UNESCO gestählt hatte, gelang es Carina, sich auf den Bauch zu rollen. Sie spannte die festen Bauchmuskeln bis zum Maximum an und schaffte es so, sich hinzuknien. Sie stellte sich auf wacklige Beine und wartete, bis das Schwindelgefühl nachließ. Dann drehte sie sich mit dem Rücken zu einer Kiste und rieb das Klebeband um die Handgelenke an der Kante auf und ab.

Splitter bohrten sich in die Haut, doch sie ignorierte den Schmerz. Nach ein paar Minuten selbst auferlegter Folter bekam sie eine Hand frei. Als sie endlich das Klebeband von beiden Handgelenken ziehen konnte, tauchte eine Gestalt in der Öffnung auf, die von den Kaperern in den Container geschnitten worden war.

Carina erkannte das Gesicht des Mannes. Sie wusste seinen Namen nicht, nur dass er ein Mitglied der Filipinos war, die auf dem Schiff arbeiteten.

»Bin ich froh, Sie zu sehen«, sagte sie mit einem Seufzer der Erleichterung.

»Und ich erst, Señorita«, sagte der Mann mit einem wölfischen Grinsen.

Carinas weibliche Antennen registrierten sofort den bedrohlichen Unterton.

Sie blickte über die Schulter des Crewmitglieds. »Sind die Piraten weg?«

»Nein«, sagte er grinsend. »Wir sind noch an Bord.«

Wir.

Carina versuchte sich an ihm vorbeizudrängen, doch der Filipino versperrte ihr den Weg.

»Was wollen Sie?«, fragte sie und bereute die Worte noch im selben Augenblick.

Die Lippen des Filipinos kräuselten sich wie Leberwurstscheiben in einer Bratpfanne. »Ich bin gekommen, um Sie zu töten. Aber vorher wollen wir noch ein bisschen Spaß haben.«

Er packte Carina an den Schultern. Er war kleiner als sie, aber wesentlich stärker. Er klemmte seinen Fuß hinter ihre Knöchel und stieß gegen ihren Brustkorb. Sie stürzte zu Boden. Der Mann warf sich auf sie. Als Carina strampelte, um ihn wegzustoßen, zückte er ein Messer und zerschnitt den dünnen Ledergürtel um ihre Taille.

Sie schlug ihm mit den Fäusten ins Gesicht und landete ein paar schwache Treffer auf seinem unrasierten Kinn, womit sie jedoch nicht viel ausrichtete. Er stieß das Messer in eine Kistenwand, um beide Hände frei zu haben – und Carina schrie aus vollem Hals. Es gab jedoch niemanden auf dem Schiff, der ihr hätte zu Hilfe eilen können, aber vielleicht würde der gellende Schrei den Angreifer immerhin ablenken.

Er wich zurück, und sie griff nach dem Messer. Er sah die Bewegung und schlug ihr mit der offenen Hand ins Gesicht. Von dem Schlag wurde sie beinahe bewusstlos und hörte auf, sich zu wehren. Sie konnte fühlen, wie er ihre Jeans bis zu ihren Knien herunterzog, dabei roch sie seinen üblen Atem und hörte sein schweres Keuchen. Ihre Versuche, ihn wegzustoßen, waren zu schwach. Dann hörte sie eine leise Männerstimme.

»An deiner Stelle würde ich das lassen«, sagte die Stimme.

Der Filipino riss das Messer aus der Kiste. Er kam auf die Beine und drehte sich zu dem Eindringling herum.

Ein breitschultriger Mann stand sprungbereit in dem scharfkantigen Rechteck. Sein helles, beinahe weißes Haar sah im Gegenlicht wie ein Heiligenschein aus.

Der Filipino stürzte sich mit ausgestrecktem Messer auf ihn. Carina erwartete einen Schmerzensschrei, wenn die Klinge in den Körper eindrang, aber das einzige Geräusch, das folgte, war ein Klirren und Schleifen, als würde jemand ein Küchenmesser wetzen.

Austin hatte eine Keilschrifttontafel mitgenommen, die er an Deck gefunden hatte. Er hatte den flachen Gegenstand auf Höhe seiner Knie gehalten, während er in den Container gestiegen war und das Drama entdeckt hatte. Als sich der Mann umdrehte, erkannte Austin das Gesicht: Es war jener Mann, der schon vom Deck herabgeblickt hatte, als er die Strickleiter hinaufgeklettert war. Mit einer für den Angreifer überraschenden Schnelligkeit hatte er die Tafel zur Brust hochgerissen, um sich vor der Messerattacke zu schützen.

Als die Klinge seitlich abrutschte, hob Austin die Tafel und ließ sie heruntersausen, als würde er einen Teppich ausklopfen. Der Ton zerbrach auf dem Schädel des Crewmitg-

lieds und zersprang in tausend Scherben. Der Filipino hielt sich wundersamerweise noch ein paar Sekunden auf den Beinen, verdrehte dann aber die Augen und klappte wie eine Ziehharmonika zusammen.

Austin stieg über den zuckenden Körper und reichte der Frau eine Hand. Sie griff danach und zog sich hoch. Mit zitternden Fingern zerrte sie ihre Jeans wieder über die Hüften.

»Alles in Ordnung?«, fragte er. Seine korallenblauen Augen zeigten Besorgnis.

Carina nickte. Sie blickte auf den Filipino. »Danke, dass Sie mich vor diesem Tier gerettet haben. Ich hoffe, Sie haben ihn getötet.«

»Wahrscheinlich. Gehören Sie zur Besatzung?«

»Ich bin Passagierin. Das Schiff ist überfallen worden. Sie sind in Hubschraubern gekommen. Sie haben den *Navigator* gestohlen.«

Austin dachte, sie meinte jemanden aus der Schiffscrew. »Wen?«

Carina bemerkte Austins Verwirrung. »Den *Navigator.* Eine … eine Statue.«

Austin nickte. Die Antwort der Frau ergab genauso wenig Sinn. Er hob das Messer auf, das dem Filipino aus der Hand gefallen war. »Ich muss Sie leider sich selbst überlassen. Ich hab noch ein paar Dinge zu erledigen. Sehen Sie zu, dass Sie ein anderes Versteck finden. Wir unterhalten uns später beim Abendessen.«

Er schlüpfte durch die Containeröffnung und war verschwunden. Carina blieb völlig verdattert zurück. Sie fragte sich, ob sie den Racheengel – der ihr das Leben gerettet, nebenbei ihren Angreifer ausgeschaltet und sie zum Abendessen eingeladen hatte, und das alles in einem Atemzug – nur ge-

träumt hatte. Sie wusste nicht, wer er war, aber sie beschloss, seinem Rat zu folgen. Sie blickte ohne Mitleid auf den Filipino, verließ dann eilig den Schauplatz und verlor sich im Labyrinth aus Containerstapeln.

Als Austins Füße über das Deck stampften, wusste er, dass ihn keine hohen Gewinnchancen erwarteten. Der Zeitverlust durch die Rettung einer Dame in Not konnte sich für sie beide als fatal erweisen. Es waren einfach zu große horizontale und vertikale Entfernungen zu Fuß zu überwinden. Das Deck dehnte sich vor ihm aus, und er musste bis nach oben in ein Brückenhaus, das so hoch war wie ein Wohngebäude.

Er sprintete so schnell, dass sein Gehirn das metallische Blitzen zwischen den Containern erst registrierte, als er bereits mehrere Meter daran vorbei war. Er kehrte um und sah sich die Sache an. Das Glänzen kam vom Lenker eines Fahrrads, das an einem Container lehnte. Austin hätte eine Harley-Davidson vorgezogen, aber das ramponierte alte Dreigang-Fahrrad, das von der Crew benutzt wurde, um über das riesige Schiff zu kommen, würde es auch tun.

Er zog das Fahrrad heraus, warf sich auf den Sitz und strampelte mit voller Kraft los. Während er über das Deck schoss, bemerkte er mehrere Menschen, die am Fuß des Brückenturms lagen.

Als er näher kam, konnte er sehen, dass die Männer noch lebten, aber an Händen und Füßen gefesselt waren und auf dem Bauch lagen. Er stieß das Fahrrad weg und ging zu einem korpulenten Mann, der mit seinen Fesseln kämpfte. Austin bat ihn stillzuhalten und zerschnitt mit einem Ruck seines Messers das Klebeband an den Handgelenken.

Der Mann stützte sich auf die befreiten Hände und setzte

sich auf. Austin sah einen Typ in mittleren Jahren mit wettergegerbtem Gesicht und kräftigen Wangenknochen vor sich. Die Augen des Mannes wanderten zu der Messerklinge, aber er schien sich zu entspannen, als Austin seine Fußfesseln zerschnitt und ihn fragte, ob er einer der Schiffsoffiziere sei.

»Ich bin Kapitän Lange.«

Austin half dem Kapitän auf die wackligen Beine. »Was ist mit den Kaperern passiert?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht. Sie sind mit Hubschraubern gekommen.« Lange zeigte nach oben. »Sie sind auf den Containern gelandet. Wer sind Sie?«

»Ein Freund. Mehr dazu später.« Austin packte den Kapitän an den Schultern, um sicher zu sein, dass er ihm auch wirklich zuhörte. »Ihr Schiff befindet sich auf Kollisionskurs mit einer Bohrinsel. Sie haben nur noch ein paar Minuten, um es zu stoppen oder den Kurs zu ändern, oder Sie werden *kein* Schiff mehr haben.«

Die Farbe wich aus dem Gesicht des Kapitäns. »Ich habe gesehen, wie sie auf Autopilot geschaltet haben.«

»Sie müssen ihn so schnell wie möglich ausschalten. Ich binde Ihre Männer los.«

»Bin schon unterwegs«, sagte der Kapitän und wankte mit steifen Knien in Richtung Brücke.

Austin zerschnitt rasch die Fesseln der anderen Besatzungsmitglieder und sagte ihnen, dass sie zum Kapitän auf die Brücke gehen sollten. Er hatte keine Angst, den Kaperern zu begegnen. Es war unwahrscheinlich, dass sie sich noch lange hier aufhalten würden, nachdem sie das Schiff auf Katastrophenkurs geschickt hatten. Er wusste, dass er sich auf seinen Instinkt verlassen konnte, als er über sich das Knattern der Hubschrauberrotoren hörte.

Nachdem sie ihren Auftrag erfüllt hatten, machten sich die Kaperer bereit, das Schiff zu verlassen. Ihr Anführer hatte die Seile geprüft, die den verhüllten Gegenstand sicherten, als der zweite Filipino, der sich in die Schiffscrew geschmuggelt hatte, angerannt kam.

»Juan ist noch nicht zurück«, sagte der Mann, der Carlos hieß. »Ich weiß nicht, was er macht.«

Der Anführer lächelte. »Ich weiß *genau,* was dein Freund gerade macht. Er missachtet Befehle.« Er stieg in den Hubschrauber.

»Was sollen wir tun?«, fragte Carlos.

»Leiste ihm Gesellschaft, wenn du willst.« Er lächelte und schloss die Tür.

Panik breitete sich auf dem Gesicht des Filipinos aus. Er stürzte zum anderen Hubschrauber und kletterte in die Kabine, als die Rotoren Startgeschwindigkeit erreicht hatten. Der Hubschrauber hob langsam von den Containern ab. Vom Rumpf hing eine Leine, an deren Ende ein Haken befestigt war. Der Hubschrauber bewegte sich in Richtung Achterdeck und schwebte dann über dem verhüllten Objekt. Er ging tiefer und führte den Haken in eine Seilschlaufe an der Spitze des Gegenstands. Austin beobachtete das Manöver aus seinem Versteck am Brückenhaus.

In der kurzen Zeit, die Austin die Kaperer kannte, hatte er eine tiefe Abneigung gegen sie gefasst. Geduckt rannte er auf den Gegenstand zu und löste den Haken, der am Ende des Kevlarseils hing. Er wickelte das Seil um einen Doppelpoller und verhakte es.

Als er in den Schutz des Brückenhauses zurückrannte, spürte er etwas, das sich wie eine heiße Eisenstange zwischen seine Rippen bohrte. Jemand hatte auf ihn geschossen, und er

war getroffen worden. Ohne auf den Schmerz zu achten, warf sich Austin auf das Deck und rollte mehrmals herum.

Eine Sekunde bevor er wie ein Präriehund in eine offene Luke sprang, sah er nach oben und erblickte den zweiten Hubschrauber. Ein Gewehrlauf ragte aus der Kabine.

In dem Durcheinander hatte der Pilot des anderen Hubschraubers nicht bemerkt, dass seine Maschine am Schiff festgemacht war. Er versuchte Höhe zu gewinnen und gab extra viel Gas, um das angehängte Gewicht zu kompensieren. Das Seil spannte sich, der Hubschrauber stoppte mit einem knirschenden Geräusch und begann wie ein Drachen am Seil zu kreiseln.

Das Seil verfing sich in den Rotorblättern, wodurch die Verbindung gekappt wurde. Wild trudelnd schoss der Helikopter über die Wellen und stürzte mit einer solchen Wucht ins Meer, dass das Wasser hoch aufspritzte.

Austin spähte aus der Luke. Der andere Hubschrauber kreiste über der Stelle, wo das Wasser weiß schäumte. Ein Mann stand in der Türöffnung, blickte auf Austin hinunter, und ihre Blicke kreuzten sich für einen Moment. Ein Lächeln huschte über das engelsgleiche Gesicht des Mannes. Sekunden später drehte der Hubschrauber bei und entfernte sich vom Schiff.

Austin kletterte zurück an Deck und sah, warum der Hubschrauber keinen zweiten Versuch unternommen hatte. Die Bohrinsel lag direkt vor ihnen.

Er blickte hinauf zur Brücke, während der Wind an seiner Kleidung zerrte, und feuerte stumm den Kapitän an. Er konnte sich den verzweifelten Kampf auf der Brücke vorstellen, während der Kapitän versuchte, die Katastrophe zu verhindern. Das Schiff fuhr noch immer mit voller Geschwin-

digkeit. Austin versetzte sich in die Lage des Kapitäns. Selbst wenn Lange die Maschinen jetzt abwürgte, würde das Schiff noch ein gutes Stück aus eigener Kraft weitertreiben. Der Kapitän würde das bisschen Kontrolle behalten wollen, die ihm die Maschinen gaben.

Während das Schiff auf die *Great Northern* zusteuerte, bemerkte Austin eine leichte Abdrift nach rechts. Endlich änderte sich die Fahrtrichtung. Es würde jedoch noch weit mehr Platz nötig sein, um die Bohrinsel nicht zu rammen. Austin wusste, dass ein Schiff von der Größe der *Ocean Adventure* nur mit erheblicher Verzögerung reagierte.

Er lehnte sich über die Reling und sah, wie sich die Menschen wie Ameisen auf einem treibenden Blatt auf der Plattform drängten. Zwei Versorgungsschiffe zogen an den Seilen, die an der Bohrinsel befestigt waren. Eisige Finger krampften sich um sein Herz, als er sich die unvermeidliche Kollision vorstellte.

Jemand rief Austin wie aus weiter Ferne. Er bemerkte, dass die Stimme aus dem Ohrhörer des Walkie-Talkies kam, der ihm herausgefallen war. Er steckte ihn wieder ins Ohr.

»Kurt, können Sie mich hören? Geht es Ihnen gut?«

Austin unterbrach Dawes besorgten Monolog. »Alles bestens. Was passiert auf der Bohrinsel?«

»Sie haben den letzten Anker jetzt freibekommen.«

Der Satz war kaum ausgesprochen, als Austin Gischt aufspritzen sah, wo der Anker aus dem Wasser aufgetaucht war. Um die Beine der Bohrinsel herum brodelte es weiß. Wellen zeigten an, dass sich die Bohrinsel in Bewegung setzte.

Trotz des Ausweichmanövers würde es knapp werden. Das Schiff musste das vordere Bein in wenigen Sekunden rammen. Austin machte sich für den Aufprall bereit.

Im letzten Moment jedoch drehte sich der Schiffsbug noch ein weiteres Stück in Richtung Steuerbord. Ein wildes Kreischen von Metall auf Metall war zu hören, als der Schiffsrumpf das Bein schrammte. Doch die Bohrinsel wurde nicht mehr von den Ankern gehalten, was ihren Untergang bedeutet hätte, und gab unter der Wucht des Aufpralls nach. Sie geriet zwar ins Wanken, kam dann aber wieder ins Gleichgewicht und trieb langsam weiter aus der Gefahrenzone hinaus.

Eine Schiffssirene tutete frenetisch. Die *Leif Eriksson* hatte sie begleitet.

Zavalas Stimme kam über den Ohrhörer.

»So kann man die Muscheln natürlich auch vom Schiffsrumpf abkratzen. Hast du noch eine Zugabe?«

»Und ob«, sagte Austin. »Ich werde mich mit einer schönen Frau zum Abendessen treffen.«

13

Die Bibliotheksassistentin in der Archivabteilung der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft in Philadelphia war eine zierliche junge Frau namens Angela Worth. Die tägliche Arbeit mit Kisten voller Dokumente und Akten hatte ihr Kräfte verliehen, auf die ein professioneller Ringkämpfer hätte neidisch werden können.

Es verursachte Angela keine nennenswerte Anstrengung, einen schweren Kunststoffbehälter von einem Regal zu heben und auf einen Wagen zu stellen. Dann schob sie den Wagen vom Manuskriptmagazin in einen Leseraum. Ein Mann in den Dreißigern saß an einem langen Bibliothekstisch und tippte auf seinem Laptop. Vor ihm stapelten sich auf dem Tisch Berge von Akten, Papieren und Dokumenten.

Angela schob den Wagen neben den Tisch. »Ich wette, Sie haben nicht geahnt, dass es so viel historisches Material über Artischocken gibt.«

»Für mich kein Problem«, sagte der Mann, ein Schriftsteller namens Norman Stocker. »In meinem Vertrag steht, dass ich ein Dreihundert-Seiten-Manuskript abliefern soll.«

»Ich kenne mich nicht besonders gut mit dem Verlagswesen aus, aber ich kann mir wirklich nicht vorstellen, dass irgendwer so viel über Artischocken lesen will.«

»Mein Verleger sieht das anders. Diese Bücher über die Geschichte eines speziellen alltäglichen Themas sind zur Zeit *der* Trend auf dem Buchmarkt. Alles über den Kabeljau. Über Salz. Tomaten. Champignons. Suchen Sie sich irgendwas aus. Der Trick besteht darin, dem Leser zu beweisen, wie diese

eine Sache die Welt verändert und die Menschheit gerettet hat. Ein richtiger Bestseller wird es aber erst, wenn man etwas Sex hineinrühren kann.«

»Sexy Artischocken?«

Stocker öffnete eine Aktenmappe mit Kopien von alten Manuskripten. »Europa im sechzehnten Jahrhundert. Nur Männer durften Artischocken essen, weil sie angeblich die Potenz steigern.« Er klappte eine andere Mappe auf und zog das Foto einer hübschen jungen Blondine heraus, die einen Badeanzug trug. »Marilyn Monroe 1947. Die erste Artischockenkönigin von Kalifornien.«

Angela hob die Kiste vom Wagen und stellte sie auf dem Tisch ab. Sie blies sich eine Strähne des langen blonden Haars aus dem Gesicht. »Da bin ich mal gespannt auf *Artischocken – Der Film*.«

»Ich besorge Ihnen ein Ticket für die Hollywood-Premiere.«

Angela lächelte und bat Stocker, ihr Bescheid zu geben, wenn er die Akten nicht mehr brauchte. Stocker öffnete die Kiste und durchsuchte den Inhalt.

Bücher über Lebensmittel zu schreiben war nicht gerade das, wovon er träumte, aber die Bezahlung war gar nicht so schlecht, die nötigen Reisen konnten interessant werden, und die Bücher verschafften ihm Aufmerksamkeit. Solange er schrieb, musste er nicht unterrichten, um seine Rechnungen bezahlen zu können. Und er tröstete sich damit, dass Artischocken als Thema immer noch besser als Kumquats waren.

Stocker hatte die Amerikanische Philosophische Gesellschaft aufgesucht, um nach obskuren Anekdoten zu forschen, die einem ansonsten recht trockenen Thema Würze verliehen. Das Gebäude im georgianischen Stil, in dem die Biblio-

thek der Gesellschaft untergebracht war, lag nicht weit von der Independence Hall in Philadelphia, wo die amerikanische Unabhängigkeitserklärung verabschiedet worden war, und beherbergte eine der größten Sammlungen von Manuskripten über die unterschiedlichsten wissenschaftlichen Themen vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

Die Gesellschaft war 1745 von einem Amateurwissenschaftler namens Benjamin Franklin gegründet worden. Franklin und seine Freunde wollten die Vereinigten Staaten auf den Gebieten Technik, Transport und Landwirtschaft unabhängig machen. Zu den ersten Mitgliedern hatten Ärzte, Anwälte, Geistliche und Künstler gehört, aber auch Präsidenten wie Jefferson und Washington.

Stocker blätterte die Kiste durch, bis seine Finger etwas Hartes berührten. Er zog einen Umschlag heraus, der einen Karton enthielt, der mit braun-goldener Tierhaut bespannt war. Darin lag ein dickes Bündel aus sprödem Papier, das früher einmal mit einer schwarzen Schnur versiegelt gewesen war. Das Wachssiegel war längst erbrochen worden. Er entknotete die Schnur und nahm das leere Deckblatt ab. Darunter kamen Worte zum Vorschein, die in dichter Schreibschrift verfasst waren und als Inhalt eine Abhandlung über den Anbau von Artischocken angaben.

Der Text enthielt wenig aufregende Informationen über Wachstumsdauer, Düngung und Erntezeiten, und in die Seiten waren einige Kochrezepte eingestreut. Ein Blatt aus Pergament war mit Kreuzen, Wellenlinien und einigen Worten in einer unbekannten Schrift versehen. Ganz unten lag ein dickes Stück Pappe, in das mehrere Dutzend rechteckige Löcher gestanzt waren.

Die Bibliotheksassistentin kam mit einem großen Bücher-

stapel an dem Tisch vorbei, an dem der Schriftsteller arbeitete. Er winkte sie herüber.

»Haben Sie in der letzten Kiste etwas Interessantes gefunden?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht, wie interessant es ist, aber es scheint auf jeden Fall sehr alt zu sein.«

Angela untersuchte erst die Schachtel aus Tierhaut, dann sah sie sich die Blätter einzeln an. Die Handschrift kam ihr bekannt vor. Sie ging zu einem Regal und kehrte mit einem Buch über den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg zurück. Darin schlug sie eine Seite auf, die ein Foto der Unabhängigkeitserklärung zeigte, und hielt ein Pergamentblatt daneben. Die Ähnlichkeit der flüssigen, dichten Handschrift auf beiden Dokumenten war verblüffend.

»Fällt Ihnen etwas auf?«, fragte Angela.

»Die Handschrift sieht praktisch identisch aus«, sagte Stocker.

»So sollte es auch sein. Weil beide Dokumente von derselben Person verfasst wurden.«

»Jefferson? Völlig unmöglich!«

»Warum nicht? Jefferson war Farmbesitzer, Wissenschaftler und ein penibler Bibliothekar. Außerdem erinnere ich mich gerade, mal irgendwo gelesen zu haben, dass er Mitglied einer obskuren ›Artischocken-Gesellschaft‹ gewesen sein soll. Schauen Sie mal her: hier, in der Ecke der Titelseite. Die winzigen Buchstaben sind ein T und ein J.«

»Das ist ja großartig! Der Text enthält nicht allzu viel, das den durchschnittlichen Leser interessieren würde, aber die Tatsache, dass wir zwischen all diesem anderen Zeug einen Beitrag von Jefferson über Artischocken gefunden haben, ist zumindest ein paar Absätze wert.«

Angela runzelte die Stirn. »Das Dokument muss irrtümlich hier gelandet sein.«

»Wie kann jemand ein Original von Jefferson falsch einsortiert haben?«

»Die Gesellschaft hat ein sagenhaftes Ablagesystem. Aber wir haben hier acht Millionen Manuskripte und über dreihunderttausend Bücher und gebundene Zeitschriften. Ich vermute, dass jemand den Titel gelesen hat, ohne zu erkennen, wer die Abhandlung geschrieben hat, und sie dann zu den anderen landwirtschaftlichen Texten gepackt hat.«

Er reichte ihr die Zeichnung. »Dies befand sich auch in dem Bündel. Es sieht aus wie ein Garten, der von einem Betrunkenen entworfen wurde.«

Die Bibliotheksassistentin warf einen Blick auf die Zeichnung, dann hob sie die perforierte Pappe auf und hielt sie ins Licht. Ihr kam eine Idee. »Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie mit den Sachen fertig sind. Ich möchte dafür sorgen, dass dieses Dokument zum restlichen Jefferson-Material kommt.«

Sie kehrte an ihren Schreibtisch zurück. Während sie arbeitete, blickte sie immer wieder ungeduldig zu dem Schriftsteller hinüber. Erst kurz vor Ende der Öffnungszeit stand er auf, streckte sich und schob den Laptop in seine Tasche. Sie eilte sofort zu ihm.

»Tut mir leid, dass ich ein solches Durcheinander hinterlasse«, sagte er.

»Kein Problem. Ich kümmere mich um alles.«

Sie wartete, bis die übrigen Besucher gegangen waren, und nahm dann das Jefferson-Dokument mit zu ihrem Arbeitsplatz. Im Licht der Schreibtischlampe legte sie die Pappschablone auf die erste Seite des Textes. Durch alle rechteckigen Löcher waren einzelne Buchstaben zu sehen.

Angela liebte Kreuzworträtsel und hatte mehrere Bücher über Kodes und Verschlüsselungen gelesen. Sie war überzeugt, eine Chiffrierschablone in der Hand zu halten. Man legte die Schablone auf ein leeres Blatt Papier. Dann schrieb man die Botschaft Buchstabe für Buchstabe in die Löcher. Schließlich konstruierte man harmlose Sätze um die Buchstaben herum. Der Empfänger der Nachricht legte dann eine identische Schablone auf den Text und sah nur die Buchstaben der eigentlichen Botschaft.

Sie legte die Schablone nacheinander auf mehrere Seiten, aber die Buchstaben ergaben keinen Sinn. Sie vermutete, dass hier ein zweites Verschlüsselungssystem benutzt worden war, das ihre amateurhaften Fähigkeiten weit überstieg. Schließlich wandte sie sich dem Pergament mit den Kreuzen und Wellenlinien zu. Sie starrte eine Weile auf die Worte neben den seltsamen Symbolen und rief dann mit ihrem Computer eine Wörterbuchseite im Internet auf. Sie benutzte diese Seite häufiger, wenn sie schummelte und nach ungewöhnlichen Wörtern suchte, die in einem Kreuzworträtsel auftauchten.

Angela tippte die Wörter aus dem Pergament in die Suchmaske der Website ein und drückte die Enter-Taste. Es gab keine Übersetzung, aber sie erhielt den Hinweis, es mit der Datenbank für alte Sprachen zu versuchen. Sie folgte dem Link und gab die gleichen Suchbegriffe noch einmal ein. Diesmal spuckte das Programm eine Antwort aus, die sie zugleich überraschte und verblüffte.

Sie druckte die Seite aus und kopierte sie zusammen mit dem gesamten Jefferson-Dokument. Die Kopien legte sie in eine Schreibtischschublade. Dann raffte sie das Originaldokument zusammen und ging damit zum Büro der Bibliotheksleiterin.

Angelas Chefin war eine Bibliothekarin mittleren Alters, Helen Woolsey. Sie blickte von ihrem Schreibtisch auf und lächelte, als sie ihren jüngeren Schützling sah.

»Machen Sie wieder Überstunden?«, fragte sie.

»Nicht direkt. Ich bin auf etwas Ungewöhnliches gestoßen und dachte, dass es Sie vielleicht interessieren würde.« Sie reichte ihr das Pergamentbündel.

Während die Bibliotheksleiterin sich die Dokumente ansah, erklärte Angela ihre Theorie über den mutmaßlichen Verfasser.

Helen stieß einen leisen Pfiff aus. »Es ist wirklich aufregend, etwas zu berühren, das Jefferson in den Händen gehalten hat. Das ist ein *unglaublicher* Fund.«

»Ich *glaube,* dass es das ist«, sagte Angela. »Aber ich kann nur vermuten, dass Jefferson in diesem Text eine Botschaft kodiert hat. Jefferson war ein sachkundiger Kryptograph. Manche der Systeme, die er entwickelte, waren noch Jahrzehnte nach seinem Tod in Gebrauch.«

»Offensichtlich handelte es sich um brisante Informationen, die er nicht an die Öffentlichkeit dringen lassen wollte.«

»Da ist noch mehr«, sagte Angela und reichte Helen den Ausdruck von der Sprachen-Website.

Die Bibliotheksleiterin musterte das Blatt eine Weile. »Ist diese Seite zuverlässig?«, fragte sie.

»Ich habe bisher nichts Gegenteiliges bemerkt«, sagte Angela.

Helen tippte mit einem Fingernagel auf das Paket mit den Jefferson-Dokumenten. »Weiß Ihr Schriftstellerfreund von der Bedeutung dieses Materials?«

»Er weiß von der Jefferson-Verbindung«, sagte Angela. »Aber er glaubt, dass es das ist, was es zu sein scheint, eine Abhandlung darüber, wie man Artischocken anbaut.«

Die Bibliotheksleiterin schüttelte den Kopf. »Das ist nicht das erste Mal, dass Dokumente von Jefferson verloren gegangen sind. Einige ethnologische Schriften über die amerikanischen Indianer sind seit seinen Lebzeiten verschollen, und andere Dokumente, die er verschiedenen Institutionen vermachte, sind einfach verschwunden. Haben Sie irgendeinen Hinweis gefunden, worum es hier gehen könnte?«

»Nicht den leisesten. Dazu braucht man ein Computer-Dekodierungsprogramm und einen Kryptologen, der weiß, wie man so etwas benutzt. Ich habe einen Freund in der National Security Agency, der uns vielleicht helfen könnte.«

»Wunderbar«, sagte Helen. »Aber bevor wir ihn kontaktieren, legen wir die Sache lieber dem Vorstand der Gesellschaft vor. Vorläufig behalten wir diese Entdeckung besser für uns. Sie könnte von großer Bedeutung für die Gesellschaft sein, sofern die Dokumente echt sind. Aber wir wollen uns nicht lächerlich machen, falls sich alles als Fälschung herausstellen sollte.«

Angela stimmte der Notwendigkeit zu, die Angelegenheit geheim zu halten, aber sie hatte den Verdacht, dass ihre Chefin die Gelegenheit nutzen wollte, sämtliche Lorbeeren selbst zu ernten, falls sich das Material als historische Sensation erwies. Die Bibliotheksleiterin war nicht die Einzige, die Ambitionen hatte. Angela wollte jedenfalls nicht ihr ganzes Leben lang Assistentin bleiben.

Sie nickte. »Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um Mr. Jeffersons offenkundigen Wunsch nach Diskretion zu würdigen.«

»Sehr gut«, sagte die Bibliotheksleiterin. Sie öffnete eine Schreibtischschublade und legte das Dokument hinein. »Diese Sache bleibt unter Verschluss, bis ich mit dem Vorstand ge-

sprochen habe. Wenn etwas daraus wird, sorge ich natürlich dafür, dass Sie eine entsprechende Anerkennung für Ihren Fund bekommen.«

Natürlich. Du stellst dich ins Rampenlicht, und wenn alles Betrug ist, gibst du mir die Schuld.

Angelas Lächeln verriet nichts von ihren aufrührerischen Gedanken. Sie stand auf. »Vielen Dank, Mrs. Woolsey.«

Die Bibliotheksleiterin lächelte und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu. Das Gespräch war beendet. Als Angela ihr einen guten Abend gewünscht und die Tür hinter sich geschlossen hatte, nahm Helena das Jefferson-Dokument wieder aus der Schublade. In ihrem Adressbuch suchte sie nach einer Telefonnummer.

Ihre Aufregung wurde immer größer. Es war das erste Mal, dass sie diese Nummer wählte. Sie hatte sie von einem inzwischen verstorbenen Mitglied des Vorstands der Gesellschaft erhalten. Er hatte ihren Ehrgeiz erkannt und sie gefragt, ob sie eine Aufgabe übernehmen wollte, der er sich aufgrund seiner geschwächten Gesundheit nicht mehr gewachsen fühlte. Sie sollte für eine exzentrische Person arbeiten, die sich für gewisse Objekte begeisterte. Sie musste nur die Augen und Ohren offen halten, und falls bestimmte Themen zur Sprache kamen, sollte sie ein Telefonat tätigen.

Die Entlohnung war für eine Aufgabe, die so gut wie keine Arbeit erforderte, recht großzügig. Damit hatte sie sich ihre Wohnung eingerichtet und einen gebrauchten BMW gekauft. Es befriedigte sie, dass sie sich ihren Lohn nun tatsächlich verdienen konnte. Enttäuscht hörte sie eine Bandansage, die sie aufforderte, eine Nachricht zu hinterlassen. Sie gab eine kurze Zusammenfassung von ihrem Fund und legte auf. Einen Moment lang geriet sie in Panik, als ihr klar wur-

de, dass mit diesem Anruf ihre Einkommensquelle unbekannten Ursprungs möglicherweise versiegen konnte. Aber nach kurzer Überlegung erkannte sie lächelnd, dass das Jefferson-Dokument genauso gut der Beginn einer neuen und lukrativen Karriere für sie sein konnte.

Sie wäre nicht so optimistisch gewesen, hätte sie geahnt, dass ihr Anruf viel gefährlichere, vielleicht sogar tödliche Auswirkungen haben mochte. Genauso wenig erfreut wäre sie gewesen, hätte sie gewusst, dass in einem anderen Teil der Bibliothek der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft ihre Assistentin von ihrem Schreibtisch aus ebenfalls einen Anruf tätigte.

14

Austin saß auf einer Untersuchungsliege und ließ sich gerade von einem Schiffsoffizier, der gleichzeitig als medizinisch-technischer Assistent fungierte, die Rippen bandagieren, als sich die Tür zum Krankenrevier öffnete und Kapitän Lange mit Carina am Arm hereinkam.

»Ich habe diese junge Frau gefunden, als sie auf dem Schiff umherirrte«, sagte Lange zu Austin. »Sie hat mir erzählt, dass ihr ein Ritter in schimmernder Rüstung das Leben gerettet hat.«

»Die Rüstung hat ein paar Beulen abbekommen«, sagte Austin. Neben einer angeknacksten Rippe hatte er ein geschwollenes Gesicht und zerschrammte Fingerknöchel, die beim Erklettern der Strickleiter über den Rumpf geschrammt waren.

»Tut mir sehr leid, dass Sie verletzt sind«, sagte Carina.

Ihr Gesicht war an der Stelle geschwollen, wo sie der Filipino geschlagen hatte. Doch selbst mit der unförmigen Wange schien Carina eine beeindruckende Frau zu sein. Sie war langbeinig und schlank und hatte eine verwirrende physische Präsenz. Ihre zimtfarbene Haut brachte die blauen Augen unter perfekt geschwungenen Brauen zur Geltung. Das schulterlange schwarze Haar hatte sie aus dem Gesicht gestrichen.

»Danke«, sagte Austin, »es sind bloß ein paar Kratzer. Die Kugel hat mich nur gestreift. Ich bin eher besorgt um Sie.«

»Sehr freundlich. Ich habe mir eine Eiskompresse aufs Gesicht gelegt, damit die Schwellung zurückgeht. Die Mundhöhle ist ein bisschen wund, aber meine Zähne sind in Ordnung.«

»Da bin ich erleichtert. Sie werden Ihre Zähne nämlich brauchen, wenn wir zusammen essen gehen.«

Carina zeigte ein schiefes Lächeln. »Wir haben uns noch nicht einmal richtig miteinander bekannt gemacht, Mr. Austin.«

Austin reichte ihr seine Hand. »Bitte nennen Sie mich Kurt, Miss Mechadi.«

»In Ordnung, Kurt. Nennen Sie mich Carina. Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Dieser Herr hier, der mich freundlicherweise verpflastert, sagte, Sie wären Passagierin an Bord und würden für die Vereinten Nationen arbeiten. Abgesehen von diesen Informationen sind Sie aber ein Rätsel für mich, Carina.«

»An mir ist überhaupt nichts Rätselhaftes. Ich bin Ermittlerin bei der UNESCO. Meine Aufgabe ist es, gestohlene Antiquitäten wiederzubeschaffen. Wenn hier irgendjemand ein Rätsel ist, dann sind Sie es, Kurt Austin. Wie ein Wassergeist tauchen Sie aus dem Meer auf und retten das Schiff und die Bohrinsel, nachdem Sie mir zu Hilfe geeilt sind.«

»Das haben wir vor allem dem Kapitän zu verdanken. Er hat das Schiff von der Bohrinsel weggelenkt. Wenn ich am Steuer gestanden hätte, könnten wir uns jetzt das Rohöl aus den Gebissen pulen.«

»Kurt ist wirklich zu bescheiden«, bemerkte Lange. »Er hat mich und die Crew befreit. Und während ich am Ruder stand, hat er mit den Kaperern gekämpft und ein Stück Ihrer Ladung gerettet.«

Carinas Miene hellte sich auf. »Sie haben den *Navigator* gerettet?«

Austin nickte. »Ein großer verhüllter Gegenstand, der auf dem Deck steht. Könnte Ihre Statue sein.«

»Ich werde sie sofort an einen sicheren Ort bringen lassen«, sagte Lange. Über sein Walkie-Talkie rief er die Brücke und befahl dem ersten Maat, ein paar Crew-Mitglieder zusammenzutrommeln.

Der Maat teilte ihm mit, dass ein Schiff der Küstenwache bereits unterwegs sei und Vertreter der Reederei einfliegen würden. Der Kapitän entschuldigte sich, und der medizinisch-technische Assistent begleitete ihn, nachdem er Austin ein paar Schmerztabletten in die Hand gedrückt hatte.

»Ich bin neugierig«, sagte Austin. »Was ist so besonders an diesem *Navigator?*«

»Das ist ja das Merkwürdige«, antwortete Carina mit gerunzelter Stirn. »Die Statue ist gar nicht besonders wertvoll und vielleicht sogar eine Fälschung.«

»Dann sprechen wir lieber über konkrete Dinge, zum Beispiel unsere Verabredung zum Abendessen.«

»Wie könnte ich Ihre unerwartete Einladung vergessen, vor allem, nachdem Sie so plötzlich aufgetaucht sind? Aber erzählen Sie mir zuerst, wo um Himmels willen Sie auf einmal hergekommen sind?«

»Nicht vom Himmel. Vom Meer. Ich war in der Gegend, um Eisberge abzuschleppen.«

Carina betrachtete Austins breite Schultern. Sie wäre keineswegs überrascht gewesen, wenn er auch mit Eisbergen Ringkämpfe ausgetragen hätte. Sie dachte aber, es wäre ein Scherz, bis er ihr erklärte, was er auf der *Leif Eriksson* getan hatte.

Carina war auf ihren Reisen rund um die Welt einer Menge bemerkenswerter Männer begegnet, aber Austin war wirklich einzigartig. Er hatte sein Leben riskiert, um Hunderte von Menschen und Eigentum im Wert von mehreren Mil-

lionen Dollar zu retten, hatte gegen Piraten gekämpft und sogar einen von ihnen getötet, um ihr zu helfen. Und jetzt flirtete er wie ein frecher Schuljunge. Ihre Augen glitten über seinen straffen, gebräunten Körper. Weiße Narben auf seiner gebräunten Haut zeigten, dass er sich nicht zum ersten Mal in Gefahr gebracht und einen Preis dafür bezahlt hatte.

Carina streckte den Arm aus, um eine runde Narbe auf Austins beeindruckendem rechtem Bizeps zu berühren. Sie wollte gerade fragen, ob sie von einer Schusswunde stammte, als die Tür aufging und ein schlanker, dunkelhäutiger Mann das Krankenrevier betrat.

Joe Zavalas Augen weiteten sich vor Überraschung, dann verzog er die Mundwinkel zu seinem Markenlächeln. Er hatte gehört, dass Austin sich verarzten ließ. Allerdings hatte ihm niemand von der bezaubernden jungen Frau erzählt, die da den Arm seines Freundes zu streicheln schien.

»Ich wollte mal sehen, wie es dir geht«, sagte Zavala. »Dem Anschein nach ja ganz gut.«

»Carina, das ist Joe Zavala, mein Freund und Kollege. Wir sind beide bei der *National Underwater and Marine Agency*. Joe hat das Boot gesteuert, das mich zum Schiff gebracht hat. Lassen Sie sich von seinem Piratenlook nicht erschrecken. Er ist völlig harmlos.«

»Nett, Sie kennenzulernen, Carina.« Zavala zeigte auf Austins Verband. »Geht es dir gut? Ihr seht beide ein wenig mitgenommen aus.«

»Ja, wir geben ein hübsches Paar ab«, sagte Carina, doch schon im nächsten Moment errötete sie wegen der Doppeldeutigkeit ihrer Bemerkung und nahm ihre Hand von Austins Arm.

Austin kam ihr zu Hilfe und brachte das Gespräch auf sich

zurück. »Meine Rippen sind ein bisschen steif. Ansonsten ein paar Prellungen und Kratzer.«

»Nichts, was nicht mit ein oder zwei Schluck Tequila gelindert werden könnte«, bemerkte Zavala.

»Wie ich sehe, sind Sie in guten Händen«, sagte Carina. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, schaue ich mal nach meiner Statue. Danke noch mal für alles, was Sie getan haben.«

Zavala starrte auf die Tür, nachdem sie sich hinter Carina geschlossen hatte, und stieß ein Johlen aus, was für seine sonst recht ruhige Art ungewöhnlich war.

»Nur ein Kurt Austin kann einen Engel wie Miss Mechadi hier draußen in der nebelverhangenen Gegend der Iceberg Alley finden. Und mir sagt man nach, ich sei ein Romeo!«

Austin rollte mit den Augen. Er glitt von der Liege, zog ein geliehenes Jeanshemd an und knöpfte es zu.

»Kapitän Dawe hält die Stellung?«

»Sein Repertoire ist erschöpft. Er hat schon angefangen, alte Witze zu recyceln.«

»Tut mir leid, mein Freund.«

»Er sagt, er würde noch einen Tag warten, aber dann müsste er den Moby-Berg einfangen. Du bist also noch nicht entlassen.«

»Wie bist du eigentlich an Bord gekommen? Das Letzte, was ich mitbekommen habe, war, dass die Strickleiter gekappt wurde.«

»Offenbar hatten sie noch eine Ersatzleiter. Du hattest ganz schön Mühe, an Bord zu klettern. Was ist passiert?«

»Ich erzähl dir die ganze schmutzige Geschichte bei einer Tasse Kaffee.«

Sie machten sich auf den Weg zur Messe, wo sie sich heißen Kaffee einschenkten und ein paar große Pastrami-

Pumpernickelsandwiches verschlangen. Austin begann mit dem Schrei, den er gehört hatte, als er an Bord der *Ocean Adventure* geklettert war, und lieferte Zavala einen detaillierten Bericht der Ereignisse auf dem Containerschiff.

»Jemand hat weder Geld noch Mühen gescheut, diese Statue zu stehlen«, sagte Zavala, nachdem er die Lippen zu einem leisen Pfiff gespitzt hatte.

»Sieht ganz so aus. Es kostet doch Geld, Hubschrauber zu chartern und damit eine Entführung auf See zu organisieren. Ganz zu schweigen von den Verbindungen, die jemand haben muss, um zwei Maulwürfe an Bord zu schmuggeln.«

»Sie hätten die Statue doch einfach stehlen und damit verschwinden können«, sagte Zavala. »Warum das Schiff und die Bohrinsel zerstören?«

»Um Beweise und Zeugen loszuwerden. Die Bohrinsel war nur das Mittel zum Zweck. Eine saubere Operation. Das Meer fordert alles zurück.«

Zavala schüttelte langsam den Kopf. »Was für ein Mensch denkt sich einen so blutrünstigen Plan aus?«

»Ein sehr kalter und berechnender«, sagte Austin. »Die Hubschrauber müssen von einem Landeplatz auf dem Wasser gekommen sein. Wir befinden uns zwar innerhalb des Radius, von dem aus ein Hubschrauber das Festland erreichen kann, aber die Küste ist ziemlich zerklüftet. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie mit einem schweren Gewicht am Haken eine weite Strecke geflogen wären.«

»Ein Angriff vom Wasser auf ein bewegliches Ziel leuchtet mir ein«, stimmte Zavala zu.

»Was bedeutet, dass wir hier womöglich Zeit verplempern«, sagte Austin. »Sie könnten immer noch in der Nähe sein.«

»Leider gibt es auf dem Schiff keine Luftunterstützung«, sagte Zavala.

Nachdenklich legte Austin den Kopf schräg. »Da fällt mir ein … Kapitän Dawe erwähnte doch, dass ein Hubschrauber auf dem Rückweg zur Bohrinsel sein soll. Lass uns mal nachsehen, ob er schon da ist.«

Er warf eine Schmerztablette ein, spülte sie mit dem letzten Schluck Kaffee hinunter und verließ mit Zavala die Messe. Kapitän Lange begrüßte sie auf der Brücke. Austin nahm ein Fernglas und schaute zur Bohrinsel hinüber. Er konnte den Hubschrauber auf der Plattform erkennen.

»Gute Aussichten«, sagte Austin. »Haben Sie gesehen, aus welcher Richtung die Kaperer gekommen sind?«

»Leider nicht. Es ging alles so schnell.« Langes Gesicht wurde bei der Erinnerung rot vor Zorn.

»Was wissen Sie über die beiden Filipinos aus der Crew, die mit den Entführern zusammengearbeitet haben?«, fragte Austin.

»Sie haben das übliche Procedere durchlaufen«, sagte Lange. »In ihren Unterlagen stand nichts, was darauf hingewiesen hätte, dass sie Kriminelle sind.«

»Kann es sein, dass den Leuten, die an Bord gekommen sind, die Papiere gar nicht gehörten?«, fragte Zavala.

»Wie meinen Sie das?«

»Entweder haben sie die Papiere den richtigen Crewmitgliedern gestohlen oder sie getötet, um an sie heranzukommen«, sagte Zavala.

»Falls das zutrifft, können wir zwei Morde auf die Verbrechensliste der Bande setzen«, sagte Austin.

Der Kapitän fluchte leise auf Deutsch. »Wissen Sie, manchmal, wenn man hier oben steht und das Schiff durch

das weite Meer lenkt, kann man sich wie König Neptun fühlen.« Seine Wangen zuckten. »Dann aber passiert so etwas, und man merkt, wie machtlos man eigentlich ist. Ich würde es lieber mit dem Meer aufnehmen als mit Monstern meiner eigenen Spezies.«

Aus Erfahrung wusste Austin nur zu genau, was der Kapitän meinte, aber sie mussten ihre philosophische Debatte auf später verschieben. »Ich wollte Sie fragen, ob Sie sich vielleicht mit den Leuten von der Bohrinsel in Verbindung setzen könnten«, sagte er. Er erzählte dem Kapitän, was Zavala und er sich überlegt hatten.

Lange griff sofort zum Funkgerät. Die Führung der Bohrinsel war zunächst unschlüssig, ob sie den Hubschrauber losschicken sollte, doch sie änderte ihre Meinung, als Lange sagte, dass die Anfrage von dem Mann kam, der die Bohrinsel vor der Zerstörung und damit die Mannschaft vor dem sicheren Tod gerettet hatte.

Zwanzig Minuten später hob der Hubschrauber von der Plattform ab und flog die kurze Strecke zum Containerschiff. Er ging auf dem geräumigen Vordeck herunter, und Austin und Zavala liefen geduckt unter den knatternden Rotoren zur Maschine. Sekunden später war sie schon wieder in der Luft. Sie hatten kaum die Kopfhörer aufgesetzt, als der Pilot fragte: »Wohin soll's gehen, meine Herren?«

Die Kaperer hatten einen beträchtlichen Vorsprung, was bedeutete, dass sie höchstwahrscheinlich nicht mehr in der Nähe des Schiffes waren. Austin bat den Piloten, der Riley hieß, fünf Seemeilen in irgendeine Richtung zu fliegen und dann in niedriger Höhe spiralförmig um das Schiff zu kreisen.

Riley hob den Daumen und flog mit etwa 180 Stundenkilometern in westlicher Richtung. Der Nebel hatte sich ge-

lichtet, die Sichtweite betrug zwischen zwei und drei Seemeilen. Sie sahen eine Handvoll Fischerboote und große Eisbrocken, sogar einen, der ihr Moby-Berg hätte sein können. Das einzige größere Schiff war ein Frachter. Das Deck war allerdings zu klein für zwei Hubschrauber, und die Kräne an Bord hätten Start und Landung unmöglich gemacht.

Austin bat den Piloten, zwei weitere Kreise zu fliegen. Bei der nächsten Runde sahen sie den Schatten eines riesigen Frachters auf der Wasseroberfläche schimmern.

»Ein Erzfrachter«, sagte Zavala vom Rücksitz.

Der Hubschrauber ging auf wenige hundert Fuß herunter und folgte dem schwarzen Rumpf. Rechteckige Ladeluken über den Frachträumen waren auf dem langen Deck zwischen dem hohen Brückenhaus auf der einen und dem hochgezogenen Rumpf auf der anderen Seite gleichmäßig verteilt.

»Was meinen Sie?«, fragte Austin den Piloten.

»Mann, auf dem Deck könnte ein Hubschrauber problemlos landen«, sagte Riley. »Das ist wie ein Flugzeugträger.«

Zavala war derselben Meinung. »Und in den Frachträumen ist genug Platz, um etwas zu verstecken.«

»Man müsste nur ein paar kleine Umbauten vornehmen«, sagte Riley. »Wäre keine große Sache.«

Austin bat den Piloten, einen Blick auf den Schiffsnamen werfen zu dürfen.

Der Hubschrauber ließ sich bis zum Kielwasser zurückfallen, und zwar so weit, dass die großen weißen Buchstaben am Heck deutlich zu lesen waren:

SEA KING.

Das Schiff war in Nikosia auf Zypern registriert worden. Es gab auch ein Logo neben dem Namen, das wie ein Stierkopf aussah.

Austin hatte genug gesehen. »Wir fliegen zurück.« Der Hubschrauber wendete, und das Schiff verschwand im Dunst. Während das Knattern der Rotoren leiser wurde, blickten oben auf der Brücke zwei runde Augen dem Hubschrauber nach, bis dieser nur noch die Größe einer Mücke hatte. Antonio, ein verzerrtes Lächeln auf den Lippen, ließ das Fernglas sinken. Der Hubschrauber war nah genug herangekommen, um ihm einen Blick ins Cockpit zu ermöglichen.

Der Jäger war zum Gejagten geworden.

Als der Hubschrauber zum Containerschiff zurückflog, entdeckten die Insassen ein Schiff der Küstenwache, das ganz in der Nähe ankerte. Der Pilot ging mit dem Hubschrauber auf der *Ocean Adventure* herunter. Als Austin und Zavala herausprangen, wartete Kapitän Lange bereits auf sie. Er sagte, die Küstenwache hätte ein Ermittlungsteam geschickt, um die Zeugen zu vernehmen.

Austin konnte sich inzwischen kaum noch auf den Beinen halten. Sein Schädel brummte, und sein Brustkorb schmerzte. Das Letzte, was er jetzt noch gebrauchen konnte, war eine ermüdende Befragung. Eine Mütze Schlaf wäre ihm dagegen lieber gewesen. Er war sich sicher, dass die Küstenwache ein paar interessante Erkenntnisse aus den verrückten Ereignissen des heutigen Tages ziehen würde. Aber er war einfach nur müde.

Der Lieutenant der Küstenwache, der die Untersuchung im Freizeitraum durchführte, machte einen sowohl professionellen als auch effizienten Eindruck. Er nahm die Aussagen von Austin und den anderen zu Protokoll, um sich danach die restliche Crew vorzunehmen. Austin musste mehr als einmal unter Schmerzen gezuckt haben, denn der Lieutenant

riet ihm, seine Schussverletzung in einem Krankenhaus gründlich behandeln zu lassen. Der Kapitän sagte, dass ihn der Hubschrauber der Bohrinsel am nächsten Morgen aufs Festland bringen konnte.

Carina fragte, ob sie mitfliegen durfte. Sie wollte in Washington die Ankunft der Ladung überwachen. Um den Transport auf dem Schiff brauchte sie sich keine Sorgen mehr zu machen, da es von der Küstenwache eskortiert würde. Zavala wollte auch zurück nach Hause, um seine Reise nach Istanbul vorzubereiten. Austin rief Kapitän Dawe und erklärte ihm, dass sie die Jagd nach dem Moby-Berg verschieben mussten.

»Ich bin enttäuscht«, sagte Dawe. »Aber ich werde ein paar neue Witze für Sie haben, wenn Sie zurück sind.«

»Ich kann es kaum erwarten«, sagte Austin.

15

Viktor Baltazar hatte schweigend zugehört, als ihm Antonio von der missglückten Kaperung des Schiffes erzählt hatte. Bei jeder Einzelheit über den gescheiterten Versuch, die phönizische Statue zu stehlen, war ihm die Galle hochgekommen. Obwohl ihm bis auf eine pochende Ader auf der Stirn äußerlich nichts anzumerken war, glich Baltazars Wut dem flüssigen Magma eines brodelnden Vulkans. Als Antonio beschrieb, wie der Erzfrachter von demselben weißhaarigen Mann aufgespürt worden war, der auch den Raub der Statue verhindert hatte, war Baltazar dann mit seiner Geduld am Ende.

»Genug!«, knurrte er.

Baltazar schloss die kräftigen Finger im Panzerhandschuh wie einen Schraubstock um das Handy, bis er das befriedigende Krachen von Plastik und Metall hörte. Das kaputte Gerät warf er seinem Schildknappen vor die Füße, der die Zügel eines riesigen Rotfuchses hielt. Er nahm ihm einen Stahlhelm aus den Händen und stülpte ihn über eine gepolsterte Mütze, die auf seinem Kopf saß.

Mit seiner stämmigen Gestalt, die in einer glänzenden Rüstung steckte, glich Baltazar einem Roboterungetüm aus einem Science-Fiction-Film. Allerdings war er beweglicher als ein solcher Stahlkoloss. Sogar mit einer siebzig Pfund schweren Rüstung stieg er mühelos in den hohen Sattel des Hengstes.

Der Knappe überreichte Baltazar eine fünf Meter lange Lanze. Wegen der stumpfen Stahlspitze, die sie von der scharfen Spitze einer Kriegslanze unterschied, wurde sie Turnier-

lanze genannt. Es war aber eine Waffe, die trotzdem tödlich wirken konnte, wenn sie, von der Wucht und Stärke des riesigen Brabanters unterstützt, gestoßen wurde. Baltazar hatte ihn aus einer generationenlangen Zucht herausragender Kriegspferde, die im Mittelalter unter dem Namen »Destriers« bekannt waren. Das Tier war doppelt so groß wie ein normales Reitpferd. Sogar ohne den Rossharnisch wog es über eine Tonne.

Baltazar legte die Lanze über den breiten, gebogenen Hals. Der Knappe reichte ihm einen weißen Schild, der unten spitz zulief. Ein schwarzer Stierkopf war darauf abgebildet. Dasselbe Motiv schmückte auch Baltazars Umhang und die weite Pferdedecke, die über das Tier drapiert war.

Mit ruhender Lanze beugte sich Baltazar nach vorn, bis er durch das »Ocularium«, einen Querschlitz oben an der Helmmaske, blicken konnte. Links von ihm befand sich der stabile, niedrige Turnierzaun. Auf der anderen Seite, ganz am Ende, saß, ebenfalls in voller Montur, ein Reiter auf einem ähnlich großen Pferd.

Baltazar hatte den Mann aus seiner Söldnertruppe ausgewählt. Sein Gegner hatte eine kräftige Statur und war ein geschickter Reiter. Wie der Sparringspartner eines Profi-Boxers verlor er am Ende immer gegen Baltazar. Die Beulen und Blutergüsse bekam er extra bezahlt. Baltazar nahm ihn normalerweise nicht allzu hart an die Kandare, dies aber keineswegs aus Mitgefühl. Er wollte sich lediglich den Aufwand ersparen, immer wieder einen neuen Reiter einweisen zu müssen. Doch nach dem fehlgeschlagenen Überfall war er in sehr übler Stimmung.

Voller Mordlust fixierte er seinen ahnungslosen Gegner. Er hatte darauf verzichtet, seine schlechte Laune an Antonio

auszulassen. Der junge Spanier, den er vor einer Mordanklage bewahrt hatte, war überaus loyal. Trotz seiner Größe und Stärke war Antonio in mancher Hinsicht ebenso empfindlich wie eine kostbare Uhr. Antonio zu drohen oder ihn auch nur zu maßregeln hätte ihn für eine lange Zeit in Depressionen gestürzt und womöglich sogar auf den Gedanken gebracht, auf eine selbstzerstörerische und sonstwie gefährliche Amoktour zu gehen.

Baltazar biss die Zähne zusammen und verstärkte seinen Griff um die Lanze. Ein Herold in einer bunten mittelalterlichen Tracht setzte eine Trompete an die Lippen und blies einen einzigen Ton: das Startzeichen. Baltazar hob seine Lanze und stieß dem Pferd die langen goldenen Sporen in die Flanken.

Das riesige Tier grub seine Hufe in den Schlamm und setzte sich in einer täuschend langsamen Gangart in Bewegung. Der sanfte Trab hielt den Reiter jedoch so sicher im Sattel, dass er besser mit der Lanze zielen konnte. Beide Reiter hatten ihre Waffen in einem Dreißig-Grad-Winkel nach links gerichtet. Jeder hielt den Kopf zwei Fuß und die rechte Hand drei Fuß von dem Turnierzaun entfernt. Die linke Hand wurde von dem Schild geschützt.

Die Pferde beschleunigten mit donnernden Hufen. In der Mitte des Zauns trafen die beiden Reiter aufeinander.

Baltazars Gegner stieß als Erster zu. Seine Lanze traf Baltazars Schild. Die gebogene Brustplatte diente dazu, die Lanzenspitze abzulenken und so die Wucht des Aufpralls zu mildern, aber die Lanze brach, noch bevor die Spitze seitlich wegrutschen konnte. Baltazars Lanze traf ihr Ziel eine Sekunde später; die stumpfe Spitze bohrte sich in die linke Schulter des Gegners.

Im Gegensatz zu dessen Waffe brach diejenige Baltazars nicht. Sogar die stumpfe Lanze hatte einen heftigen Rammeffekt. Die Kraft von Pferd und Reiter, die sich an einem Punkt ballte, hebelte den Gegner aus dem Sattel. Er stürzte mit einem Geräusch zu Boden, das klang, als würde Schrott abgeladen.

Baltazar wendete das Pferd und warf die Lanze beiseite. Er glitt aus dem Sattel und zog sein Schwert. Der Gegner lag in einem unnatürlichen Winkel auf dem Rücken. Er ignorierte die Schmerzensschreie, stellte sich breitbeinig über ihn und hob mit beiden Händen das Schwert. Dann ließ er die Spitze herabsausen und kostete den Moment aus, bevor er das Schwert nur wenige Zentimeter vom Hals des Mannes entfernt in den Boden stieß.

Mit einem wütenden Knurren ließ er es stecken und ging auf ein Stoffzelt zu, auf dem ebenfalls das Stierkopfzeichen abgebildet war. Ein Ärzteteam, das in der Nähe gestanden hatte, kam herbeigelaufen, um sich um den verletzten Turnierkämpfer zu kümmern.

Baltazars Knappe half ihm, seine Rüstung auszuziehen. Unter dem Kettenhemd trug er einen Schutz aus Kevlar. Sein Gegner hatte lediglich ein traditionelles Oberteil aus gepolsterter Baumwolle getragen. Baltazar war immer gern im Vorteil. Seine Lanze verfügte über einen Metallkern, der verhinderte, dass sie genauso leicht zerbrach wie die hölzerne Waffe seines Gegners.

Noch immer im Kettenhemd setzte sich Baltazar ans Steuer eines roten Bentley GTC Cabrio und verließ das Turnierfeld. Er beschleunigte den Zwölfzylinder-Doppelturbo in weniger als fünf Sekunden auf hundert Stundenkilometer. Obwohl der Wagen über dreihundert schaffte, fuhr er nur

mit halbem Tempo. Nach ein paar Kilometern bog er in eine Auffahrt ein, die zwischen gepflegten Rasenflächen zu einer riesigen Villa im spanischen Stil führte.

Er parkte den Bentley vor dem Landsitz und ging zum Eingang. Ein Haus in dieser Größe schrie zwar nach einer Menge Personal, aber Baltazar beschäftigte lediglich eine einzige Person, einen getreuen Kammerdiener, der – sehr erfolgreich – auch den Part des Küchenchefs bestritt. Baltazar bewohnte nur wenige Räume. Für Hausarbeiten ließ er Mitglieder seiner Privatarmee kommen, die in einer nahe gelegenen Unterkunft hausten, wenn sie nicht gerade über das weitläufige Grundstück patroullierten.

Der Kammerdiener empfing ihn an der Tür. Trotz der wohlerzogenen und dezenten Art war er ein Meister der Kampfkunst und als bewaffneter Bodyguard ausgebildet. Baltazar ging weiter zum Pool und zog sich nackt aus. Er schwamm in dem Olympiabecken tausend Meter und legte sich dann so lange in die heiße Wanne, bis seine Wut verraucht war. Nach dem Bad schlüpfte er in ein weißes Kapuzengewand, das einer Mönchskutte ähnelte. Selbst in der weiten Robe war Baltazar eine imposante Erscheinung. Das Gewand verbarg die kräftigen Arme und Beine, nicht aber seine breiten Schultern. Baltazars markanter Kopf wirkte wie aus Granit gemeißelt, als wäre er durch ein Wunder der Alchemie in Fleisch und Blut verwandelt worden.

Er sagte seinem Diener, dass er nicht gestört werden wollte, und schloss sich in dem Porträtsaal ein. An den Wänden des riesigen Raums hingen zahlreiche Bilder von Baltazars Ahnen. Er schenkte Cognac in einen Schwenker, ließ ihn kreisen und nippte daran. Dann stellte er das Glas ab und trat vor ein Ölgemälde aus dem 18. Jahrhundert, das in der Nähe

des großen gekachelten Kamins hing und eine junge Frau zeigte. Er stellte sich so dicht davor, dass sich ihre Blicke trafen. Er legte die Hände an den geschnitzten Rahmen des Gemäldes.

Feine Sensoren hinter den Augen des Porträts prüften seine Retina und glichen die Daten mit denen eines Computers ab. Versteckte Scanner im Rahmen lasen seine Hand- und Fingerabdrücke. Erst war ein leises Klicken zu hören, dann öffnete sich ein Wandabschnitt und gab eine Treppe frei.

Er stieg zu einer Stahltür hinab, die sich per Tastenkombination öffnen ließ. Hinter dieser Tür befand sich ein Raum, der mit Glasvitrinen vollgestellt war. Temperatur und Feuchtigkeit in den luftdichten Vitrinen wurden ständig reguliert, um Hunderte nach Datum sortierte dicke Bände zu schützen.

Die Bücher enthielten die Familiensaga der Baltazars, die mehr als zweitausend Jahre zurückreichte. Die Chroniken berichteten von den Ursprüngen der Familie in Palästina und dokumentierten die Übersiedelung nach Zypern, wo sie als Schiffsbauer für den Vierten Kreuzzug eine Blüte erlebte. Sie war an der blutigen Plünderung Konstantinopels beteiligt, wo sie so viel Gold stahl, wie sie auf ihren Schiffen transportieren konnte.

Nach dem Kreuzzug taten sich die Baltazars mit den Kreuzfahrern zusammen. Sie begaben sich nach Westeuropa und schlossen sich einer Art Kartell an, das mit dem gestohlenen Gold ein Rohstoffimperium schuf. Seit Zypern waren sämtliche Geburten, Todesfälle und Hochzeiten aufgezeichnet worden. Auch Geschäfte und Fehden. Tagebücher in goldgeprägten Einbänden dokumentierten jede Einzelheit, ganz gleich, wie banal, peinlich oder gesetzeswidrig auch immer sie sein mochte.

Baltazar hatte jedes Wort gelesen, und es war die Kreuzfahrervergangenheit, die sein Interesse an Turnieren und anderen Elementen des Rittertums geweckt hatte. Ein Computer mit Touchscreen, der in eine Wand eingelassen war, diente als Katalog und zur Datenerfassung.

In der Raummitte stand eine Steinskultpur auf einem Podest. Sie stellte einen Mann mit ausgestreckten Händen dar, die Arme leicht geneigt, als warte er darauf, etwas entgegenzunehmen. Er hatte ein rundes, bärtiges Gesicht, und seine Lippen waren zu einem breiten Lächeln verzogen, das beinahe anzüglich wirkte. Hörner wuchsen seitlich aus seinem Kopf. Dem Gott Baal war ein besonderer Platz zugedacht worden, zumal er der Namensgeber der Familie Baltazar war, die um seine Gunst geworben und von Beginn an zu ihm gebetet hatte, damit er ihre Reichtümer beschützte.

Der Götze war bei grausamen Menschenopfern zum Einsatz gekommen. Ursprünglich hatte er am Rand einer Feuergrube gestanden. Die Steinfüße waren noch immer von Hitze und Rauch geschwärzt. In schweren Zeiten hatten Baals Priester Kinder geopfert, indem sie sie auf seine herabgeneigten Arme legten, von wo sie in die Flammen rollten. Ein offenes Feuer gab es zwar nicht mehr, doch dafür einen Altar. Darauf stand eine Kiste aus dunklem Holz, die mit zahlreichen wertvollen Steinen geschmückt war. Baltazar öffnete den Deckel und nahm eine kleine, schlichte Holzschatulle heraus. In der Schatulle lagen mehrere Pergamentblätter, die Baltazar auf dem Altar ausbreitete. Sein Vater hatte ihn mit dem Inhalt der Holzschatulle vertraut gemacht, als die Familie noch in Europa ansässig gewesen war. Die Blätter erzählten die Familiengeschichte aus der Zeit in Palästina. Aber erst, als er ein wenig älter war und Aramäisch gelernt hatte, begriff er

die dunklen Geheimnisse, die zu ihrem Exil in Zypern geführt hatten.

Als er die Aufzeichnungen seiner frühen Vorfahren las, spürte er das Gewicht der Jahrhunderte auf seinen Schultern lasten. Nach einer Weile legte er die Pergamentblätter vorsichtig zurück und schloss den Deckel.

Er richtete die blassen Augen auf Baal und erwiderte seinen steinernen Blick. Es war, als würde der antike Gott direkt in seine Seele bücken. Kraft schien von der Statue in Baltazars Körper zu strömen. Wie ein durstiger Pilger tauchte er in diesen unsichtbaren Energiestrom ein, bis er das Gefühl hatte, zerspringen zu müssen.

Er bewegte sich rückwärts auf den Ausgang zu, drehte sich um und stieg die Treppe hinauf. Immer noch in Aufruhr trank er den Brandy ganz aus, um seine Nerven zu beruhigen. Dann griff er zum Telefon. Er tippte eine Nummer ein, und nach einer Reihe von Weiterschaltungen, die die Herkunft des Anrufs verbergen sollten, war er mit Antonio verbunden.

Baltazar dürstete nach Einzelheiten der fehlgeschlagenen Entführung. Er wollte wissen, wer der Mann war, der seine Pläne durchkreuzt hatte. Ihn würde das gleiche Schicksal ereilen wie Hunderte andere, die sich den Baltazars in den Weg gestellt hatten – es galt das Versprechen eines langen und qualvollen Todes.

16

Für eine Geheimorganisation ist die *National Security Agency* bemerkenswert sichtbar, was den Rest der Welt betrifft. Die Zentrale der Nationalen Sicherheitsbehörde befindet sich in Fort Meade im US-Staat Maryland, zwischen Baltimore und Washington, und zwar in zwei Hochhäusern, die mit dunkelblauem Glas verkleidet sind und den Eindruck erwecken, als wären sie von einem kubistischen Architekten mit Depressionen entworfen worden.

Die Bürogebäude sind jedoch nur Tarnung. Sie stellen lediglich den kleinen Teil eines ausgedehnten Komplexes dar, der angeblich vier Hektar unterirdischer Räume umfasst. Die NSA ist der größte Arbeitgeber für Mathematiker in den USA – vielleicht sogar in der ganzen Welt. Und die etwa zwanzigtausend Angestellten der Behörde gehören zu den besten Kryptologen, die es überhaupt gibt.

Angela Worth, die Bibliotheksassistentin der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft, fuhr am NSA-Komplex vorbei und bog auf den Parkplatz des Kryptologischen Nationalmuseums. Sie war früh am Morgen aufgestanden, hatte sich krank gemeldet und war von Philadelphia aus in Richtung Süden gefahren. Sie parkte ihren Wagen, nahm eine alte Aktentasche vom Beifahrersitz und machte sich auf den Weg zum Museumseingang.

Sie fragte die Angestellte am Empfangstresen, ob sie D. Grover Harris sprechen konnte. Ein paar Minuten später kam ein dürrer junger Mann mit Wuschelkopf und Jeans auf sie zu. Er schüttelte Angela die Hand.

»Hallo, Angela«, sagte er mit einem verlegenen Grinsen. »Schön, dass du den weiten Weg hierher auf dich genommen hast.«

»Kein Problem, Deeg. Danke, dass du mich empfängst.«

Angela hatte Deeg bei einer Convention von Rätselfans kennengelernt. Sie hatten sich auf Anhieb gemocht. Beide waren irgendwie verrückt. Deeg war ein angenehmer, gut aussehender Mann und unglaublich intelligent. Und genauso wie Angela stand er recht weit unten auf der Karriereleiter. Er führte sie in sein chaotisches Büro und bot ihr einen Platz an. Der Raum war kaum größer als ein Schrank und unterstrich Harris' untergeordnete Stellung in der Nahrungskette der Behörde.

Er setzte sich hinter einen mit Papieren übersäten Schreibtisch, der von jedem Brandschutzprüfer als extrem feuergefährdet eingestuft worden wäre. »Am Telefon hast du ziemlich aufgeregt geklungen. Was ist los?«

Angela öffnete die Aktentasche. Sie zog die Kopien der Jefferson-Dokumente heraus und reichte sie Harris ohne jeden Kommentar. Er überflog die Seiten und stieß dann auf die perforierte Pappe ganz unten. Er hielt sie ins Licht und legte sie dann auf ein Blatt.

»Das ist doch nicht etwa eine Dechiffrierschablone, oder?«

»Ich hatte gehofft, dass du es mir sagen könntest«, erwiderte Angela. »Du bist doch der Experte für Kodes und Verschlüsselungen.«

»Ich bin noch immer nur ein aufstrebender Experte, der ein paar Kurse an der Fachhochschule für Kryptologie belegt hat.«

»Das genügt mir«, sagte Angela. Die NSA-Schule bildete Leute aus allen staatlichen Behörden in den Feinheiten der kryptografischen Analyse aus.

»Stell dein Licht nicht unter den Scheffel. *Du* warst es, die das hier entdeckt hat. Was kannst du mir darüber erzählen?«

»Ich glaube, es wurde unter einem falschen Schlagwort abgelegt. Es hätte in die Thomas-Jefferson-Sammlung aufgenommen werden sollen.«

Er setzte sich kerzengerade hin. »*Jefferson?*«

»Genau. Ich bin mir ziemlich sicher, dass es seine Handschrift ist. Ich habe sie mit der Unabhängigkeitserklärung verglichen, und außerdem steht ein kleines TJ in der unteren rechten Ecke des Titelblatts.«

Er hielt sich die Seite vors Gesicht und stieß einen tonlosen Pfiff aus. »Jefferson. Das würde allerdings passen.«

»Ich bin froh, dass du das sagst«, erklärte Angela mit einem Seufzer der Erleichterung. »Ich hatte mir schon Sorgen gemacht, dass ich vielleicht nur deine Zeit vergeude.«

»Verdammt, nein!« Harris schüttelte den Kopf. »Die meisten Leute wissen gar nicht, dass Jefferson ein sehr fähiger Kryptologe war. Er hat Chiffren benutzt, um mit James Madison und anderen politischen Persönlichkeiten zu kommunizieren. Zu einem Experten für Verschlüsselungen wurde er während seiner Zeit als Botschafter in Frankreich.« Er erhob sich von seinem Stuhl. »Komm mit. Ich muss dir etwas zeigen.«

Er führte sie in den Ausstellungsbereich und blieb vor einer Vitrine stehen, in der ein Holzzylinder stand, der an einer Spindel aufgehängt war. Der Zylinder besaß einen Durchmesser von etwa fünf Zentimetern und eine Länge von etwa fünfzehn und war aus mehreren Scheiben zusammengesetzt. Die Ränder dieser Scheiben waren allesamt mit Buchstaben beschriftet.

»Das wurde in einem Haus in der Nähe von Monticello

gefunden«, erklärte Harris. »Wir glauben, dass es eine ›Jefferson-Walze‹ ist, die er erfunden hat, als er in Washington Außenminister war. Man schreibt eine Botschaft und dreht die Scheiben, um eine andere Buchstabenabfolge zu erhalten. Die Person, die die Botschaft enthält, entschlüsselt sie mit einem ähnlichen Gerät.«

»Sieht aus wie aus dem *Da Vinci Code*.«

Harris lachte leise. »Der alte Leonardo wäre von der nächsten Evolutionsstufe der Chiffrierwalze begeistert gewesen.«

Er zerrte sie zu einer anderen Vitrine, die mehrere Maschinen enthielt, die wie recht große Schreibmaschinen aussahen.

Sie las das kleine Schild. »Enigma-Chiffrierapparate«, sagte sie aufgeregt. »Davon habe ich irgendwie auch schon mal gehört.«

»Sie gehörten zu den bestgehüteten Geheimnissen des Zweiten Weltkriegs. Es gab Leute, die für ein solches Gerät getötet hätten. Im Prinzip waren es aber nur veredelte Versionen von Jeffersons Chiffrierwalze. Mit dem Ding war er seiner Zeit weit voraus.«

»Zu schade, dass wir keins von diesen Geräten benutzen können, um seine Botschaft zu entziffern«, sagte Angela.

»Das müssen wir vielleicht gar nicht«, sagte Harris.

Sie kehrten in sein Büro zurück, wo er sich wieder auf seinen Schreibtischstuhl fallen ließ. Er lehnte sich zurück und verschränkte die Finger unter dem Kinn.

»Wie kommt es, dass du dich für das Thema Verschlüsselung interessierst?«, fragte er.

»Ich bin gut in Mathematik. Ich löse gern Kreuzworträtsel, und ich habe mich schon als Kind für Akrosticha begeistert. Mein Interesse für Rätsel ging so weit, dass ich Bücher über

das Thema gelesen habe. Deswegen habe ich auch schon einmal von Chiffrierschablonen und Jeffersons Interesse an der Kryptografie gehört.«

»Die Hälfte aller Kryptologen der ganzen Welt hätte mir die gleiche Antwort gegeben«, sagte Harris. »Es war genau dieses Interesse, das es dir nahegelegt hat, die Möglichkeit einer verborgenen Botschaft in diesem Dokument zu erkennen.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Irgendetwas daran kam mir einfach seltsam vor.«

»Die NSA beschäftigt sich regelmäßig mit Sachen, die einem ›seltsam‹ vorkommen. Jefferson hätte sich bei uns wie zu Hause gefühlt.«

»Was hat nun aber die Chiffrierwalze damit zu tun?«

»Gar nichts. Jefferson hat in späteren Jahren keine kryptografischen Geräte mehr verwendet. Ich vermute, dass er nur die Schablone benutzt hat, um eine verborgene Botschaft zu schreiben, um zu vertuschen, dass der Artischocken-Text eine Geheimbotschaft enthält. Er hat die Botschaft in die Löcher in der Pappe geschrieben und dann irgendwelche Sätze drumherum gebaut.«

»Mir ist aufgefallen, dass die Syntax in manchen Zeilen gestelzt oder einfach nur ungewöhnlich klingt.«

»Gut beobachtet. Und jetzt gehen wir mal davon aus, dass Jefferson noch eine zweite Verschlüsselungsebene eingebaut hat. Als Erstes müssen wir die Buchstaben abschreiben, die durch die Löcher in der Schablone sichtbar sind.«

Angela zog ein Notizbuch aus ihrer Aktentasche und reichte es Harris. »Das habe ich schon getan.«

Harris überflog die Zeilen aus scheinbar sinnlos angeordneten Buchstaben. »Fantastisch! Das erspart uns eine Menge Zeit.«

»Wo fangen wir an?«

»Vor etwa zweitausend Jahren.«

»Wie bitte?«

»Julius Caesar hat eine sogenannte Ersatzchiffrierung benutzt, um während der gallischen Kriege eine Botschaft an Cicero zu schicken. Er hat einfach die lateinischen Buchstaben durch griechische ersetzt. Später hat er das System verbessert. Er hat jeden Buchstaben des Textes um drei Stellen im Alphabet verschoben. Diese Methode wird als Caesar-Substitution bezeichnet.«

»Hat Jefferson es genauso gemacht?«

»Nicht ganz. Die Araber haben entdeckt, dass man die Häufigkeit bestimmter Buchstaben in einem Text dazu benutzen kann, eine solche Ersatzchiffrierung zu entschlüsseln. Maria Stuart verlor den Kopf, nachdem die Kryptologen von Königin Elisabeth die Nachrichten abgefangen hatten, die im Zusammenhang mit der Babington-Verschwörung verschickt wurden. Und Jefferson hat die Abwandlung eines Systems benutzt, das als Vigenère-Methode bekannt ist.«

»Die wiederum eine Erweiterung der Caesar-Substitution ist.«

»Korrekt. Man erzeugt mehrere Verschlüsselungsalphabete, in denen jeder Buchstabe jeweils um eine zusätzliche Stelle verschoben wird. Man schreibt sie untereinander, bis man ein Vigenère-Quadrat erhält. Dann wählt man ein Schlüsselwort, das man mehrmals hintereinander über die erste Reihe des Quadrats schreibt. Die Buchstaben des Schlüsselworts helfen einem, die verschlüsselten Buchstaben zu finden, als würde man die Schnittpunkte eines mathematischen Graphen suchen.«

»Das bedeutet, dass die Buchstaben des Klartexts immer wieder durch unterschiedliche Buchstaben ersetzt werden.«

»Das ist das Schöne an diesem System. Deshalb kann man es nicht mit Häufigkeitstabellen knacken.«

Harris wandte sich seinem Computer zu und tippte mehrere Minuten lang, bis er Buchstabenreihen in einem quadratischen Muster angeordnet hatte. »Das ist das übliche Vigenère-Quadrat. Jetzt haben wir nur noch ein Problem. Wir kennen das Schlüsselwort nicht.«

»Wie wäre es mit *Artischocke?*«

Harris lachte. »Poes ›Der entwendete Brief‹ der ganz offen daliegt? *Artischocke* war das Schlüsselwort, das Jefferson und Meriwether Lewis für die Expedition ins Louisiana-Territorium vereinbart hatten.«

Er schrieb das Wort mehrere Male über das Quadrat und versuchte, die Buchstaben zu dechiffrieren, die unter der Schablone sichtbar blieben. Er versuchte es dann auch noch mit dem Plural *Artischocken* und schüttelte schließlich den Kopf.

»Vielleicht war das zu offenkundig«, sagte Angela. Weiter versuchten sie es mit *Adams, Washington, Franklin* und *Amerika,* doch jedes Mal erlebten sie eine neue Enttäuschung.

»Damit könnten wir den ganzen Tag verbringen«, sagte Angela.

»Es könnte sogar Jahrzehnte dauern. Das Schlüsselwort könnte genauso gut eine sinnlose Abfolge von Buchstaben sein.«

»Also gibt es keine Möglichkeit, eine Vigenère-Verschlüsselung zu knacken?«

»*Jede* Verschlüsselung lässt sich knacken. Der Vigenère-Kode wurde Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von einem Typ namens Babbage dechiffriert, einem Genie, das manchmal als Vater des Computers bezeichnet wird. Seine Methode

besteht darin, nach bestimmten Buchstabenabfolgen zu suchen, aus denen sich das Schlüsselwort bestimmen lässt. Aber so etwas übersteigt meine Fähigkeiten. Zum Glück befinden wir uns in Spuckweite der größten Kodeknacker, die die Welt hervorgebracht hat.«

»Du kennst jemandem in der NSA?«

»Ich werde mal bei meinem alten Professor anklingeln.«

Der Professor unterrichtete gerade, also hinterließ ihm Harris eine Nachricht. Mit Angelas Erlaubnis kopierte er die Dokumente, die sie mitgebracht hatte. Er hatte sich bisher so sehr auf den geschriebenen Text konzentriert, dass er der Zeichnung kaum Beachtung geschenkt hatte.

Angela sah, wie er nun die Linien und Kreuze musterte.

»Das ist der zweite Teil des Rätsels. Zuerst dachte ich, es wäre der Grundriss eines Gartens.« Sie erzählte ihm, was sie auf der Sprachen-Website gefunden hatte.

»Faszinierend, aber wir sollten uns vorläufig mit der Textbotschaft beschäftigen.«

Nachdem Harris alles kopiert hatte, steckte Angela ihre Dokumente wieder in die Aktentasche. Harris begleitete sie zur Tür und sagte, dass er sie über alles auf dem Laufenden halten würde.

Zwei Stunden später erhielt er einen Anruf von seinem Professor. Harris begann damit, ihm von dem besonderen Verschlüsselungsproblem zu erzählen. Doch als er den Namen Jefferson erwähnte, forderte der Professor ihn auf, sofort zu ihm zu kommen.

Professor Pieter DeVries wartete auf der anderen Seite der Sicherheitsschleuse auf Harris. Er zerrte Harris praktisch in sein Büro, so eilig hatte er es, einen Blick auf die Dokumente zu werfen.

Der Professor war die Verkörperung des brillanten, aber etwas zerstreuten Mathematikers. Er hatte eine Vorliebe für Tweed-Anzüge, selbst in den wärmeren Monaten, und außerdem die Gewohnheit, an seinem schneeweißen Kinnbart zu zupfen, wenn er nachdachte – was er die meiste Zeit tat.

Er sah das Dokument über den Artischockenanbau durch. »Sie sagen, eine junge Dame von der Philosophischen Gesellschaft ist damit zu Ihnen gekommen?«

»Richtig. Sie arbeitet dort in der Forschungsbibliothek.«

»Ich hätte die Angelegenheit vermutlich nie eines zweiten Blickes gewürdigt, wenn nicht die Schablone gewesen wäre.« Angela hatte sie Harris dagelassen. Der Professor hob das perforierte Stück Pappe auf, betrachtete es verächtlich und legte es wieder weg. »Es überrascht mich, dass Jefferson etwas so Primitives wie dies hier benutzt haben soll.«

»Ich bin immer noch nicht davon überzeugt, dass dieser Text wirklich eine Geheimbotschaft enthält«, sagte Harris.

»Es gibt nur eine Möglichkeit, das herauszufinden«, erwiderte der Professor.

Er scannte die Buchstabenreihen ein und arbeitete dann ein paar Minuten lang an seinem Computer. Auf dem Bildschirm ordneten sich die Buchstaben in immer neuen Mustern an, bis plötzlich ein Wort markiert wurde.

EAGLE.

Harris starrte blinzelnd auf den Monitor und lachte dann. »Darauf hätten wir auch von selbst kommen können. *Eagle* war der Name von Jeffersons Lieblingspferd.«

Der Professor lächelte. »Babbage hätte seine Seele verkauft, um an einen Computer zu kommen, der nur ein Zehntel der Kapazität dieses Geräts besitzt.« Er tippte das Schlüsselwort in ein Eingabefeld ein und schickte den Befehl

ab, um es für die Dechiffrierung der Botschaft zu benutzen, die er zuvor eingescannt hatte.

Der Brief, den Jefferson im Jahre 1809 an Lewis geschrieben hatte, erschien nun im Klartext auf dem Bildschirm.

Harris beugte sich über die Schulter des Professors.

»Ich kann nicht glauben, was ich da lese«, sagte er. »Das ist völlig verrückt.« Harris zog das Blatt mit der seltsamen Zeichnung hervor. »Angela glaubt, dass diese Worte in phönizischer Sprache geschrieben sind.«

»Das stimmt mit dem Gutachten überein, das Jefferson von seiner Quelle in Oxford erhalten hatte.«

Harris fühlte sich plötzlich unendlich erschöpft. »Es sieht ganz danach aus, als wären wir hier auf etwas richtig *Großes* gestoßen.«

»Andererseits könnte diese märchenhafte Geschichte genauso gut ein Betrug sein, das Erzeugnis einer blühenden Fantasie.«

»Glauben Sie das wirklich, Professor?«

»Nein. Ich halte das Dokument durchaus für echt. Die Geschichte, die darin erzählt wird, ist allerdings etwas ganz anderes.«

»Wie gehen wir jetzt damit um?«

Der Professor zupfte so heftig an seinem Kinnbart, dass Harris befürchtete, er würde ihn abreißen.

»Seeehr vorsichtig«, sagte der Professor.

17

Auf der P Street, wo die Botschaft der Republik Irak im historischen Boardman House ihren Sitz hatte, herrschte dichter Verkehr. Ein Strom von Limousinen und Luxuskarossen fuhr an dem dreistöckigen Gebäude im romanischen Stil, das in der Nähe des Dupont Circle stand, vor, um Männer in Smokings und Frauen in langen Kleidern abzusetzen, die sich für eine Abendveranstaltung zurechtgemacht hatten.

Der Portier winkte ein Taxi heran, das den Platz einer wegfahrenden Diplomatenlimousine übernahm, und öffnete die Beifahrertür. Carina Mechadi stieg aus. Ihre schlanke Gestalt wurde von einem knöchellangen Samtkleid umhüllt, dessen Schwarzbraun zu ihren Haaren passte, die zu einem Knoten hochgesteckt waren. Der runde Ausschnitt zeigte ein Dekolleté, das zwischen dezent und sexy schwankte. Ein besticktes weißes Tuch bedeckte ihre bloßen Schultern und betonte die zartbraune Haut.

Sie dankte dem Portier mit einem Lächeln, das seinen Blutdruck in ungesunde Höhen trieb, und folgte den anderen Gästen durch den bogenförmigen Haupteingang. Ein junger Botschaftsangestellter blickte auf die goldumrandete Einladung und hakte ihren Namen auf einer Liste ab.

»Danke, dass Sie zu unserem Empfang gekommen sind, Miss Mechadi. Die irakische Botschaft heißt Sie herzlich willkommen.«

»*Ich* habe zu danken«, sagte Canna. »Es ist mir eine Freude.«

Das Vestibül war vom Gesprächslärm Dutzender Gäste er-

füllt. Carina blickte sich mit ihren großen blauen Augen um, unentschlossen, ob sie bleiben oder in einen Nebenraum verschwinden sollte. Die anderen Gäste, die ihre Anwesenheit bemerkten, wandten sich nach ihr um, und das Stimmengewirr ebbte ab.

Carina war nicht besonders groß, aber sie hatte eine beeindruckende Präsenz, die Aufmerksamkeit zu binden schien. Die Frauen im Raum spürten ihre weibliche Anziehungskraft und griffen instinktiv nach den Armen ihrer Begleiter. Sie entspannten sich erst wieder, als sich ein Mann mittleren Alters aus der Menge löste und auf den neu eingetroffenen Gast zuging.

Er schlug die Hacken zusammen und verbeugte sich galant. »Carina Mechadi, der Schutzengel antiker Kunstschätze, wenn ich mich nicht irre.«

Ein Journalist hatte Carina in einem Artikel für das Magazin *Smithsonian* diesen hochtrabenden Titel gegeben. Sie lächelte dankend. »Ich habe diese Bezeichnung nie gemocht, Mr ….«

»Pardon, Miss Mechadi. Mein Name ist Anthony Saxon, und ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, falls ich Sie beleidigt haben sollte.« Er sprach mit jenem britisch angehauchten Akzent, der früher in exklusiven amerikanischen Prep-Schools kultiviert wurde.

»Nicht im Geringsten, Mr. Saxon.« Sie reichte ihm die Hand. »Wie haben Sie mich erkannt?«

»Ihr Bild war in ein paar Zeitungen zu sehen. Es ist mir eine große Freude, Sie nun persönlich kennenzulernen.« Er nahm ihre Hand und küsste sie.

Mit seinem distinguierten Äußeren, seiner übertriebenen Ausdrucksweise und dem gut sitzenden Smoking erinnerte

Saxon an einen Diplomaten aus dem 19. Jahrhundert. Er war über einsachtzig groß und dabei gertenschlank. Sein dichtes grau meliertes Haar war streng zurückgekämmt und gab einen Haaransatz frei, der über den dichten Augenbrauen spitz zusammenlief und ihm einen leicht diabolischen Ausdruck verlieh. Ein bleistiftdünner Schnurrbart im Stil von Filmstars und Gigolos der Vierzigerjahre schmückte seine Oberlippe. Sein Gesicht war vom letzten Wüstentrip noch braungebrannt.

»Gehören Sie zum Washingtoner Diplomatencorps, Mr. Saxon?«

»Weit gefehlt. Ich bin ein Abenteurer und hin und wieder auch Schriftsteller und Filmemacher. Vielleicht haben Sie mein letztes Buch gelesen, *Auf den Spuren der Königin*«, sagte er mit hoffnungsvollem Unterton.

»Ich fürchte, nein«, antwortete Carina. Und weil sie Saxon nicht vor den Kopf stoßen wollte, fügte sie schnell hinzu: »Ich bin viel unterwegs.«

»Das haben Sie nett gesagt.« Saxon ließ wieder die Hacken knallen. »Doch es spielt gar keine Rolle, ob Sie schon von mir gehört haben. Allerdings habe *ich* eine Menge von Ihnen gehört, vor allem in Verbindung mit der Rückführung gestohlener Kunstschätze des Museums in Bagdad.«

»Sehr freundlich von Ihnen, Mr. Saxon.« Sie blickte sich um. »Sie wissen nicht zufällig, wo ich Viktor Baltazar finde?«

Saxon zog die Augenbrauen hoch. »Baltazar bereitet seine Ansprache im großen Empfangssaal vor. Es wäre mir ein Vergnügen, Ihnen den Weg zu zeigen.«

Carina verzog die Lippen zu einem amüsierten Lächeln. »Sie sind ein vollendeter viktorianischer Gentleman«, sagte sie und nahm den Arm, den er ihr anbot.

»Eher elisabethanisch. Schwerter und Sonette. Aber ich weiß das Kompliment zu schätzen.«

Er führte sie durch die Menge in einen großen Raum mit gold und braun gewirkten Vorhängen. Ein Podium am anderen Ende wurde von Scheinwerfern, Videokameras und Mikrofonen flankiert. Ein vergrößertes Foto des irakischen Nationalmuseums hing dahinter an der Wand. Vor dem Podium waren Reihen mit Polsterstühlen aufgestellt worden.

Saxon steuerte auf ein Tête-à-Tête an der Seitenwand zu. In vertraulichem Flüsterton erklärte er, dass diese Sitzgelegenheit hier einen guten Blick auf eintretende Gäste biete und eine einfache Flucht ermöglichte, wenn die Reden zu langatmig wurden.

Carina erkannte mehrere Außenministeriumsmitarbeiter, Politiker und Journalisten. Einige Männer und Frauen, die sich mit antiker Kunst aus dem Nahen Osten beschäftigten, kamen ihr ebenfalls bekannt vor. Als Professor Nasir den Raum betrat, erhob sie sich aufgeregt und winkte. Der Professor ging mit einem breiten Lächeln auf sie zu.

»Miss Mechadi, wie schön, Sie zu sehen!«

»Ich hatte auch gehofft, Sie hier zu treffen, Professor.« Sie wandte sich zu Saxon um. »Professor, das ist Anthony Saxon. Mr. Saxon, Professor Jassim Nasir.«

Saxon erhob sich zu seiner vollen Größe und überragte den Iraker um ein gutes Stück. »Es ist mir eine Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen, Dr. Nasir. Ich bin mit Ihrer Museumsarbeit gut vertraut.«

Nasir strahlte stolz.

»Entschuldigen Sie uns bitte«, sagte Carina zu Saxon. »Dr. Nasir und ich haben eine Menge zu besprechen. Es ist

schon eine Weile her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben.«

»Selbstverständlich«, sagte Saxon. In einer einzigen Bewegung griff er zwei Champagnerflöten von einem Tablett und reichte eine davon Carina. »Lassen Sie es mich wissen, wenn ich etwas für Sie tun kann.«

Nasir beobachtete, wie Saxon sich nun einen Weg durch die Menge bahnte. »Nicht sehr viele Leute außerhalb des Irak wissen von meiner Existenz«, sagte er sichtbar beeindruckt. »Seit wann kennen Sie Mr. Saxon?«

»Seit fünf Minuten. Er hat mich am Eingang abgefangen. Doch mich interessiert viel mehr, wann wir uns zuletzt gesehen haben. Es muss mindestens drei Jahre zurückliegen.«

»Wie könnte ich das vergessen? Es war im Museum in Bagdad. Eine schlimme Zeit.«

»Tut mir leid, ich hätte mich öfter bei Ihnen melden sollen.«

»Wir haben so weit alles gesichtet und geordnet, und dank solcher Menschen wie Ihnen gehen die Bemühungen um verschwundene Objekte weiter. Es ist eine Menge Geld geflossen, aber unsere Ausgaben sind auch exorbitant. Und bei der instabilen Lage in unserem Land wird es noch ziemlich lange dauern, bis Busladungen voller Touristen zu uns kommen.«

»Noch ein Grund, warum dieser Empfang so ermutigend ist.«

»O ja«, sagte er strahlend. »Ich war überwältigt, als Sie mich anriefen und sagten, Sie hätten eine größere Sammlung unserer Kunstschätze entdeckt. Die Idee mit der Tournee ist wirklich großartig. Ich hätte mir niemals vorgestellt, irgendwann einmal mit so vielen meiner wunderbaren Kollegen

zusammenzutreffen. Da ist ja schon eine. Erinnern Sie sich an Dr. Shalawa?«

Die schwergewichtige Frau, die soeben auf das Podium trat, war eine führende Expertin für assyrische Archäologie. Dr. Shalawa trug das traditionelle muslimische Gewand, das ihr bis zu den Knöcheln reichte. Ein Kopftuch bedeckte ihr Haar. Sie räusperte sich, um die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich zu lenken, und als sich das Publikum schließlich gesetzt hatte, stellte sie sich vor.

»Ich möchte der Botschaft für die Gastfreundschaft danken und unseren Gästen für die finanzielle und moralische Unterstützung. Der erste Redner ist ein Beispiel für den großzügigen Geist, der notwendig ist, um aus unserem Museum wieder eine der bedeutendsten Kulturstätten der Welt zu machen. Ich habe die Ehre, Viktor Baltazar, dem Präsidenten der Stiftung des Bagdader Museums, das Wort erteilen zu dürfen.«

Begleitet von Applaus erhob sich ein Mann in der ersten Reihe und stieg auf das Podium, um Dr. Shalawa die Hand zu schütteln.

Carina hatte keine Ahnung gehabt, wie Baltazar aussah; er war sehr geschickt darin, sein Bild fern der Öffentlichkeit zu halten. Sie hatte nicht gewusst, was sie erwartet hatte, jedenfalls nicht diesen kräftig gebauten Mann im maßgeschneiderten Smoking, der nun auf das Podium trat. Der riesige Kopf erinnerte sie an eine Dogge. Während sie ihn betrachtete, war es, als würde sich Baltazar völlig verwandeln. Sein finsterer Ausdruck verschwand, als er ein strahlendes Lächeln aufsetzte, und die blassen Augen schienen jede Person im Raum zu erfassen.

Als der Applaus schließlich verebbte, sagte er mit einer tie-

fen und melodiösen Stimme: »Ich bin derjenige, der sich geehrt fühlen muss, vor einem derart illustren Publikum sprechen zu dürfen. Sie alle haben Anteil an den internationalen Bemühungen, die gestohlenen Kunstschätze aus dem irakischen Nationalmuseum in Bagdad wiederzubeschaffen.«

Erneuter Applaus.

»Meine Stiftung ist nur ein Glied in der Kette. Aufgrund Ihrer Anstrengungen finden immer mehr Kunstgegenstände den Weg zurück ins Museum. Das Museum baut seine Konservierungslabors wieder auf, unterweist seine Mitarbeiter und erstellt eine Datensammlung. Zusätzliche Gelder werden noch durch die Tournee hereinkommen, die von der Baltazar-Stiftung gesponsert wird. Ich bedaure es, den Empfang schon verlassen zu müssen, ohne jedem von Ihnen persönlich danken zu können, aber ich freue mich, mit Ihnen allen in dieser ehrenvollen Sache zusammenarbeiten zu können.«

Er warf dem Publikum eine Kusshand zu, verließ die Bühne und ging auf den Ausgang zu. Carina eilte aus dem Raum und fing ihn in der Eingangshalle ab.

»Verzeihung, Mr. Baltazar. Ich weiß, Sie sind in Eile, aber vielleicht können Sie eine Minute Ihrer Zeit entbehren.«

Baltazars Lippen verzogen sich zu einem interessierten Lächeln. »Ich wäre unhöflich und obendrein dumm, wenn ich die einfache Bitte einer so bezaubernden Frau ausschlagen würde, Miss …«

»Sehr freundlich von Ihnen. Mein Name ist Carina Mechadi.«

Ein nachdenklicher Ausdruck trat auf Baltazars Gesicht. »Miss Mechadi! Was für eine Überraschung. Bei allem, was ich von Ihrer Hartnäckigkeit gehört habe, hatte ich mir eine kleine, gedrungene Frau in mittleren Jahren vorgestellt, viel-

leicht mit einem Schnurrbart.« Er fuhr sich mit dem Zeigefinger über die Oberlippe.

»Tut mir leid, Sie da enttäuschen zu müssen«, sagte Carina.

»Enttäuschend ist nur, dass ich schon gehen muss. Doch womit kann ich Ihnen dienen?«

»Ich wollte Ihnen und Ihrer Stiftung einfach nur für die Unterstützung meiner Arbeit danken.«

»Gern geschehen. Ich bedaure es, dass wir uns nicht schon früher getroffen und nur durch Vermittler miteinander kommuniziert haben. Meine Geschäfte und die Wohltätigkeitsarbeit sind sehr zeitraubend.«

»Das verstehe ich gut.«

»Dann bin ich froh. Sie scheinen eine gute Spürnase zu haben. Waren Sie bei der Polizei?«

»Ich war ursprünglich Journalistin. Ich habe über ein paar wichtige italienische Kunstdiebstähle berichtet, die mich in europäische und amerikanische Museen geführt haben. Je mehr ich darüber herausfand, wie akademische Einrichtungen und Museen in den illegalen Handel verstrickt waren, desto wütender wurde ich. Schließlich bemühte ich mich darum, gestohlene Objekte zu finden, statt nur darüber zu schreiben.«

»Ich habe schon gehört, dass Ihre Arbeit nicht ungefährlich ist. Benoir hat mir von der Kaperung und dem versuchten Kunstraub berichtet. Wirklich unglaublich! Es ist ein Wunder, dass Sie nicht verletzt wurden.«

Sie nickte. »Wenn Kurt Austin nicht gewesen wäre, würde ich nicht hier mit Ihnen sprechen.«

»Der Name sagt mir nichts.«

»Mr. Austin arbeitet für die *National Underwater and Marine Agency*. Er steht nicht gern im Rampenlicht, aber er hat mein Leben, das Schiff und dazu noch die lang vermissten iraki-

schen Kunstschätze gerettet. Einer der Entführer hatte auf ihn geschossen. Zum Glück wurde er nur verwundet.«

»Dieser Austin scheint ein bemerkenswerter Mann zu sein«, sagte Baltazar. »Wie kam es, dass er auf dem Schiff war?«

»Purer Zufall. Er fuhr eigentlich auf einem ganz anderen Schiff, das gerade in der Nähe war, als es einen Notruf empfing.«

»Bemerkenswert. Ich würde ihn gerne einmal treffen, um mich zu bedanken.«

»Das könnte ich arrangieren.«

»Ich bin erstaunt, dass Sie so viele irakische Kunstschätze wiederbeschaffen konnten. Wie haben Sie das gemacht?«

Carina dachte an die zahllosen Informanten, die sie angeworben hatte, an die Bestechungsgelder, die sie großzügig verteilt hatte, und an die immer wieder zögernden Regierungsmitarbeiter, die sie gnadenlos umschmeichelt hatte, bis sie schließlich nachgaben, nur um sie endlich loszuwerden.

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte sie mit einem Schulterzucken. »Ein Großteil meines Erfolges hat mit meiner Herkunft zu tun. Ich habe Wurzeln in Europa und in Afrika, was es mir erleichtert hat, auf beiden Kontinenten Kontakte zu knüpfen.«

»Afrika, sagen Sie? Ihr Vater war Italiener, wenn ich das richtig sehe.«

Sie nickte. »Mein Großvater auch. Er gehörte zu Mussolinis Armee, als sie in Äthiopien einmarschierte. Dort ist er meiner Großmutter begegnet. Meine Mutter hat ihn nie kennengelernt, sie wusste nur, dass er Italiener war. Als sie dann nach Italien ging, wo ich geboren wurde, hat sie ihrem Mädchennamen Mekada einen italienischen Anstrich gegeben.«

»Mekada? Ein schöner Namen.«

»Danke. Er soll in Äthiopien recht häufig sein.«

Baltazar dachte einen Augenblick nach, bevor er weitersprach. »Sagen Sie, Miss Mechadi, was haben Sie als Nächstes vor?«

»Ich bin mit der Organisation der Tournee beschäftigt. Die Kunstschätze sind im Smithsonian gut bewacht. Ich kümmere mich um die Herkunftsdaten und Hintergrundinformationen der einzelnen Objekte. Ich habe ein paar Treffen mit Leuten vereinbart, die mir ihre Hilfe anboten. Morgen fliege ich nach Virginia, um Jon Benson, einen Fotografen vom *National Geographic* zu treffen, der bei der Ausgrabung einer Statue mit dem Namen *Navigator* dabei war. Vielleicht möchten Sie vorbeikommen und sich die Statue und die anderen Stücke mal anschauen.«

»Das ist eine wunderbare Idee. Ich kenne mich mit Archäologie nicht so gut aus, muss ich gestehen, aber ich besitze auch ein paar Objekte. Alles legal, wie ich vielleicht hinzufügen sollte. Ich würde mich freuen, sie Ihnen bei Gelegenheit – vielleicht nach einem Mittag- oder Abendessen – zu zeigen.«

»Sehr gern, Mr. Baltazar.«

»Hervorragend. Rufen Sie die Stiftung an, wenn Sie abkömmlich sind. Sie hat meinen Terminplan.«

Sie schüttelten sich die Hand, und Baltazar verabschiedete sich vom Botschafter und seinen Mitarbeitern. Carina drehte sich um und wollte gerade in den Empfangssaal zurückgehen, als sie auf Saxon stieß. Er lächelte ihr amüsiert entgegen.

»Ich habe gesehen, wie Sie mit Mr. Baltazar gesprochen haben«, sagte er.

»Ich bin hauptsächlich wegen Mr. Baltazar zu diesem Empfang gekommen. Er ist sehr entgegenkommend.«

»Wissen Sie, woher das Geld kommt, das er gestiftet hat?«

»Ich weiß nur, dass er ein paar Minen besitzt.«

»Das stimmt so weit. Baltazar ist der Kopf eines Minenkartells, zu dem der größte Zusammenschluss an Goldminen der Welt gehört. Er ist aber ziemlich umstritten. Seinen Firmen wird vorgeworfen, die Umwelt zu zerstören und in einem halben Dutzend Ländern die Armen auszubeuten. Viele Leute wissen überhaupt nicht, dass er einen der größten privaten Sicherheitsdienste der Welt besitzt. Söldner zum Anheuern.«

Carina war auch schon auf negative Berichte über Baltazar gestoßen, als sie sich über seinen Hintergrund informiert hatte, aber sie war auf die Unterstützung der Stiftung so scharf gewesen, dass sie deren Bedeutung heruntergespielt hatte. »Ich weiß nur, dass er äußerst großzügig ist, wenn es um das irakische Museum geht.«

»Verstehe. Schmutziges Geld spielt keine Rolle, wenn es um höhere Dinge und all das geht.«

»Ich brauche keine Belehrung in Ethik«, sagte Carina mit funkelndem Blick.

Saxon bemerkte den scharfen Tonfall. »Gewiss nicht. Verzeihen Sie mir. Ich wollte eigentlich über die wiedergefundenen Kunstobjekte sprechen, vor allem über eine Statue mit dem Namen *Navigator*.«

Carina fragte sich, ob Saxon ihr Gespräch mit Baltazar belauscht hatte, aber er war außer Hörweite gewesen. »Sie wissen etwas darüber?«

Er nickte. »Ich weiß, dass es eine Bronzestatue ist, beinahe lebensgroß, und dass sie vor Jahrzehnten in Syrien ausgegraben wurde. Sie stellt einen Seefahrer dar und wird den Phöniziern zugeschrieben. Aber es gibt Zweifel an den Gründen, aus denen man sie dem Museum in Bagdad übergeben hat.

Sie lag dort jahrelang herum, bis Diebe sie während der amerikanischen Invasion 2003 gestohlen haben. Niemand wusste, wo sie geblieben war, bis Sie die Statue kürzlich zusammen mit anderen gestohlenen Objekten wiedergefunden haben.«

»Wirklich beeindruckend. Woher wissen Sie so viel darüber?«

»Ich bin auf der Suche nach diesem schwer aufzutreibenden Kerl, seit ich bei meinen Recherchen zu Salomon über ihn gestolpert bin. In Kairo hatte ich ihn schon fast, aber da waren Sie mir um einen Schritt voraus. Glückwunsch übrigens.«

»Warum interessieren Sie sich ausgerechnet für dieses Objekt?«

Er hob eine Hand. »Tja, wenn Sie meine Bücher gelesen hätten, müssten Sie das nicht fragen.«

»Ich werde Ihre Werke auf meine Lektüreliste setzen.«.

»Es lohnt sich«, sagte er mit einem Grinsen.

Nun hatte sie genug von Saxons selbstgefälliger Art. »Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden.«

»Selbstverständlich. Aber denken Sie an meine Warnung. Seien Sie vorsichtig mit Baltazar.«

Carina ignorierte die Bemerkung, wandte sich um und steuerte Professor Nasir an.

Saxon blickte ihr nach. Er lächelte, doch die Besorgnis in seinen Augen war nicht zu übersehen.

Als Baltazar die irakische Botschaft verließ, fuhr eine schwarze Mercedes-Limousine vor. Der Fahrer stieg aus und schob den Portier beiseite, um die Wagentür selbst zu öffnen. Der Portier war ein nicht leicht einzuschüchternder Ex-Marine. Verärgert, weil ihm ein Trinkgeld durch die Lappen zu gehen

drohte, wollte er schon protestieren, aber der kräftig gebaute Fahrer warf ihm einen so grimmigen Blick zu, dass er kein Wort über die Lippen brachte. Sekunden später fuhr die Limousine mit quietschenden Reifen davon.

»Guten Abend, Mr. Baltazar«, sagte der Fahrer. »Ist der Empfang gut verlaufen?«

»Ja, Antonio. So gut, dass ich das Debakel in Neufundland beinahe vergessen hätte.«

»Es tut mir sehr leid, Mr. Baltazar. Ich habe gar keine Entschuldigung dafür.«

»Vielleicht habe ich eine für Sie, Antonio. Sie heißt Kurt Austin. Er arbeitet für die NUMA. Austin ist der Herr, der die Aktion verhindert hat.«

»Woher wusste dieser Austin von unseren Plänen?«

»Er wusste nichts davon. Es war ein bedauerlicher Zufall, dass er sich gerade auf dem anderen Schiff befand. Zu Ihrem Pech ist Mr. Austin ziemlich furchtlos. Und Glück hatte er auch. Ihr Schuss hat ihn nur leicht verwundet.«

Antonio dachte an den ersten kurzen Blick auf Austin durch das Fadenkreuz seiner Waffe und dann an den zweiten in das Cockpit des Hubschraubers, der den Erzfrachter überflogen hatte. »Ich würde gern mit Mr. Austin sprechen.«

»Das glaube ich«, sagte Baltazar mit einem boshaften Unterton. »Aber im Augenblick haben Sie Wichtigeres zu tun. Es gibt da einen Fotografen vom *National Geographic,* der ein paar Bilder hat, die nicht an die Öffentlichkeit gelangen sollten. Beschaffen Sie mir diese Fotos.«

»Soll ich mich auch um den Fotografen kümmern?«

»Nur, wenn es nötig ist, und lassen Sie es wie einen Unfall aussehen. Ich will lediglich, dass die Bilder verschwinden.«

»Was ist mit der Frau?«

Baltazar dachte über Carinas Schicksal nach. Er war durchaus dazu in der Lage, ein Leben auszulöschen, wenn es ihm gelegen kam, aber an Carina war etwas Besonderes.

»Wir lassen sie am Leben, solange sie uns nützlich ist. Ich möchte aber einen umfassenden Bericht über sie.«

»Kann ich mich dann um Austin kümmern? Wir haben noch etwas zu klären.«

Baltazar stieß einen tiefen Seufzer aus. Auch Grausamkeit machte ihm nichts aus. Er war der klassische Psychopath, und als solcher empfand er kein Mitgefühl. Menschen waren dazu da, benutzt und dann weggeworfen zu werden. Aber Antonios Vorschlag bedeutete, dass sein Angestellter eigene Interessen verfolgte. Zugleich hatte er allerdings Verständnis für Antonios Wunsch nach Rache. Er selbst hatte auch eine Rechnung mit Austin zu begleichen.

»Ich möchte erst herausfinden, was er weiß, Antonio. Sie können ihn sich später vornehmen. Versprochen.«

Antonio schloss für einen Moment die Augen und bewegte die dicken Finger seiner Hand.

»Später«, sagte er und ließ sich das Wort auf der Zunge zergehen.

18

Professor Pieter DeVries ging im Geiste immer wieder das Jefferson-Dokument durch, während er im Empfangsbereich des Nahostreferats des Außenministeriums wartete. Er hatte nun aber jede einzelne Zeile gelesen und keinerlei Unstimmigkeiten entdeckt.

Die Dame am Empfangstresen nahm gerade das summende Telefon ab und wechselte ein paar Worte mit der Person am anderen Ende.

»Mr. Evans hat jetzt Zeit für Sie, Professor DeVries«, sagte sie lächelnd. »Dritte Tür rechts.«

»Danke.« DeVries schob seine Lektüre in eine Aktentasche, die er sich unter den Arm klemmte, und ging den Korridor entlang. Er klopfte leise an, öffnete die Tür und trat gleich darauf in ein Büro. Ein großer Mann Ende dreißig mit langem Kinn wartete dort auf ihn und schüttelte ihm die Hand.

»Guten Morgen, Professor DeVries. Mein Name ist Joshua Evans. Ich arbeite als Analytiker für das Ministerium. Setzen Sie sich.«

DeVries nahm Platz. »Danke, dass Sie ein wenig Zeit für mich erübrigen konnten.«

Evans nahm mit seiner schlaksigen Gestalt hinter einem Schreibtisch Platz, dessen klinische Ordnung auf eine zwanghafte Persönlichkeit hindeutete. »Es geschieht nicht jeden Tag, dass ich Besuch von der NSA erhalte«, sagte Evans. »Ihre Leute bleiben doch meistens unter sich. Was führt Sie nach Foggy Bottom?«

»Wie ich bereits am Telefon erklärte: Ich arbeite als Verschlüsselungsexperte für die Behörde. Ich bin auf Informationen gestoßen, die für das Außenministerium von Interesse sein könnten. Ich habe es allerdings vorgezogen, direkt zu Ihnen zu kommen, statt die – für die NSA – üblichen Kanäle zu benutzen. Die Angelegenheit ist nämlich etwas heikel.«

»Sie haben mein ungeteiltes Interesse«, sagte Evans.

Der Professor öffnete seine Aktentasche und reichte Evans eine Mappe mit Kopien des Originals des Jefferson-Dokuments und dann die dechiffrierte Version. Er gab eine kurze Zusammenfassung, worum es im Text ging und wie er an das Material gekommen war.

»Klingt recht abenteuerlich«, sagte Evans mit einer Leichtigkeit, als hätte man ihm gerade ein Kindermärchen erzählt. Er musterte den Tweed-Anzug und den Kinnbart des Professors. »Trotzdem ist mir noch nicht klar, warum Sie damit zum Nahostreferat gekommen sind.«

Der Professor breitete die Arme aus. »Phönizien lag in der geografischen Region, für die Ihre Abteilung zuständig ist.«

»*Phönizien*«, sagte Evans mit einem matten Lächeln.

»Richtig. Es war eine der größten Seefahrernationen aller Zeiten. Das Imperium reichte vom Ursprungsland bis zu den Küsten Spaniens und über die Säulen des Herakles hinaus.«

Evans lehnte sich zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Das mag ja durchaus sein, Professor DeVries, aber Phönizien existiert nicht mehr.«

»Das ist mir schon klar, aber die Nachkommen der Phönizier leben bis heute im Libanon und in Syrien.«

»Im Gegensatz zu diesen beiden Ländern war Phönizien jedoch niemals Mitglied der Vereinten Nationen, soweit mir bekannt ist«, sagte Evans mit einem nachsichtigen Lächeln.

DeVries zwang sich zu einem Grinsen. Er war ein kampferprobter Veteran bürokratischer Prozeduren. Er wusste, dass er sich mit selbstgefälligen Beamten wie Evans auseinandersetzen musste, wenn er sich die Leiter hinaufarbeiten wollte.

»Ich bin Mathematiker und kein Diplomat wie Sie«, setzte DeVries eine Prise Schmeichelei ein. »Aber mir scheint, es handelt sich hier um eine so brisante Region, dass *jede* Entwicklung, die Überzeugungen in ihren Grundfesten erschüttern könnte, einer ernsthaften Betrachtung unterzogen werden sollte.«

»Verzeihen Sie, falls meine Bemerkung abfällig geklungen haben sollte. Aber Artischocken? Geheimbotschaften? Ein verschollenes Jefferson-Dokument? Sie müssen doch zugeben, dass das eine recht fantastische Geschichte ist.«

DeVries stieß ein kurzes Lachen aus. »Ich bin der Erste, der Ihnen darin zustimmen würde.«

»Wie können wir uns überhaupt sicher sein, dass irgendetwas von alldem wahr ist?«

»Den Inhalt können wir zwar nicht authentifizieren, aber die Übersetzung der chiffrierten Botschaft in den Klartext ist korrekt. Die Tatsache, dass dieses Dokument vom dritten Präsidenten der Vereinigten Staaten und dem Urheber der Unabhängigkeitserklärung verfasst wurde, sollte dem Ganzen doch einiges an Gewicht verleihen.«

Evans hob das Bündel auf, als wollte er es mit den Händen wiegen. »Haben Sie überprüft, ob dieses Material wirklich von Jefferson stammt?«

»Ein paar Handschriftexperten der NSA haben es sich angesehen. Es besteht kein Zweifel, dass Jefferson der Verfasser ist.«

Ein verwirrter Ausdruck trat in Evans' Gesicht. De-Vries

hatte diese Besorgnis schon bei mehreren Bürokraten beobachtet, die aufgefordert wurden, von ihrem gewohnten Arbeitsablauf abzuweichen und Sand ins gut geölte Getriebe zu streuen. Evans' schlimmster Albtraum wurde wahr. Er musste vielleicht eine Entscheidung treffen. Der Professor warf dem Beamten einen Rettungsring zu.

»Mir ist bewusst, dass der Inhalt dieses Materials besonders ungewöhnlicher Natur ist. Deshalb hatte ich gehofft, Unterstützung vom Außenministerium zu bekommen. Vielleicht könnten Sie Ihrem Vorgesetzten von unserem Gespräch berichten.«

Die Verantwortung abzuschieben war eine Strategie, mit der Evans bestens vertraut war. Das Gesicht des jungen Mannes nahm einen erleichterten Ausdruck an. »Ich werde damit zu meinem Chef gehen. Hank Douglas. Er ist für kulturelle Angelegenheiten zuständig. Ich werde mich bei Ihnen melden, sobald ich mit ihm gesprochen habe.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen«, sagte DeVries. »Könnten Sie Mr. Douglas vielleicht anrufen, solange ich hier bin, damit ich Sie später nicht noch einmal belästigen muss?«

Evans sah, dass DeVries keine Anstalten unternahm, sich von seinem Stuhl zu erheben. Also nahm er sein Telefon und wählte Douglas' Nummer. Er hoffte, dass Douglas nicht zu erreichen war, musste zu seinem Verdruss jedoch feststellen, dass sein Kollege den Anruf entgegennahm.

»Hallo, Hank, hier ist Evans. Hätten Sie vielleicht ein paar Minuten Zeit für mich?«

Douglas antwortete, er habe erst in einer Stunde seinen nächsten Termin, und forderte Evans auf, in sein Büro zu kommen.

»Alles klar«, sagte Evans und legte auf. Er wandte sich

wieder DeVries zu. »Hank ist im Augenblick beschäftigt. Ich werde mich heute Nachmittag mit ihm treffen.«

DeVries stand auf und streckte ihm die Hand entgegen. »Vielen Dank«, sagte er. »Falls Sie jemals Unterstützung von der NSA benötigen, werden wir genauso entgegenkommend sein. Also werde ich Sie später noch einmal anrufen.«

Nachdem DeVries gegangen war, starrte Evans eine Weile auf die geschlossene Tür. Dann seufzte er und nahm das Paket mit dem Jefferson-Dokument an sich. Die Verantwortung abzuschieben konnte auch riskant sein. Er verließ sein Büro und dachte, dass er vorsichtig sein musste, wenn er mit dieser heißen Kartoffel hantierte.

Douglas war ungefähr fünfzig Jahre alt, ein liebenswürdiger Amerikaner afrikanischer Herkunft. Durch den kreisrunden kahlen Fleck auf seinem Schädel sah er wie ein Mönch mit Tonsur aus. An der Howard University hatte er einen exzellenten Abschluss in Geschichte gemacht. Die Regale in seinem Büro waren voller Bücher, die sich mit der Geschichte des *Homo sapiens* seit der Cro-Magnon-Zeit befassten.

Er war einer der angesehensten Mitarbeiter der Behörde. Seine diplomatischen Fähigkeiten wurden durch praktisches Wissen ergänzt, das er während eines mehrjährigen Aufenthalts im Nahen und Mittleren Osten erworben hatte. Er war Experte für die Politik und Religion dieser Länder, in denen beides häufig eng miteinander verwoben war. Und er sprach Hebräisch und Arabisch.

Evans hatte sich eine Herangehensweise überlegt, mit der er sein Gesicht wahren konnte: *Spott*. Er blies die Wangen auf, als er in Douglas' Büro trat. »Sie können sich nicht vorstellen, was für ein seltsames Gespräch ich gerade geführt habe.«

Dann fasste er seine Unterredung mit DeVries in groben Zügen zusammen. Douglas hörte aufmerksam zu, während Evans sich alle Mühe gab, sich als Opfer eines Zusammentreffens mit einem verrückten Professor darzustellen. Douglas bat darum, sich die Unterlagen ansehen zu dürfen, die DeVries mitgebracht hatte. Mehrere Minuten lang studierte er die Blätter.

»Mal sehen, ob ich verstanden habe, was Ihr Professor da behauptet«, sagte Douglas, nachdem er die letzte Seite durchgelesen hatte. »Ein Verschlüsselungsexperte von der NSA hat eine geheime Korrespondenz zwischen Thomas Jefferson und Meriwether Lewis dechiffriert. Der Inhalt dieses Textes deutet darauf hin, dass sich die Phönizier in Nordamerika befanden.«

Evans grinste. »Tut mir leid, dass ich mit so etwas Ihre Zeit vergeude. Aber ich dachte mir, dass Sie die Geschichte vielleicht ganz amüsant finden.«

Douglas lachte nicht – er lächelte nicht einmal. Er nahm die Kopie des Grundrisses eines Artischockengartens in die Hand und betrachtete die fremdartigen Schriftzeichen. Dann las er noch einmal die Übersetzung, die Jeffersons gelehrter Freund vor so vielen Jahren angefertigt hatte. Das erste Wort sprach er laut aus.

»*Ophir*«, sagte er.

»Das habe ich auch gesehen. Was bedeutet es?«

»Ophir ist der sagenumwobene Ort, an dem sich König Salomons Goldminen befunden haben sollen.«

»Ich dachte immer, das wäre irgendeine erfundene Geschichte«, erwiderte Evans.

»Vielleicht«, sagte Douglas. »Tatsache ist, dass Salomon zu seinen Lebzeiten große Mengen Gold angehäuft hat. Die

Herkunft dieses Reichtums war aber schon immer ein Rätsel.«

»Das würde ja bedeuten, dass Jefferson geglaubt hat, Ophir würde in Nordamerika liegen. Ist das nicht völlig verrückt?«

Douglas antwortete nicht. Er las die zweite Übersetzung.

»*Heilige Reliquie.*«

»Noch verrückter. Was soll das bedeuten?«

»Ich bin mir nicht sicher. Die heiligste Reliquie im Zusammenhang mit Salomon wäre die Bundeslade.«

»Wollen Sie damit sagen, das von Jefferson erwähnte biblische Objekt sei die *Bundeslade?*«

»Nicht zwangsläufig. Es könnte sich genauso gut um König Salomons *Socken* handeln.« Douglas spielte mit einem Kugelschreiber. »O Mann, in Augenblicken wie diesen wünschte ich mir, ich könnte meine Pfeife rauchen.«

»Was ist los, Hank? Ob es nun mit Jefferson zu tun hat oder nicht – wenn es hier um die Bundeslade geht, kann das Ganze doch nur ein Märchen sein. Wahrscheinlich steht kein einziges wahres Wort in diesem Text.«

»Es spielt keine Rolle, ob die Sache wahr ist oder nicht«, sagte Douglas. »Hier geht es ausschließlich um *Symbole.*«

»Das verstehe ich nicht. Wo liegt das Problem?«

»Hier lauern überall Probleme, ganz gleich, von welcher Seite man es betrachtet. Wissen Sie noch, was 1969 am Tempelberg passiert ist? Und noch einmal im Jahre 1982?«

»Klar. Ein religiöser Fanatiker aus Australien hat die Moschee auf dem Tempelberg angezündet, und später wurde eine religiöse Gruppe verhaftet, weil sie das Ding in die Luft sprengen wollte.«

»Was wäre geschehen, wenn sie es geschafft hätten, den

Tempelberg zu räumen, um dort den dritten Tempel Salomons wiederaufzubauen?«

»Das hätte bestimmt heftige Reaktionen ausgelöst, um es mal ganz vorsichtig auszudrücken.«

»Jetzt stellen Sie sich die Reaktionen vor, wenn Salomons heilige Reliquie als Vorwand benutzt wird, um einen neuen Tempel zu bauen. Und wenn sich dieses Objekt in den Vereinigten Staaten befindet.«

»Angesichts der paranoiden Stimmung, die in jenem Teil der Welt herrscht, würden manche Leute wahrscheinlich behaupten, das Ganze sei eine weitere Verschwörung der USA gegen den Islam.«

»Völlig richtig. Man würde den USA vorwerfen, sie wollten die Moslems vom Tempelberg vertreiben. Sämtliche Extremisten aus sämtlichen größeren Religionen würden sich in diese Sache einmischen.«

»Verdammt!«, sagte Evans. »Das ist wirklich brisant.«

»Extrem feuergefährliches Material«, sagte Douglas.

Die Farbe wich aus Evans' Gesicht. »Was machen wir jetzt?«

»Wir werden damit zum Außenminister gehen. Wer weiß sonst noch von diesem Dokument?«

»Professor DeVries und sein Student aus dem Museum der NSA. Und diese Bibliothekarin von der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft. Aber die NSA-Leute wissen, wann sie den Mund halten sollten.«

»In Washington gibt es nichts, was länger als sechs Monate ein Geheimnis bleibt«, sagte Douglas. »Wir müssen uns etwas ausdenken, wie wir die Geschichte unterminieren können, damit unser Land alles plausibel dementieren kann, falls die Sache doch herauskommt.«

»Wie wollen wir das machen? Die NSA sagt, dass das Material authentisch ist.«

»Die NSA ist eine Geheimbehörde. Sie kann behaupten, sie hätte nie davon gehört. Ich schlage vor, dass wir die Grundannahme in Frage stellen. Dass es für ein phönizisches Schiff einfach unmöglich ist, die Reise vom östlichen Mittelmeer bis nach Nordamerika zu überstehen. Der Stand der Seefahrttechnik und die nautischen Kenntnisse reichten damals einfach nicht aus.«

»Wissen wir, dass es so war?«

»Nein. Wir brauchen eine zuverlässige Quelle, um dieses Argument zu untermauern.«

»Wie wäre es mit der *National Underwater and Marine Agency?* Die NUMA hat doch die Experten, sie verfügt über eine gute Datenbank, und die Leute wissen, wie man diskret vorgeht. Ich habe ein paar Kontakte zur Meeresforschungsorganisation.«

Douglas nickte. »Kümmern Sie sich sofort darum. Ich werde einen Termin mit dem Staatssekretär vereinbaren. Melden Sie sich in einer Stunde wieder bei mir.«

Nachdem Evans gegangen war, griff Douglas in seine Schreibtischschublade und zog eine Pfeife und einen Tabaksbeutel hervor. Obwohl das Rauchen in seinem Büro verboten war, stopfte er die Pfeife und zündete sie an. Während die Rauchwolken seinen Kopf einhüllten, lehnte er sich in seinem Sessel zurück und ließ seine Gedanken schweifen.

Das alles kam ihm immer noch ziemlich unglaubwürdig vor. Vielleicht war es doch nur ein Schwindel, wie Evans vermutet hatte. Er widmete sich noch einmal dem Jefferson-Dokument und las diesmal jedes einzelne Wort.

Wie viele Afro-Amerikaner hatte Douglas eine ambivalen-

te Einstellung zu Jefferson. Er respektierte zwar den genialen Verstand und die staatsmännischen Leistungen dieses Mannes, aber er konnte ihm doch nicht verzeihen, dass er Sklaven gehalten hatte. Nachdem er das Dokument aber erneut gelesen hatte, empfand er unwillkürlich eine menschliche Verbundenheit mit dem Verfasser. Obwohl Jeffersons Korrespondenz mit Lewis bewies, dass er kühl und kompetent an das Problem herangegangen war, gab es keinen Zweifel, dass er sich große Sorgen gemacht hatte.

Niemand hätte Douglas einen Vorwurf machen können, wenn die Hand, in der er die Blätter hielt, gezittert hätte.

Das zerstörerische Potenzial dieser Informationen war in der heutigen Welt wesentlich größer, als Jefferson es sich je hätte träumen lassen.

19

Austin saß in seinem Arbeitszimmer und war auf der Suche nach den Piraten, die das Containerschiff gekapert hatten. Der fliegende Teppich, der ihn über ein virtuelles Meer trug, war ein Satellitenbildsystem der NUMA. Das sogenannte NUMASat war ein ausgeklügeltes System, das von den Wissenschaftlern und Technikern der Organisation entwickelt worden war, um in Echtzeit Bilder der Weltmeere zu liefern. Satelliten kreisten siebenhundert Kilometer über der Erde – in einer Umlaufbahn, die es den Kameras und der ferngesteuerten technischen Ausstattung erlaubte, Informationen von jedem Punkt der Erde zu übertragen.

Die Satelliten lieferten optische oder Infrarot-Bilder von der Oberflächentemperatur und den Strömungen des Wassers, biologische, meteorologische und andere wichtige Daten. Das System konnte kostenfrei von jedem Computer abgefragt werden und wurde von Wissenschaftlern und Laien rund um den Globus eifrig genutzt.

Austin saß vor einem Vierundzwanzig-Zoll-Monitor. Er trug nur ein Hawaiihemd, Shorts und Sandalen. Er spülte zwei Aspirin mit einem Bier hinunter und drückte die Enter-Taste. Ein Satellitenbild der schroffen Neufundlandküste erschien auf dem Bildschirm.

»Okay, Joe«, sagte er in das Mikro der Freisprechanlage. »Ich sehe jetzt auf St. John's und das Gebiet westlich davon.«

»Hab's.« Zavala hatte dasselbe Bild auf dem Computerbildschirm in seinem Büro bei der NUMA. »Ich gehe näher ran.«

Ein blau schimmerndes weißes Rechteck tauchte auf Austins Bildschirm auf. Zavala zog die Fläche des Rechtecks größer. Kleine schwarze Punkte erschienen. Die Punkte wurden größer und verwandelten sich in lange, schmale Umrisse von Schiffskörpern. Zeit und Datum in der oberen linken Ecke des Bildschirms zeigten an, dass das Bild vor ein paar Tagen aufgenommen worden war.

»Wie nah kannst du rangehen?«, fragte Austin.

»Such dir ein Ziel aus.«

Austin klickte mit dem Cursor auf einen hellen Punkt. Die Kamera schien auf das Ziel zuzurasen. Hunderte zappelnder Fische tauchten auf dem Bildschirm auf. Als er zurückzoomte, sah man ein Fischernetz und das Deck mit den Kränen und Winschen eines Fischerbootes.

»Beeindruckend«, sagte Austin.

»Yeager hat Max benutzt, um ein paar Hormone in die einfache Suchfunktion von NUMASat zu pumpen. Er behauptet, damit kann man jetzt die Augenfarbe eines Sandflohs erkennen.«

Hiram Yeager war das Informatikgenie der NUMA und herrschte über eine Computeranlage namens Max, die den gesamten zehnten Stock des grün verglasten NUMA-Turms mit Blick über den Potomac einnahm.

»Ihre Augen sind blau«, sagte Austin.

»Wirklich?«

»Nur ein Scherz. Aber die Auflösung ist besser als alles, was ich bisher gesehen habe.«

»Bevor Yeager unser System aufgemotzt hat, konnte man gerade mal einen Quadratmeter in Schwarzweiß sehen und vier in Farbe. Er hat es auf einen Quadratmeter in Farbe gebracht«, sagte Zavala. »Was du da auf dem Bildschirm siehst,

ist mit Informationen von anderen Satelliten und Militär- und Geheimdiensteinrichtungen unterfüttert.«

»Alles ganz legal und in Absprache mit Hoyle«, sagte Austin mit einem ironischen Lächeln.

»Das meiste jedenfalls. Yeager hält das für ausgleichende Gerechtigkeit, weil das Militär doch so sehr auf NUMASat angewiesen ist. Sie haben einen Deal gemacht, dass Bilder abgeschaltet werden können, wenn militärische Aktionen durchgeführt werden. Ich hab ihm gesagt, dass ich das gar nicht wissen will, was für ihn kein Problem ist.«

»Es steht uns nicht zu, Kritik zu üben«, sagte Austin. Die Spezialeinsatzgruppe operierte manchmal unterhalb des Radars staatlicher Aufsicht. »Hast du unseren netten Erzfrachter gefunden?«

»Pass auf«, sagte Zavala.

Die Kamera zoomte langsam weg. Die Schiffe wurden wieder zu kleinen Punkten. Zavala markierte mit einem Rechteck ein Ziel. Austin klickte mit der Computermaus, und das Bild eines riesigen Schiffes erschien auf dem Bildschirm. Austin beugte sich vor.

»Der Erzfrachter, den wir vom Hubschrauber aus gesehen haben«, sagte er. »Da ist dieses komische Stierkopf-Logo auf dem Rumpf.«

»Ich habe das Schiff gecheckt. Es gehört zu einer Truppe namens PeaceCo. Auf der Website stellen sich diese Leute als Friedens- und Sicherheitsberater dar.«

Austin gluckste. »Eine ganz neue Bezeichnung für Söldner.«

»Sie werben ziemlich offen mit der Umrüstung eines Erzfrachters zur mobilen Einsatzplattform. Sie behaupten, sie können innerhalb von achtundvierzig Stunden Luftstreitkräfte an jedem Punkt der Erde absetzen. Das Schiff kann mit einer

vollständigen Einheit innerhalb von einundzwanzig Tagen zur Verfügung gestellt werden.«

»Wer steckt hinter PeaceCo?«

»Schwer zu sagen. Die Mitarbeiter sind ehemalige amerikanische und britische Soldaten. Der Eigentümer versteckt sich hinter Dutzenden von Scheinfirmen, die in verschiedenen Ländern registriert sind. Ich habe Yeager damit beauftragt, dieses Wirrwarr aufzudröseln.«

»Klingt nach einer guten Spur, aber was wir bräuchten, ist ein rauchender Colt.«

»Verdammt, Kurt, das hier ist eine geladene Haubitze! Ich habe eine Reihe von Archivbildern, die kurz vor der Kaperung beginnen. Diese Bilder wurden in Abständen gemacht, also ist nicht jede Minute dokumentiert.«

Wie bei einem Nickelodeon tauchten in ruckartigen Intervallen Bilder auf dem Monitor auf. Gestalten bewegten sich um eine Ladeluke herum. Die Abdeckung glitt zurück, bis die Öffnung zum Frachtraum ein dunkles Rechteck bildete. Eine Plattform tauchte aus dem Inneren der Luke auf, genauso wie bei einem Flugzeugträger. Darauf standen zwei Hubschrauber. Männer stiegen ein, und dann hoben die Maschinen ab.

»Wer sagt denn, Zeitreisen seien unmöglich?«, fragte Austin. »Damit haben wir sie am Schlafittchen.«

»Als Nächstes zeige ich dir das Containerschiff.«

Das Bild wechselte zum Deck der *Ocean Adventure*. Die Hubschrauber tauchten wie durch Zauberhand auf den Containern auf. Gestalten sprangen heraus. Eine Zeitlang änderte sich nicht viel. Dann zeigte das Satellitenbild einen Hubschrauber, der über einer schäumenden Stelle im Meer kreiste, genau dort, wo der andere verschwunden war. Zavala

klickte wieder zu dem Erzfrachter hin. Ein einzelner Hubschrauber kehrte zurück, um auf der Plattform zu landen. Ein paar Gestalten verließen die Maschine, sie wurde wieder im Frachtraum versenkt und die Luke geschlossen. Eine Gestalt überragte die anderen, möglicherweise der Mann, der auf Austin geschossen hatte. Doch er wandte der Kamera den Rücken zu.

»Das ist der Beweis«, sagte Austin. »Wo ist das Schiff jetzt?«

»Die Fahrpläne, die ich geprüft habe, besagen, dass es New York ein paar Tage vor der Kaperung verlassen hat, angeblich mit dem Ziel: Spanien. Es hat um die Zeit der Kaperung einen kleinen Abstecher gemacht und dann den Kurs über den Atlantik wieder aufgenommen. Ich könnte diese Daten an die Küstenwache weiterleiten.«

»Klingt verlockend«, sagte Austin. »Aber es hält sich in internationalen Gewässern auf, und selbst wenn sich die Küstenwache jetzt einschaltet, erwischen wir nur noch die kleinen Fische. Ich will aber die Köpfe.«

»Ich hör mich weiter um. Wie geht es dir eigentlich?«

»Die Rippen fühlen sich noch ein bisschen steif an, aber ich habe etwas aus dem Zwischenfall gelernt.«

»Dass du bewaffneten Männern aus dem Weg gehen solltest?«

»Nee. Dass ich *schneller* reagieren sollte. Sag mir Bescheid, falls du noch irgendetwas rausfindest, bevor du nach Istanbul aufbrichst.« Austin hörte ein Klopfen. »Ich muss Schluss machen. Da ist jemand an der Tür.«

»Bekommst du Besuch?«

»Den besten, den man sich wünschen kann. *Ciao.*«

Bei der italienischen Verabschiedung dämmerte es Zavala. »*Ciao?* He …«

»*Buona notte,* Joe«, sagte Austin. Er lächelte, legte auf und ging zur Tür.

Draußen stand Carina Mechadi. Sie hob die Weinflasche in ihrer Hand. »Ich glaube, ich habe eine Reservierung fürs Abendessen.«

»Ihr Tisch ist bereit, Signorina Mechadi.«

»Sie sagten *zwanglos*. Entsprechend bin ich angezogen.«

Carina trug Jeans mit Blumenapplikationen und eine ärmellose, türkisfarbene Bluse. Die Kleidung betonte ihre weiblichen Kurven aufs Vorteilhafteste.

»Eine Königin könnte nicht besser aussehen«, sagte Austin.

»Danke.« Carina errötete. Auch sie schmeichelte Austin mit einem bewundernden Blick. Er trug weiße Shorts, die seine gebräunten, muskulösen Beine betonten, und um seine breiten Schultern spannte sich ein geblümtes Seidenhemd. »Sie sehen in diesem Hemd wirklich toll aus.«

»Danke. Elvis Presley hat in dem Film *Blue Hawaii* dasselbe Modell getragen. Kommen Sie doch herein.«

Carina trat ins Haus, und ihre Augen glitten über die gemütlichen, dunklen Möbel im Kolonialstil, die sich von den weißen Wänden abhoben, an denen Bilder von Künstlern aus der Gegend hingen. Austin sammelte sie. Außerdem gab es alte Seekarten und Schiffswerkzeug, ein Foto von Austins Segelboot und ein Modell seines Hydroplane-Rennboots.

»Ich dachte, ich würde hier rostige Anker und ausgestopfte Schwertfische an den Wänden sehen. Vielleicht auch einen alten Taucherhelm und Buddelschiffe.«

Austin lachte schallend. »Ich hab mal in Key West Margaritas in einer Bar getrunken, die genauso ausgesehen hat.«

»Sie wissen, was ich meine«, sagte Carina lächelnd. »Sie ar-

beiten bei der berühmtesten Meeresforschungseinrichtung der Welt. Da hatte ich etwas mehr Anzeichen für Ihre Liebe zum Meer erwartet.«

»Ich nehme an, in Ihrem Büro in Paris gibt es auch nicht viel, was einem Fremden etwas über Ihren Job verraten würde.«

»Ich habe schon ein paar Reproduktionen von berühmten Kunstwerken, aber der Rest ist ziemlich konventionell.« Sie machte eine Pause. »Ich verstehe, was Sie meinen. Es ist gut, ein bisschen Abstand zur Arbeit zu haben.«

»Ich will zwar nicht nach Kansas ziehen, aber die See ist eine anspruchsvolle Lady. Deshalb haben sich die Kapitäne ihre Häuser früher im Landesinneren gebaut.«

»Trotzdem ist es hier sehr hübsch.«

»Damit würde ich es wahrscheinlich nicht in den *Architectural Digest* bringen, aber es ist schon ein wunderbarer Rückzugsort für einen alten Seebären wie mich. Das Haus war eine Ruine, als ich es gekauft habe, aber es liegt am Fluss und nicht weit von Langley entfernt.«

Bei Langley horchte Carina auf. »Sie waren bei der CIA?«

»Unterwassergeheimdienstkram. Meistens haben wir die Russen ausspioniert. Nach dem Ende des Kalten Kriegs haben wir den Laden dichtgemacht, und ich bin als Ingenieur zur NUMA gegangen.«

Trotz Austins Zurückhaltung zeigten sich seine Vorlieben an den Wandregalen, die mit Seeabenteuern von Joseph Conrad und Hermann Melville gefüllt waren. Außerdem gab es Dutzende Bücher über Meeresforschung und -geschichte. Die zerlesensten Bände waren die über Philosophie. Sie zog einen heraus.

»Aristoteles! Ziemlich anspruchsvoller Stoff«, sagte sie.

»Bei den Philosophen klaue ich tiefsinnige Zitate, damit ich schlauer wirke, als ich bin.«

»Hier geht es nicht nur um ein paar Bonmots. Diese Bücher sind wirklich gelesen worden.«

»Sie sind sehr aufmerksam. Ich versuche es mal mit einer Analogie zum Meer. Die Weisheit auf diesen Seiten, das ist mein Anker, wenn ich dabei bin, in trübe Gewässer abzudriften.«

Carina dachte über Austins warmherzige Art und die Entschlossenheit nach, mit der er ihren Angreifer kaltblütig erledigt hatte. Sie stellte das Buch ins Regal zurück. »Die Pistolen über dem Kamin sprechen jedenfalls eine deutliche Sprache.«

»Sie haben meine Sammelleidenschaft entdeckt. Ich habe um die zweihundert Paar Duellpistolen, die meisten davon in einem feuersicheren Tresor. Sowohl ihre Geschichte als auch die Kunstfertigkeit und Technik faszinieren mich daran. Vor allem beschäftigt mich, was sie über die Rolle des Glücks in unserem Schicksal sagen.«

»Sind sie Fatalist?«

»Ich bin Realist. Ich weiß, dass ich nicht immer alles in der Hand habe.« Er lächelte. »Aber zumindest kann ich Ihnen ein Abendessen zubereiten. Sie müssen doch hungrig sein.«

»Die wunderbaren Gerüche aus Ihrer Küche geben mir jedenfalls das Gefühl, kurz vor dem Verhungern zu stehen.« Sie reichte ihm die Flasche Wein.

»Ein Barolo«, sagte Austin. »Ich mach ihn auf und lasse ihn ein wenig atmen. Wir essen im Freien.«

Während Austin den Wein entkorkte, trat Carina auf die Terrasse hinaus. Auf dem Tisch standen Öllampen, deren buntes Glas eine festliche Atmosphäre verbreitete. Die Lichter entlang des Potomac glitzerten, und der Fluss verströmte ei-

nen leicht brackigen, aber nicht unangenehmen Geruch. Austin legte eine Platte aus seiner umfangreichen Jazzsammlung auf, und sanfte Klavierakkorde von Oscar Peterson erklangen aus Bose-Lautsprechern.

Austin kam mit zwei beschlagenen Gläsern Prosecco heraus. »Worauf wollen wir anstoßen?«, fragte er, nachdem er ihr eins gereicht hatte.

»Auf die gute Freundschaft zwischen Abenteurern«, sagte Carina.

»Darauf dass ich dich nie wieder aus den Klauen böser Männer befreien muss, Carina«, erwiderte er grinsend.

Sie tranken den italienischen Schaumwein zur Vorspeise: Prosciutto di Parma auf Honigmelone. Dann entschuldigte sich Austin und kehrte mit Tellern voller Fettuccine in Buttersauce zurück. Carina wurde beinahe ohnmächtig, als er die Nudeln mit geriebenem weißen Trüffel bestreute.

»Mein Gott! Wo hast du hier in den Staaten solche Trüffel gefunden?«

»Hab ich gar nicht. Ein Kollege von der NUMA reist regelmäßig nach Italien.«

Carina verschlang die Fettuccine und ebenso den zweiten Gang, ein sautiertes Kalbskotelett und einen Pilzsalat mit Käse und – auch hier sehr passend – weißem Trüffel. Dazu leerten sie die Flasche Wein. Erst beim Dessert wurde sie etwas langsamer. Als sie den Löffel in Cherry-Garcia-Eiscreme von Ben & Jerry's tauchte, sagte sie: »Das ist *magnifico.* Neben all deinen anderen Fähigkeiten bist du auch noch ein Spitzenkoch.«

»*Grazie*«, sagte Austin. Er war überrascht von Carinas Appetit, der ihm gefiel. Ein guter Hunger verriet oft auch Appetit in anderen Bereichen. Sie beendeten das Mahl mit kleinen geeisten Gläsern Limoncello.

Als sie anstießen, sagte Austin: »Du hast mir noch gar nicht erzählt, wie du zu diesem Job als Babysitter einer antiken Statue auf ihrer Fahrt nach Amerika gekommen bist.«

»Das ist aber auch eine lange Geschichte.«

»Ich habe Zeit und noch eine zweite Flasche Limoncello.«

Sie lachte leise und blickte auf den Fluss, um ihre Gedanken zu sammeln. »Ich bin in Siena geboren. Mein Vater, ein Arzt, war Hobbyarchäologe und von den Etruskern fasziniert.«

»Verständlich. Die Etrusker waren ja auch ein geheimnisvolles Volk.«

»Unglücklicherweise gab es eine große Nachfrage nach etruskischer Kunst. Als Kind habe ich eine Grabungsstätte gesehen, die von *tombaroli,* von Grabräubern geplündert worden war. Ein Arm aus reinem Marmor lag in der Erde. Später habe ich in Mailand studiert, war dann auf der *London School of Economics* und bin schließlich beim Journalismus gelandet. Mein Interesse an Antiquitäten wurde neu geweckt, als ich für einen Artikel über die Rolle von Museen und Händlern bei Kunstdiebstählen recherchierte. Das Bild des Marmorarms hatte mich nicht losgelassen. Also bin ich zur UNESCO gegangen und wurde dort Ermittlerin. Einem Land seine Geschichte zu stehlen ist das Schlimmste, das jemand tun kann. Dagegen wollte ich unbedingt etwas unternehmen.«

»Eine ziemlich anspruchsvolle Aufgabe.«

»Wie ich bald feststellen musste, ja. Nach Drogenschmuggel und Waffenverkäufen liegt der Handel mit Antiquitäten auf dem dritten Platz, was das internationale Finanzvolumen angeht. Die UNO hat versucht, den Handel durch Abkommen und Resolutionen einzudämmen, aber der Anreiz ist zu

groß. Es wäre unmöglich, den Verkauf sämtlicher Rollsiegel und Schrifttafeln zu unterbinden.«

»Aber du hattest doch großen Erfolg.«

»Ich arbeite mit zahlreichen internationalen Institutionen wie Interpol zusammen, die versuchen, bestimmte Stücke von großer Bedeutung ausfindig zu machen, hauptsächlich über Händler, Auktionshäuser und Museen.«

»Hat dich das in den Irak geführt?«

Sie nickte. »Schon Wochen vor der Invasion gab es Gerüchte, dass kriminelle Händler mit skrupellosen internationalen Kunsthändlern und Diplomaten in Kontakt stehen. Sie nahmen Bestellungen für ganz bestimmte Kunstobjekte entgegen. Die Diebe waren vor Ort und bereit, sofort zuzuschlagen, sobald sich die Republikanische Garde zurückzog.«

»Welche Rolle spielt der *Navigator* bei dieser ganzen Sache?«

»Ich wusste nicht einmal, dass es ihn gibt. Er stand nicht auf der Liste der Kunstschätze, die ich über einen miesen kleinen Gauner namens Ali wiederzubeschaffen versuchte. Er wurde umgebracht, was zwar keinen Verlust für die Welt bedeutet, aber immerhin wusste er, wo sich die einzelnen Objekte befanden. Nach einer Entführungswarnung habe ich das Land dann verlassen. Kurze Zeit später ist die Baltazar-Stiftung an mich herangetreten.«

»Das ist die Organisation, die deine Tournee sponsert?«

»Mr. Baltazar ist ein wohlhabender Mann, der über die Plünderungen im Irak empört war. Ich bin ihm gestern auf dem Empfang zum ersten Mal begegnet. Seine Stiftung hat den Fonds eingerichtet, mit dem die weitere Suche nach den Kunstschätzen finanziert wird, die mir in Bagdad durch die Lappen gegangen waren. Erst vor Kurzem verriet mir ein

ägyptischer Informant, dass die irakischen Kunstschätze in Kairo zum Verkauf angeboten würden. Also bin ich nach Ägypten geflogen und habe die Sammlung erworben. Der *Navigator* gehörte dazu.«

»Was weißt du über diese Statue?«

»Sie muss zur gleichen Zeit aus dem Museum in Bagdad gestohlen worden sein wie die anderen Objekte. Professor Nasir, der Museumsdirektor, erinnerte sich daran, dass sich die Statue noch im Lager befand. Er hielt sie für eine Kuriosität.«

»In welcher Hinsicht?«

»Sie sieht aus wie ein phönizischer Seemann, aber sie hält einen Kompass in der Hand. Mir wurde gesagt, es gäbe keinen Beweis dafür, dass die Phönizier den Kompass kannten.«

»Das stimmt. Diese Erfindung wird den Chinesen zugeschrieben.«

»Professor Nasir meint, dass es vielleicht eine Kopie war, die die Phönizier als Handelsgut verkauften. So etwas wie die klassischen Statuen, die als Souvenirs in Ägypten oder Griechenland angeboten werden.«

»Weiß der Professor denn, wo die Statue gefunden wurde?«

»Sie stammt aus einer hethitischen Ausgrabung im Nordwesten von Syrien. Das war in den Siebzigern. Dann gelangte sie irgendwie nach Bagdad, wo man sie aber als Original in Frage gestellt hat. Ich habe mit einem Fotografen vom *National Geographic* gesprochen, der sich damals an der Grabungsstätte befand.«

»Seltsam, dass sich auf einmal Diebe dafür interessieren und sogar ein Schiff gekapert wird, nachdem sie die ganze Zeit im Keller eines Museum herumgestanden hatte.«

»Nur ganz wenige Leute wissen überhaupt von ihrer Existenz. Deshalb war ich auch so überrascht, als Mr. Saxon sie beim Empfang in der irakischen Botschaft erwähnt hat.«

Bei diesem Namen wurde Austin hellhörig. »Etwa Anthony Saxon?«

»Genau der. Er schien eine Menge über die Statue zu wissen. Kennst du ihn?«

»Ich habe seine Bücher gelesen und mir auch mal einen Vortrag von ihm angehört. Er ist ein Abenteurer und Schriftsteller mit einem ungewöhnlichen Blick auf die Geschichte, der von den etablierten Wissenschaftlern nicht akzeptiert wird.«

»Könnte er etwas mit der Kaperung zu tun haben?«

»Kann ich mir nicht vorstellen. Aber es wäre interessant zu erfahren, was ihn so sehr an der Statue interessiert. Ich selbst würde mir den *Navigator* auch gerne mal anschauen.«

»Ich habe ein paar Leute eingeladen, die Statue zu besichtigen. Sie steht in einem Lager des Smithsonian in Maryland. Möchtest du morgen früh dazustoßen?«

»Ich brenne darauf.«

Sie trank den Rest ihres Limoncello. »Das war ein wundervoller Abend.«

»Höre ich da ein *aber?*«

Sie lachte. »Tut mir leid. Ich würde gerne länger bleiben, aber ich habe noch eine Menge für die Tournee vorzubereiten.«

»Ich bin untröstlich, aber ich verstehe dich. Also sehen wir uns morgen.«

Dann schien ihr noch etwas einzufallen. »Ich versuche ein Treffen mit dem Fotografen vom *National Geographic* zu arrangieren. Er lebt in Virginia. Würdest du gerne mitkommen?«

»Offiziell bin ich krankgeschrieben. Aber ein kleiner Ausflug aufs Land würde meine Genesung sicher beschleunigen.«

Sie stand auf. »Vielen Dank, Kurt. Für alles.«

»Es war mir ein Vergnügen, Carina.« Sie gingen nach draußen zu ihrem Wagen. Austin erwartete die typisch europäischen Küsschen auf beide Wangen, die er auch bekam. Doch sie gab ihm außerdem einen warmen und langen Kuss auf die Lippen. Bevor sie einstieg, warf sie ihm noch ein Lächeln zu.

Auch Austin lächelte versonnen, während er den Rücklichtern ihres Wagens nachblickte. Dann ging er ins Haus und zurück auf die Terrasse, um die Gläser abzuräumen. Er löschte die Lampen und sah zufällig in Richtung Fluss. Von dem gekräuselten Wasser, in dem sich der Nachthimmel spiegelte, hob sich eine Gestalt ab. Er kannte jeden Zentimeter des Flussufers und war sich ganz sicher, dass es kein Baum oder Strauch sein konnte.

Er pfiff eine Melodie und trug die Gläser hinein. Dann stellte er das Tablett ab und ging zu einem verschlossenen Schrank, in dem er seine Bowen aufbewahrte. Der einschüssige Revolver war eines von mehreren Bowen-Modellen, die er neben den Duellpistolen sammelte.

Er lud die Waffe, nahm eine Taschenlampe und ging von seinem Wohn- und Arbeitszimmer hinauf in den ersten Stock, wo er sein Ruderboot und ein kleineres Hydroplane lagerte. Er schob die Tür auf gut geölten Schienen zur Seite und trat hinaus auf die Bootsrampe.

Hier wartete er, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, und ließ dann den Blick am Haus entlang und über den Rasen gleiten, wo Zavala zu ihm gestoßen war, als er die neuen Duellpistolen ausprobiert hatte. Er hielt inne

und starrte auf die Lücke zwischen zwei hohen Bäumen. Die Gestalt war verschwunden. Er entschloss sich gegen eine Suche auf eigene Faust, ging zurück ins Haus und stieg die Treppe hinauf. Dort rief er die Polizei an und meldete einen Herumtreiber.

Genau acht Minuten später traf der Streifenwagen ein. Zwei Polizisten klopften an seine Tür. Gemeinsam mit den beiden suchte er das Gelände um das Haus herum ab. Austin fand einen Fußabdruck im Flussschlamm, was ihm half, die Polizisten davon zu überzeugen, dass er keine Gespenster gesehen hatte. Sie sagten, dass sie später am Abend noch einmal vorbeikommen würden.

Austin vergewisserte sich, dass alle Türen verschlossen und die Alarmanlage eingeschaltet war. Statt sich in sein Turmschlafzimmer zurückzuziehen, streckte er sich angezogen auf dem Wohnzimmersofa aus. Er war überzeugt, dass der Unbekannte, der sein Haus beobachtet hatte, nicht mehr da war. Trotzdem hielt er die Bowen in Griffweite.

20

Am nächsten Morgen stand Austin früh auf, ging als Erstes hinunter zum Flussufer und kniete sich neben den Fußabdruck im Schlamm. Ein wenig war noch zu erkennen. Er stellte seinen Fuß daneben und verglich. Ein großer Mann.

Austin stand einen Augenblick lang tief in Gedanken versunken da, während er auf das silberne Glitzern des Sonnenlichts auf dem Potomac blickte. Er konnte nicht viel tun; der neugierige Bigfoot war längst weg. Er zuckte die Achseln und ging zurück ins Haus. Austin wäre wahrscheinlich nicht so gelassen gewesen, wenn er nach oben geschaut und das kleine Sende-Empfangsgerät mit der haarfeinen Antenne entdeckt hätte, das am Ast einer Eiche angebracht worden war.

Austin nahm eine kurze Dusche und zog eine lange Hose und ein Poloshirt an. Er füllte eine Thermoskanne mit seinem geliebten Jamaikakaffee, schlüpfte hinter das Lenkrad eines türkisfarbenen Jeep Cherokee aus dem Fahrzeugpool der NUMA und fuhr in Richtung der Vororte in Maryland.

Er traf eine halbe Stunde vor dem vereinbarten Termin mit Carina bei den Lagerhäusern des Smithsonian ein. Er wollte ein wenig Zeit allein für die Statue haben, die den ganzen Aufruhr verursacht hatte. Der Sicherheitsbeamte checkte seinen Namen auf einer Liste und winkte ihn in das Wellblechgebäude. Über die gesamte Raumlänge erstreckten sich Regalreihen, die mit beschrifteten Pappkartons ordentlich vollgestellt waren und einen Großteil der umfangreichen Sammlungen des Smithsonian enthielten. Ein schlanker Mann hantierte an einer Kamera, die neben einer Bronzestatue auf

einem Stativ befestigt war. Der Fotograf blickte vom Sucher auf und runzelte die Stirn.

Austin reichte ihm die Hand. »Anthony Saxon, nehme ich an.«

Saxon zog eine buschige Augenbraue hoch. »Kennen wir uns?«

»Mein Name ist Kurt Austin. Ich arbeite für die NUMA. Ich hörte vor ein paar Jahren Ihren Vortrag über versunkene Städte im Explorers Club. Ich habe Sie von Ihrem Foto auf dem Umschlag Ihres letzten Buchs erkannt, *Auf der Suche nach der Königin*.«

Saxons Stirnrunzeln verschwand, und er schüttelte Austins Hand wie einen Pumpenschwengel.

»Kurt Austin. Sie haben Christoph Columbus gefunden. Es ist eine Ehre, Sie kennenzulernen.«

Austin gab sich bescheiden. »Ich war nur Teil eines Teams, das den alten Chris beim Nickerchen erwischt hat.«

»Trotzdem, Ihre Entdeckung von Columbus' Mumie auf einem phönizischen Schiff in einem Mayagrab bedeutete die wissenschaftliche Grundlage für Forschungen über einen präkolumbischen Kontakt zur Neuen Welt.«

»Viele Leute wollen diese Tatsache immer noch nicht akzeptieren.«

»Banausen! Auf Ihrem Fund basieren meine Theorien. Was halten Sie übrigens von meinem Buch?«

»Unterhaltsam und informativ. Ihre Ideen sind … höchst originell.«

Saxon schnaubte. »Wenn Leute sagen, meine Arbeit sei originell, dann halten sie mich meistens für verrückt. Sie vergleichen meine Sachen mit Büchern über UFOs, verstümmelte Kühe und Aliens.«

»Ich halte Ihr Buch überhaupt nicht für verrückt. Ihre Theorie, dass die Phönizier über den Pazifik oder aus dem Westen gekommen sind, wirkt faszinierend. Als Sie allerdings die Königin von Saba mit hineingebracht haben, war der Streit vorprogrammiert. Es ist starker Tobak zu behaupten, dass sie der Schlüssel zu dem alten Rätsel um Ophir sei.«

»Die Königin hat ihre hübschen kleinen Fingerabdrücke über Jahrhunderte in historischen Aufzeichnungen hinterlassen. Ich folge ihrer Spur seit Jahren.«

»Es wäre nicht der erste Fall von *cherchez la femme*. Zu blöd, dass zufällig ein Feuer den Nachbau des phönizischen Schiffs zerstört hat, bevor Sie ihre Theorie beweisen konnten.«

Wut blitzte in Saxons Augen auf. »Das war keineswegs Zufall.«

»Ich verstehe nicht.«

»Es war Brandstiftung. Aber das spielt eigentlich gar keine Rolle mehr.« Sein charmantes Lächeln kehrte zurück. »Ich habe die Idee einer Pazifiküberquerung verworfen. Zu teuer und zu kompliziert. Ich versuche eine etwas bescheidenere Expedition auf die Beine zu stellen. Ich würde gerne mit einem Schiff vom Libanon über Spanien nach Süd- und Nordamerika und zurück segeln, wie es die alten Schiffe von Tarschisch vielleicht getan haben.«

»Ich würde eine Atlantiküberquerung in beide Richtungen kaum bescheiden nennen. Aber viel Glück dabei.«

»Danke. Was führt Sie hierher?«

Austin nickte zu der Statue hinüber. »Miss Mechadi hat mich eingeladen, vorbeizukommen und mir diesen Herrn anzuschauen. Und Sie?«

»Meine Quellen beim Smithsonian haben mir verraten,

dass der alte Junge hier ist. Ich dachte, ich sag mal Guten Tag.«

Nach der aufwändigen Kameraausrüstung zu schließen war Saxons Interesse an der Statue mehr als zufällig, Austin berührte den bronzenen Arm des *Navigators.* »Miss Mechadi sagte, Sie wüssten eine Menge über die Statue. Wie alt ist sie?«

Saxon wandte sich um. »Über zweitausend Jahre.«

Neugierig betrachtete Austin die dunkelgrüne Statue, die beinahe Hunderte von Menschen das Leben gekostet hätte. Die Figur war fast zwei Meter groß und hatte den linken, mit einer Sandale versehenen Fuß leicht nach vorn gesetzt. Sie trug einen dicht bestickten Kilt, der von einer breiten Schärpe gehalten wurde. Über der rechten Schulter lag eine Tierhaut. Das Haar fiel in langen Strähnen herab, und auf dem Kopf saß ihm eine kegelförmige Mütze. Das Lächeln in seinem bärtigen Gesicht erinnerte in seiner Friedfertigkeit an einen Buddha. Die Augen waren halb geschlossen.

Die rechte Hand hielt auf Höhe der Taille einen schatullenähnlichen Gegenstand. Die linke Hand war erhoben und leicht gekrümmt, wie bei Hamlet, wenn er Yoricks Schädel betrachtet. Eine schlanke, kleinköpfige Katze schmiegte sich an seine Füße. Der Künstler hatte das Tier geschickt dazu benutzt, der Statue zusätzlichen Halt zu geben.

»Wenn man mir nicht gesagt hätte, dass das phönizisch ist«, bemerkte Austin, »hätte ich Mühe, sie zuzuordnen.«

»Das liegt daran, dass die Kunst der Phönizier keinen bestimmten Stil hat. Sie waren zu sehr mit Handel beschäftigt, um große Kunstwerke zu schaffen. Die Phönizier haben Handelswaren hergestellt, und sie haben die Kunst ihrer Handelspartner imitiert. Die Haltung der Figur ist ägyptisch, der

Kopf syrisch, fast schon orientalisch. Der natürliche Faltenwurf scheint von den Griechen abgeschaut. Die Größe ist ungewöhnlich. Phönizische Bronzen sind eher klein.«

»Auch die Katze ist ungewöhnlich.«

»Die Phönizier hielten Katzen an Bord ihrer Schiffe, damit sie Ratten fingen. Außerdem waren sie Handelsware. Sie bevorzugten rot getigerte Kater.«

Austin betrachtete den schatullenartigen, etwa fünfzehn Zentimeter großen Gegenstand in der rechten Hand der Statue. Auf der Oberseite gab es eine runde Vertiefung von vielleicht anderthalb Zentimetern. Einen achtzackigen Stern hatte man darin eingelassen. Eine Spitze war länger als die anderen. Eine breite Linie, an beiden Enden spitz zulaufend, verlief quer über den Stern.

Saxon bemerkte den konzentrierten Ausdruck in Austins Gesicht. »Interessant, nicht wahr?«

»Carina hat das mit dem Kompass erwähnt. Angeblich haben die Chinesen den Kompass aber erst Jahrhunderte nach der Blütezeit des phönizischen Handels erfunden.«

»Das ist die gängige Meinung. Aber was denken *Sie?*«

»Ich will mich da nicht festlegen«, sagte Austin. »Das Reich der Phönizier erstreckte sich entlang der gesamten Mittelmeerküste und weit darüber hinaus. Zweifellos haben sie permanenten Kontakt zu ihren Kolonien gehalten. Sie mussten große Strecken auf offener See zurücklegen. Von Tyrus bis zum westlichsten Punkt des Mittelmeerraums sind es fast viertausend Kilometer. Das setzt bisher nicht da gewesene Navigationsfähigkeiten voraus, einschließlich guter Karten und Instrumente.«

»Bravo! Ich bin mir sicher, dass diese wissbegierigen, schlauen Leute die besonderen Eigenschaften des Magnetei-

sensteins kannten. Sie hatten den technischen Verstand, eine Magnetnadel auf eine Windrose wie diese zu setzen. *Voilà!* Ein Kompass.«

»Dann ist die Statue also ein Original?«

Saxon nickte. »Ich denke, sie stammt ungefähr aus dem Jahr 850 vor Christus, als sich das phönizische Reich auf seinem Höhepunkt befand.«

»Die Kompassnadel scheint sowohl nach Osten als auch nach Westen zu zeigen.«

Saxon hob eine Augenbraue. »Was sehen Sie noch?«

Austin begutachtete das Bronzegesicht. Die Nase sah aus, als wäre sie unter einen Vorschlaghammer geraten. Trotz der Beschädigung erkannte man das Gesicht eines jungen Mannes mit gestuftem Bart. Was Austin zuerst für ein Lächeln gehalten hatte, konnte auch eine Art Grimasse sein. Die Augen blickten nach oben. Austin stellte sich hinter die Statue und betrachtete die erhobene Hand.

»Ich glaube, er blickt in die Sonne, so als würde er mit einem Gradstock navigieren.«

Saxon lachte leise. »Sie können einem Angst machen, mein Freund.«

Die Kameralinse war auf die Mitte der Statue gerichtet, wo sich auf der Schärpe ein Motiv wiederholte. Eine horizontale Linie mit einem Z, das an beiden Enden nach innen zeigte.

»Dieses Zeichen habe ich schon in ihrem Buch gesehen.«

Austin war so auf das Detail fixiert, dass er den überraschten Ausdruck auf Saxons Gesicht nicht bemerkte. »Das ist richtig. Ich glaube, es symbolisiert ein Schiff aus Tarschisch.«

»Sie haben ähnliche Motive in Südamerika und im Heiligen Land gefunden.«

Ein gequälter Ausdruck trat in Saxons graue Augen. »Meine Kritiker sagen, das sei Zufall.«

»Banausen«, erwiderte Austin.

Austin betrachtete das runde Medaillon, das die Figur um den Hals trug. Ein Pferdekopf und eine Palme mitsamt Wurzelwerk waren darin eingraviert. »Auch das habe ich in Ihrem Buch gesehen. Das Pferd und die Palme.«

»Das Pferd ist das Zeichen für Phönizien, und der Baum symbolisiert eine Kolonie.«

Wie jemand, der Blindenschrift las, glitt Austin mit den Fingern über ein paar kleine Erhebungen unter der Palme. Er wollte gerade eine Frage stellen, als eine weibliche Stimme erklang.

»Wie sind Sie hier hereingekommen?«

Carina stand mit fassungsloser Miene im Eingang.

Lächelnd versuchte Saxon ihren stechenden Blick zu besänftigen. »Ich verstehe, dass Sie wütend sind, Miss Mechadi. Geben Sie nicht dem Wachmann die Schuld. Ich habe ihm meinen Mitgliedsausweis vom Explorer Club gezeigt. Er ist übrigens echt.«

»Den können Sie sich sonstwohin stecken«, sagte Carina. »Woher wussten Sie, dass die Statue hier steht?«

»Ich habe meine Quellen.«

Sie ging zur Kamera. »Fotos von der Statue werden in einem Buch veröffentlicht, das wir auf der Tournee verkaufen wollen. Sie sind nicht befugt, Bilder davon zu machen.«

Saxon blickte über Carinas Schulter und sein Gesichtsausdruck verwandelte sich schlagartig. Das Lächeln verschwand, und er fletschte wie ein wütender Pitbull die Zähne.

»*Baltazar*«, knurrte er.

Der Minenmagnat war durch die Tür getreten. Ein junger

Mann, der hinter ihm kam, trug einen Lederkoffer. Baltazar ging auf Carina zu.

»Schön, Sie zu sehen, Miss Mechadi.« Er streckte Saxon seine Hand entgegen. »Viktor Baltazar. Ich glaube, wir hatten noch nicht das Vergnügen.«

Saxon schlug nicht ein. »Tony Saxon. Sie haben versucht ein Boot zu kaufen, das ich gebaut hatte, um über den Pazifik zu segeln.«

»O ja«, sagte Baltazar ungerührt. »Ich wollte es einem Museum vermachen. Ich habe aber gehört, es sei verbrannt. Wirklich schade.«

Saxon wandte sich an Carina. »Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, Miss Mechadi. Ich hoffe, Sie vergessen unser Gespräch in der Botschaft nicht.« Er packte seine Sachen zusammen und schulterte das Stativ. Mit einem letzten drohenden Blick zu Baltazar marschierte er zur Tür und verließ das Lagerhaus.

Carina schüttelte frustriert den Kopf. »Tut mir leid, wenn ich überreagiert habe. Dieser Mann bringt mich wirklich zur Raserei. Aber genug davon. Kurt, ich möchte dir Viktor Baltazar vorstellen, dessen Stiftung unsere Tournee sponsert.«

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Mr. Austin. Miss Mechadi hat mir davon berichtet, wie Sie die Kaperung vereitelt haben. Danke, dass Sie diese bemerkenswerte junge Frau und die Kunstschätze retten konnten.«

»Carina hat mir von Ihrer großzügigen Stiftung erzählt«, sagte Austin.

Baltazar machte eine wegwerfende Handbewegung und wandte sich der Statue zu.

»Endlich. Der *Navigator.* Wirklich bemerkenswert. Ich be-

glückwünsche Sie zu der Entscheidung, Sie zum Kernstück der Ausstellung zu machen, Miss Mechadi.«

»Es lag nahe«, sagte Carina. »Selbst mit beschädigtem Gesicht strahlt er noch Würde und Intelligenz aus. Außerdem umgibt ihn etwas Geheimnisvolles.«

Baltazar nickte. »Was halten *Sie* von unserem stummen Freund, Mr. Austin?«

Dieser dachte jedoch noch immer an sein Gespräch mit Saxon. »Vielleicht wäre er ein bisschen gesprächiger, wenn wir ihm die richtigen Fragen stellen würden.«

Baltazar warf Austin einen seltsamen Blick zu und wandte sich wieder der Statue zu. Er ging einmal herum, während er jeden Quadratzentimeter der Bronze in Augenschein nahm.

»Haben Sie Experten hinzugezogen?«, fragte er Carina.

»Noch nicht. Die Statue soll ins Smithsonian gebracht werden, um sie für die Tournee vorzubereiten.«

»In Anbetracht der Tatsache, dass jemand versucht hat, die Statue zu stehlen, bin ich ein wenig um ihre Sicherheit besorgt«, sagte Baltazar. »Wie der unerlaubte Besuch von Mr. Saxon zeigt, werden die Sicherheitsvorschriften wohl ziemlich lax gehandhabt. Die Statue ist während des Transports natürlich besonders gefährdet. Ich habe mir erlaubt, für heute Vormittag eine Transportfirma zu bestellen und die Statue unter Bewachung wegzubringen. Die Leute dürften in Kürze hier sein. Natürlich nur, wenn Sie einverstanden sind.«

Carina dachte über das Angebot nach. Je mehr Personen wussten, wo der *Navigator* war, desto gefährlicher wurde die Sache.

»Das ist sehr freundlich von Ihnen«, sagte Carina. »Ich nehme Ihr Angebot gerne an.«

»Gut. Das wäre also erledigt. Ich weiß, es ist eigentlich

noch zu früh, aber ich schlage vor, auf diesen Erfolg zu trinken.«

Er gab dem Diener ein Zeichen, der daraufhin den Koffer auf einem Regal abstellte und den Deckel öffnete. Dann nahm er eine Flasche Moët heraus, entkorkte sie, schenkte drei Champagnergläser voll und reichte sie den Anwesenden. Sie stießen an, und Baltazar brachte einen Toast aus. »Auf den *Navigator!*«

Austin musterte Carinas Gönner. Er sah aus wie aus Stein gemeißelt. In dem schwarzgrauen Nadelstreifenanzug steckte der muskulöse Körper eines Ringers. Trotz der breiten Schultern schien der Kopf auf dem kräftigen Hals zu groß für den Körper zu sein.

Baltazar bemerkte Austins forschenden Blick nicht. Er konnte die Augen nicht von Carina abwenden und schien jeder ihrer Bewegungen zu folgen. Austin fand jedoch, dass sich hinter seinem warmen Lächeln eine gewisse Feindseligkeit verbarg. Er fragte sich, ob Baltazar wohl an Carina interessiert war und deshalb Austins Freundschaft mit der hübschen Italienerin missbilligte.

Der Diener sammelte die leeren Champagnergläser ein. Die anderen richteten ihre Aufmerksamkeit gerade auf die Statue, weshalb ihnen entging, dass er Carinas Glas in eine Plastikhülle steckte, bevor er es in den Koffer zurücklegte. Dann ging er zu Baltazar und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Kurz darauf warf dieser einen Blick auf die Uhr und erklärte, dass er jetzt gehen müsse.

Carina begleitete ihn zur Tür. Als sie zurückkam, entschuldigte sie sich bei Kurt dafür, jetzt nicht mehr Zeit für ihn zu haben, aber sie musste die Statue für den Transport vorbereiten. Sie vereinbarten, telefonisch Kontakt zu halten

und sich später zu treffen, um nach Virginia zu dem Fotografen vom *National Geographic* zu fahren.

Ein schwarzer Yukon mit dunkel getönten Scheiben parkte dicht neben Austins Jeep. Ein Blick auf das Nummernschild verriet Austin, dass es ein Regierungsfahrzeug war. Seine Schlussfolgerung wurde bestätigt, als sich die Hecktür des Yukon öffnete und ein Mann im dunkelblauen Anzug mit Sonnenbrille ausstieg und Austin eine Dienstmarke unter die Nase hielt.

»Jemand möchte Sie sprechen.«

Austin nahm nicht gern Befehle von Fremden mit schlechten Manieren entgegen. Er lächelte. »Wenn Sie nicht ganz schnell diese Spielzeugmarke aus meinem Gesicht nehmen, werden Sie es bereuen.«

Austin erwartete eine feindselige Reaktion, aber zu seiner Überraschung lachte der Mann nur und wandte sich an jemanden in dem SUV. »Sie hatten recht, Ihr Mann ist ein harter Knochen.«

Ein Lachsalve drang aus dem Wageninneren. Eine Stimme, die Austin schon seit einer Ewigkeit nicht mehr gehört hatte, rief: »Gehen Sie lieber nicht zu nah ran, sonst beißt er.«

Austin spähte in den Wagen und sah einen großen Mann am Steuer sitzen. Er rauchte eine Zigarre und hatte ein spitzbübisches Grinsen in dem breiten Gesicht.

»Zum Teufel, ich hätte es mir denken können, dass du das bist, Flagg. Was führt dich von Langley hierher?«

»Ein paar Leute aus den höchsten Regierungskreisen haben mich gebeten, dich aufzulesen. Steig ein. Jake kann uns in deinem Wagen folgen.«

Austin warf dem anderen Mann die Schlüssel des Jeeps zu und stieg in den Yukon. Bei mehreren CIA-Einsätzen hatte

er schon mit John Flagg zusammengearbeitet, doch hatte er seinen früheren Kollegen seit Jahren nicht mehr gesehen. Der Wampanoag-Indianer aus Martha's Vineyard arbeitete als Krisenfeuerwehr hinter den Kulissen und zeigte sich nur selten in der Öffentlichkeit.

Austin schüttelte ihm die Hand und sagte: »Wo fahren wir hin?«

Flagg grinste. »*Du* wirst auf eine Bootstour gehen.«

21

Zwanzig Minuten, nachdem Austin in dem Yukon davongefahren war, erreichte der Transporter das Smithsonian-Lagerhaus. Carina war erleichtert, als sie den unauffälligen Lastwagen heranfahren sah. Sie hatte den Einfallsreichtum und die Entschlossenheit der Kaperer am eigenen Leib erfahren. Die Hecktüren des Transporters klappten auf, und zwei Männer in grauen Uniformen und mit identischen Baseballkappen kletterten heraus. Einer setzte die Laderampe in Bewegung, der andere lud einen Rollwagen und eine Holzkiste aus. Der Fahrer stieg aus dem Führerhaus und gesellte sich mit einem vierten Mann dazu.

»Sie müssen Miss Mechadi sein«, sagte er mit gemächlichem Südstaatenakzent. »Mein Name ist Ridley. Ich bin für die Horde Gorillas hier verantwortlich. Tut mir leid, dass wir uns verspätet haben.«

Ridley war ein stämmiger Typ mit blondem Marinehaarschnitt. Er und seine Leute trugen Handwaffen in Holstern und Funkgeräte am Gürtel.

»Sie müssen sich nicht entschuldigen«, sagte Carina. »Ich bin gerade erst mit dem Verpacken der Statue fertig geworden.«

Sie ging voran in das Lagerhaus. Ridley grinste, als er die Figur sah, die von Kopf bis Fuß in Polstermaterial gewickelt und verschnürt worden war. »Huuh! Sieht aus wie 'ne Riesenwurst.«

Carina lächelte über den passenden Vergleich. »Die Statue ist über zweitausend Jahre alt. Sie ist schon etwas beschädigt, also wollte ich alles tun, um sie zu schützen.«

»Sollte nur ein Scherz sein, Miss Mechadi. Wir passen gut auf sie auf.«

Ridley steckte Daumen und Zeigefinger in den Mund und stieß einen durchdringenden Pfiff aus. Die Männer kamen ins Lagerhaus, stellten die Holzkiste auf den Rollwagen und kleideten sie mit zusätzlicher Polsterung aus. Sie legten Tragriemen um die Statue, hoben sie vorsichtig in die Kiste und fuhren den beladenen Wagen wieder hinaus. Die Laderampe wurde hochgefahren, und die Packer schoben die Kiste in den Transporter.

Zwei der Packer blieben hinten. Einer setzte sich mit einem Gewehr auf die Kiste, als wollte er eine Postkutsche bewachen. Der andere klappte die Türen zu, und Carina hörte, wie sie von innen verschlossen wurde. Der Fahrer setzte sich hinter das Lenkrad, und Ridley kam mit einem Klemmbrett zu Carina.

Sie kritzelte ihre Unterschrift auf das Formular und gab es Ridley zurück.

»Dort steht mein Wagen«, sagte sie. »Ich folge Ihnen zum Smithsonian.«

»Nicht nötig, Miss Mechadi. Wir kennen den Weg und kümmern uns um alles. Sie können ruhig wieder an Ihre Arbeit gehen.«

»Das *ist* meine Arbeit«, sagte sie entschieden.

Ridley schaute grimmig drein, als er Carina nachblickte, wie sie zu ihrem Wagen ging. Er fluchte leise und stieg in das Führerhaus, wo er sein Handy nahm und telefonierte. Nach dem kurzen Gespräch wandte er sich an seinen Kollegen und bellte: »Fahr los!«

Mit Carina im Schlepptau verließ der Transporter den Lagerhauskomplex und bog auf die Straße ein. Die Fahrzeuge

schlängelten sich durch die Vorstädte in Maryland. Carina entspannte sich. Ridleys Männer schienen fähig und tüchtig zu sein. Die Aktion war ja fast schon militärisch organisiert. Obwohl sie keine Schusswaffen mochte, beruhigte sie die Tatsache, dass die Packer damit ausgerüstet waren. Anders als die schutzlosen Crewmitglieder auf dem Containerschiff könnten sie sich in einem Kampf behaupten.

Carina kannte sich zwar in Washington aus, doch die Vorstädte bildeten ein seltsames Straßengewirr, das nur aus Geschäften und Wohnungen zu bestehen schien. Der Transporter fuhr an Supermärkten, Tankstellen und Wohnanlagen vorbei. Sie dachte, dass sie vielleicht den Beltway oder irgendeine andere Route nehmen würden, die in Richtung Zentrum führte, und war überrascht, als der Laster vor einem Haushaltswarenladen anhielt.

Ridley stieg aus und kam zu ihr herüber.

»Alles in Ordnung, Miss Mechadi?«

»Ja. Gibt es ein Problem?«

Er nickte. »Hab im Radio gehört, dass auf dem Highway Richtung Zentrum Chaos herrscht. Ein Lastwagen ist umgekippt, und der Verkehr staut sich kilometerweit. Wir sollten lieber einen Schleichweg nehmen, um in die Stadt zu kommen. Also dachte ich, ich warne Sie lieber vorher.«

»Das ist nett von Ihnen. Ich pass auf, dass ich Sie nicht verliere.«

Ridley schlenderte zum Transporter zurück, als hätte er alle Zeit der Welt, und stieg wieder ein. Dicht gefolgt von Carina fuhr der Laster weiter. Sie hatte nichts von einem Unfall oder Stau gehört, aber sie war wohl mit ihren Gedanken woanders gewesen. Sie schaltete das Radio aus und konzentrierte sich auf den Transporter.

Der Laster fuhr auf eine Umgehungsstraße, an der sich Bekleidungsgeschäfte und Fast-Food-Läden aneinanderreihten. Wegen der Ampeln stockte der dichte Verkehr ungefähr alle hundert Meter. Carina war froh, als der Transporter nach ein paar Kilometern Stop-and-go den rechten Blinker setzte.

Sie war nicht so begeistert, als sie durch ein heruntergekommenes Viertel mit Wohnhäusern und verlassenen Geschäftsstraßen fuhren, die an die Zeit der großen Depression erinnerten. Sämtliche Ladenfronten waren mit Graffiti besprüht, und im Rinnstein lag Müll. Die Menschen mit ihren stumpfen Gesichtern schienen von Drogen betäubt zu sein.

Minuten später fuhren sie dann durch eine Gegend, die wie ein Kriegsgebiet aussah. Was einst ein lebendiges Geschäftsviertel gewesen sein mochte, bestand jetzt nur noch aus leer stehenden Läden, aufgegebenen Autowerkstätten und verriegelten Lagerhäusern. Verlassene Parkplätze waren von Unkraut überwuchert und mit Papierfetzen übersät.

Carina ärgerte sich, dass sie keinen Kontakt zu dem Transporter aufnehmen konnte. Sie drückte auf die Hupe. Ridley streckte einen muskulösen Arm aus dem Fenster und winkte, aber der Transporter machte keinerlei Anstalten, rechts ranzufahren. Sie hielt Ausschau nach einer breiten Stelle in der Straße, um zu dem Transporter aufzuschließen, als dieser plötzlich auf einen mit Schlaglöchern übersäten Parkplatz einbog. Das Wort »Pizza« auf einem verblassten Schild an der Fassade eines baufälligen Backsteingebäudes war kaum noch zu erkennen.

Carina erwartete, dass Ridley zu ihr käme und ihr sagte, dass sie sich verfahren hatten. Als er das nicht tat, wurde sie wütend. Sie umklammerte das Lenkrad, als wollte sie es herausreißen. Am Transporter rührte sich nichts. Sie überlegte,

ob sie aussteigen sollte, aber nach einem Blick auf die heruntergekommene Umgebung entschied sie, es lieber nicht zu tun.

Als sie gerade den Türknopf herunterdrücken wollte, kam eine Gestalt hinter einem alten Müllcontainer hervor, öffnete die hintere Wagentür und setzte sich auf den Rücksitz.

»Hallo«, sagte der Mann mit sanfter, tiefer Stimme.

Carina blickte in den Rückspiegel. Runde Augen starrten sie aus einem Babygesicht an. Es war der Pirat, den sie gesehen hatte, als sie gefesselt im Schiffscontainer gelegen hatte. Sie erstarrte vor Angst, war aber noch so geistesgegenwärtig, eine Hand nach dem Türgriff auszustrecken. In diesem Augenblick spürte sie etwas Kaltes im Nacken und hörte ein leises Zischen. Dann verlor sie das Bewusstsein, und ihr Kopf fiel nach vorn auf die Brust.

Der Mann stieg aus dem Wagen und ging zur Heckseite des Transporters hinüber. Er klopfte an die Türen, die Sekunden später geöffnet wurden. Die Wachmänner leisteten keinen Widerstand, als er hineinkletterte und die Holzkiste inspizierte. Er sprach in ein Funkgerät. Kurz darauf bog ein Lieferwagen um die Ecke des verlassenen Gebäudes. Die Statue wurde schnell umgeladen, und im Gegenzug wurden vier schlaffe Körper aus dem zweiten Transporter hinübergeschafft.

Der Mann mit dem Babygesicht ging zurück und betrachtete Carina. Wie schön und friedlich sie doch aussah. Er lockerte die Finger, mit denen er in wenigen Momenten ihr Herz zum Stillstand bringen könnte, schloss die Augen und atmete einmal tief durch. Nachdem er seine Mordlust einigermaßen unter Kontrolle hatte, stieg er in den Laderaum des Transporters, der – dicht gefolgt von dem Lieferwagen – den Parkplatz verließ.

22

Der Yukon fuhr auf den Parkplatz eines Yachthafens am Potomac River, und Austin stieg aus. Der zweite Agent war ihnen im NUMA-Jeep gefolgt. Er stellte das Fahrzeug ab, warf Austin die Schlüssel zu und stieg in das SUV.

Flagg beugte sich aus dem Fenster. »Wir sollten uns irgendwann in Langley mal zum Essen treffen. Dann können wir Jake mit Geschichten aus dem Kalten Krieg langweilen.«

»Damals waren wir furchtbar blöd«, sagte Austin kopfschüttelnd.

Flagg lachte. »Und wir hatten verdammtes Glück.« Er legte den Gang ein und fuhr davon.

Austin schlenderte an den Booten entlang. Ein paar Leute werkelten herum, doch ansonsten war es am Flussufer ziemlich ruhig. Er blieb stehen, um sich eine Motoryacht älteren Baujahrs anzusehen.

Das Holzschiff mit dem weiß gestrichenen Rumpf war etwa fünfzig Fuß lang, und die Mahagonibeschläge hatte man auf Hochglanz poliert. Der Name am Rumpf lautete *LOVELY LADY.* Auf dem Deck saß ein Mann und las in einer Ausgabe der *Washington Post.* Als er Austin sah, legte er die Zeitung weg und erhob sich.

»Was halten Sie von ihr?«, fragte der Mann.

Austin liebte Oldtimer-Yachten und ihren dezenten Luxus, der sich sehr von der grellen Zurschaustellung von Extravaganz unterschied, die manche der moderneren Kähne im Hafen auszeichnete. »Ihr Name sagt alles – eine liebreizende Dame.«

»Das ist sie.«

»Ich weiß, dass es unhöflich ist, nach dem Alter einer Dame zu fragen, aber es würde mich schon interessieren, wann sie das Licht der Welt erblickt hat.«

»So leicht können Sie diese alte Dame nicht beleidigen, mein Freund. Sie weiß genau, dass sie noch genauso wunderschön ist wie an dem Tag, als sie im Jahre 1931 vom Stapel lief.«

Austin ließ den Blick über die schlanken Linien der Yacht gleiten. »Ich schätze, dass sie aus der Stephens-Werft in Kalifornien stammt.«

Der Mann zog eine Augenbraue hoch. »Das ist mehr als nur eine grobe Schätzung. Stephens hat sie für einen weniger bekannten Vanderbilt gebaut. Würden Sie gern an Bord kommen, um sie sich etwas genauer anzusehen, Mr. Austin?«

Austins Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Es konnte kein Zufall sein, dass Flagg ihn nicht weit von dieser Yacht abgesetzt hatte. Er lief über den kurzen Landungssteg, betrat das Deck und begrüßte den Mann, der sich als Elwood Nickerson vorstellte, mit einem Händedruck.

Nickerson war groß und drahtig und hatte den Körperbau eines Tennisspielers. Sein gebräuntes Gesicht wies verhältnismäßig wenige Falten auf, und er mochte in den Sechzigern oder Siebzigern sein. Er trug ausgebeulte braune Leinenshorts, abgetretene Boots und ein T-Shirt mit der Aufschrift *GEORGETOWN UNIVERSITY,* das sich kaum von einem alten Putztuch unterschied. Sein kurz geschnittenes weißes Haar, die manikürten Fingernägel und der leichte Privatschulakzent wiesen darauf hin, dass er kein echter Seebär war.

Er musterte Austin mit grauen Augen. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Mr. Austin. Vielen Dank, dass Sie vorbei-

schauen. Tut mir leid wegen der Mantel-und-Degen-Aktion. Ich würde Ihnen gerne einen Barbancourt-Rum auf Eis anbieten, aber dazu ist es vermutlich noch zu früh.«

Nickerson kannte also Austins derzeitigen Lieblingsdrink. Entweder hatte er in seinem Getränkeschrank herumgeschnüffelt oder sich Zugang zu seiner Personalakte verschafft. »Es ist nie zu früh für einen guten Rum, aber ich würde mich mit einem Glas Wasser und einer Erklärung zufriedengeben«, sagte Austin.

»Das Wasser kann ich Ihnen sofort besorgen. Die Beantwortung Ihrer Frage wird etwas länger dauern.«

»Ich habe Zeit.«

Nickerson rief dem Kapitän der Yacht zu, dass sie zum Ablegen bereit waren. Der Kapitän warf den Motor an, während der Matrose die Leinen losmachte. Als das Boot auf den Fluss hinaus und dann stromabwärts fuhr, lud Nickerson seinen Gast in einen geräumigen Salon ein, der von einem rechteckigen Mahagonitisch beherrscht wurde, der ebenfalls spiegelblank gewienert war.

Nickerson forderte Austin auf, Platz zu nehmen. Dann holte er eine Flasche Quellwasser aus dem Kühlschrank und schenkte Austin ein Glas ein.

»Ich arbeite für das Nahostreferat des Außenministeriums, wo ich der Obermotz und das Mädchen für alles bin«, sagte Nickerson. »Dieses Treffen findet mit dem Segen meines Chefs statt. Der Außenminister hielt es für das Beste, selber vorläufig noch nicht involviert zu werden.«

»Sie haben in meiner Personalakte geblättert, was auf Befugnisse hindeutet, die weiter gehen, als es in Foggy Bottom üblich ist.«

Nickerson nickte. »Als wir das Weiße Haus auf diese An-

gelegenheit aufmerksam machten, schlug Vizepräsident Sandecker vor, wir sollten damit zu Ihrem Chef gehen. Direktor Pitt meinte nun, dass wir Sie damit belästigen dürfen.«

»Das ist sehr großzügig vom Direktor«, sagte Austin. Typisch Pitt, dachte er. Dirk legte stets großen Wert darauf, dass Entscheidungen auch von jenen getroffen wurden, die am meisten unter den Folgen zu leiden hatten.

Nickerson bemerkte die Ironie in Austins Erwiderung. »Mr. Pitt war unseren Wünschen gegenüber sehr aufgeschlossen. Er hat großes Vertrauen in Ihre Fähigkeiten. Es war meine Entscheidung, genauere Erkundigungen über Sie einzuziehen. Ich habe den Ruf, sehr vorsichtig zu sein.«

»Und sehr geheimnisvoll.«

»In Ihrer Akte heißt es unter anderem, dass sie keinen Smalltalk mögen. Also will ich gleich zur Sache kommen. Vor zwei Tagen stattete Pieter DeVries von der NSA meinem Büro einen Besuch ab. DeVries ist der angesehenste Kryptoanalytiker der Welt. Er hat uns höchst überraschende Informationen zugänglich gemacht.«

In den nächsten zwanzig Minuten berichtete Nickerson äußerst detailliert von der Entdeckung des Jefferson-Dokuments in der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft und von der Entzifferung der darin enthaltenen Geheimbotschaft.

Als er zum Schluss gekommen war, wartete er auf Austins Reaktion.

»Mal sehen, ob ich alles verstanden habe«, sagte Austin. »Eine Bibliothekarin einer Organisation, die von Benjamin Franklin gegründet wurde, stößt zufällig auf ein verlorenes Dokument, in dem ein verschlüsselter Briefwechsel zwischen Thomas Jefferson und Meriwether Lewis enthalten ist. Jeffer-

son teilt Lewis mit, dass er glaubt, die Phönizier seien in Nordamerika gewesen und hätten eine heilige Reliquie in König Salomons Goldmine versteckt. Lewis schreibt zurück, dass er sich auf den Weg macht, um sich mit Jefferson zu treffen. Doch unterwegs kommt Lewis zu Tode.«

Nickerson stieß einen tiefen Seufzer aus. »Ich weiß, dass es völlig verrückt klingt.«

»Was hat diese verrückte Geschichte mit der NUMA zu tun?«

»Bitte gedulden Sie sich noch etwas, bis ich Ihnen meine Motive dargelegt habe.« Er reichte Austin ein dickes Notizbuch. »Das sind Kopien des Jefferson-Dokuments und der entzifferten Botschaften. Das Material wurde als quellengetreu klassifiziert.«

Austin klappte das Notizbuch auf und las, was Jefferson in gestochener Handschrift geschrieben hatte. Nachdem er mehrere Seiten weitergeblättert hatte, sagte er: »Sind Sie sich auch ganz sicher, dass dieses Material authentisch ist?«

»Das Jefferson-Dokument ist echt. Ob der Inhalt historisch korrekt ist, müsste noch geklärt werden.«

»Auf jeden Fall würde diese Entdeckung alle bisherigen Annahmen über den Haufen werfen«, sagte Austin. »Haben Sie irgendeine Vorstellung, worum es sich bei der Reliquie handeln könnte?«

»Einige Fachleute, die das Material gesichtet haben, vermuten, dass es die Bundeslade sein könnte. Was meinen Sie dazu?«

»Es besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass die Bundeslade während der babylonischen Gefangenschaft anlässlich der Plünderung Jerusalems vernichtet wurde. Aber ich habe auch gehört, dass sie unter einem riesigen Trümmerhaufen in

einer afrikanischen Mine liegen soll. Die Äthiopier behaupten, sie besäßen sie, aber nur wenige Menschen haben sie gesehen. Ob es nun die Bundeslade ist oder nicht, dieser Fund wird auf jeden Fall wie eine Bombe einschlagen.«

»Richtig. Die Lade könnte inzwischen größtenteils zu Staub zerfallen sein. Wir wissen nur, dass das, was nach Nordamerika gebracht wurde, Jefferson große Sorgen bereitet hat.«

»Sie klingen ebenfalls sehr besorgt.«

»Das bin ich auch. Ihre Metapher mit der Bombe ist leider äußerst treffend.«

»Machen Sie sich Sorgen wegen möglicher Schatzjäger?«

»Nein. Wir machen uns wegen einer möglichen Feuersbrunst Sorgen, die im Nahen Osten beginnt und sich über Europa, Asien und Nordamerika ausbreitet.«

Austin tippte auf den Umschlag des Notizbuchs. »Wie soll das hier eine Feuersbrunst auslösen?«

»Die Entdeckung könnte von gewissen Gruppen als Zeichen gedeutet werden, dass Salomons dritter Tempel erbaut werden muss, um die Reliquie zu beherbergen. Und für den Bau eines neuen Tempels wäre die Zerstörung der Moschee auf dem Tempelberg nötig, der drittheiligste Ort des Islam. Schon ein bloßes Gerücht über diesen Fund könnte bei Moslems auf der ganzen Welt heftigste Reaktionen auslösen. Sie würden die Neuigkeit von der Entdeckung in Nordamerika als Verschwörung der USA betrachten. Man würde den Vereinigten Staaten vorwerfen, antiislamische Gruppen zu stärken, um etwas vernichten zu können, das dem Islam heilig ist. Danach würden alle bisherigen Konflikte in dieser Region wie ein Spaziergang im Park wirken.«

»Sind diese Überlegungen nicht etwas voreilig? Wir wissen

doch noch gar nicht, was es mit dieser heiligen Reliquie auf sich hat.«

»Das spielt auch überhaupt keine Rolle. Hier geht es nur um die Wahrnehmung. Erst vor wenigen Jahren wurde die Geburt eines roten Kalbes in Israel von einigen Leuten als Beginn einer Kette von Ereignissen gedeutet, an deren Ende die Vernichtung der Welt stehen soll. Dabei war es nur eine blöde Kuh, verdammt noch mal!«

Austin dachte über Nickersons Worte nach. »Weshalb machen Sie sich schon jetzt so große Sorgen?«

»Weil zu viele Leute von diesem Dokument wissen. Wir geben uns größte Mühe, damit nichts durchsickert, aber irgendwann wird etwas an die Öffentlichkeit dringen. Das Außenministerium wird sich eine diplomatische Strategie zurechtlegen, um den Schlag abzufedern, wenn er kommt, aber gleichzeitig müssen wir weitere Maßnahmen ergreifen.«

Austin wusste aus Erfahrung, dass staatliche Behörden undichter waren als ein leckes Ruderboot. »Wie kann ich dabei helfen?«, fragte er.

Nickerson lächelte. »Ich verstehe, warum Dirk Pitt Sie mit dieser Angelegenheit betraut hat. Unsere beste Verteidigung ist die Wahrheit. Wir müssen herausfinden, was uns die Phönizier hinterlassen haben. Wenn es wirklich die Bundeslade ist, vergraben wir sie für die nächsten tausend Jahre. Wenn nicht, können wir die Geschichte widerlegen, sollte sie jemals öffentlich werden.«

»Es wäre leichter, eine Nadel in einem Heuhaufen zu suchen. Die NUMA ist eine Meeresforschungsorganisation. Sollten Sie nicht lieber Geheimdienste einsetzen, die an Land arbeiten?«

»Das haben wir versucht. Aber ohne genauere Informationen hat das keinen Sinn. Die NUMA hat die idealen Voraussetzungen, um uns zu helfen. Wir möchten uns auf das Schiff und die Reise konzentrieren und nicht so sehr auf das Artefakt. Durch Ihre Erfahrung mit dem Kolumbus-Grab sind Sie die erste Wahl für diese Aufgabe.«

Austin kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen. »Wenn wir die Route des Schiffes rekonstruieren können, würde das die Suche erheblich eingrenzen. Gar keine schlechte Idee.«

»Wir hoffen, dass es mehr als nur eine Idee ist.«

»Wir könnten es probieren. Wir haben es hier mit einer Reise zu tun, die vor ein paar Jahrtausenden stattgefunden hat. Ich werde mit meinem Kollegen Paul Trout sprechen. Er ist Experte für Computersimulationen und vielleicht in der Lage, die Route zu berechnen.«

Nickerson wirkte, als wäre ihm eine schwere Last von den schmalen Schultern genommen worden. »Vielen Dank. Ich werde dem Kapitän sagen, dass er umkehren kann.«

Austin dachte über ihr Gespräch nach. Etwas an Nickerson störte ihn. Dieser Mann vom Außenministerium schien ja die Wahrheit zu sagen, aber seine Aussagen kamen zu sehr aus dem Effeff, und für Austins Geschmack war er auch ein wenig zu gerissen. Aber vielleicht brauchte man eine gute Portion Verschlagenheit, um in höheren Regierungskreisen zu überleben. Er beschloss, seine Zweifel vorläufig beiseitezuschieben und sich auf das unmittelbare Problem zu konzentrieren.

Schon wieder Phönizier.

Hinter jeder Ecke schien er auf diese antiken Seefahrer zu stoßen. Er überlegte sich eine vorläufige Strategie. Er würde

Trout anrufen und ihn auf das Problem ansetzen. Tony Saxon würde Luftsprünge machen, wenn er wüsste, dass seine kuriosen Theorien über präkolumbische Kontakte zu Amerika im Rahmen einer internationalen Krise Anerkennung fanden. Austin wollte sich den *Navigator* also ein weiteres Mal ansehen, doch diesmal würde er einen Experten für phönizische Kultur mitnehmen.

Das Handy in seiner Hosentasche vibrierte. Er schaltete es ein und sagte: »Kurt Austin.«

Eine Männerstimme antwortete: »Hier spricht Sergeant Colby von der Bezirkspolizei, Mr. Austin. Wir haben Ihren Namen in der Brieftasche einer gewissen Miss Mechadi gefunden.«

Austins Kiefer mahlten, als er zuhörte, wie der Polizist ihm in sachlichen, monotonen Worten die Einzelheiten erklärte.

»Ich bin in dreißig Minuten da«, sagte er. Dann ging er zum Ruderhaus. Während Austin den Kapitän drängte, auch noch das Letzte aus den Maschinen der *Lovely Lady* herauszuholen, telefonierte Nickerson im Salon.

»Austin hat angebissen«, sagte er gerade. »Er hat den Auftrag übernommen.«

»Nach allem, was ich über Austin weiß, hätte es mich auch sehr überrascht, wenn er es nicht getan hätte«, sagte die Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Glauben Sie, dass der Plan funktionieren wird?«

»Das will ich hoffen! Ich werde den anderen Bescheid sagen.« Dann wurde die Verbindung unterbrochen.

Nickerson legte das Telefon weg und starrte ins Leere. Das dreitausend Jahre alte Geheimnis würde vielleicht noch zu

seinen Lebzeiten offenbart werden. Die Würfel waren gefallen. Er ging zu seiner Minibar und nahm sich eine Flasche und ein Glas. Er beschloss, auf den gut gemeinten Rat seines Arztes zu pfeifen, sich von Spirituosen fernzuhalten, und schenkte sich einen doppelten Brandy ein.

23

Sergeant Colby wartete im Schwesternzimmer der Notaufnahme des Georgetown University Hospital auf Austin. Der Polizist war in ein Gespräch mit einem Mann im grünen Arztkittel vertieft. Colby bemerkte, wie Austin zielstrebig auf ihn zukam und schloss sofort, dass dies der Mann war, der ihn am Telefon mit Fragen gelöchert hatte.

»Mr. Austin?«

»Danke, dass Sie mich angerufen haben, Sergeant. Wie geht es Miss Mechadi?«

»In Anbetracht der Umstände recht gut. Unser Streifenwagen war in einer üblen Gegend unterwegs, als wir sie in ihrem Wagen fanden, wo sie über dem Lenkrad zusammengebrochen war.«

»Weiß irgendjemand, was passiert ist?«

»Es klang ziemlich wirr, was sie gesagt hat, nachdem sie wieder zu sich gekommen war«, antwortete der Polizist kopfschüttelnd. »Ich habe gerade mit Dr. Sid über die körperlichen Symptome gesprochen.«

Er verneigte sich in Richtung des Mannes, der neben ihm stand. Sein Name war Dr. Siddhartha »Sid« Choudary. Dr. Sid arbeitete als Narkosefacharzt im Hospital und war als Berater hinzugezogen worden. »Nach dem Bluttest, den wir bei Ihrer Freundin gemacht haben, sieht es ganz danach aus, dass ihr eine Dosis Natriumthiopental verabreicht wurde, entweder durch die Nase oder über die Haut. Das muss sie innerhalb weniger Sekunden ausgeknockt haben.«

»Wir schließen Raub als Tatmotiv aus«, sagte Colby. »In

ihrer Brieftasche haben wir Geld gefunden, neben Miss Mechadis Ausweis und Ihrer Telefonnummer. Die Spurensicherung wird sich den Wagen ansehen. Aber das wird noch eine Weile dauern. Mordfälle haben Priorität, und im Augenblick gibt es eine lange Warteschlange im Leichenschauhaus.«

»Ich würde sie gerne sehen«, sagte Austin.

Der Arzt nickte. »Inzwischen ist sie auch wieder bei vollem Bewusstsein. Es wird ihr besser gehen, wenn das Zeug aus ihrem Blutkreislauf verschwunden ist. Es wirkt etwa so, als hätte man einen Martini zu viel gehabt. Ein leichter Kater, Schwindelgefühl, vielleicht Übelkeit. Sie darf das Krankenhaus verlassen, sobald sie wieder gehen kann, aber es sollte jemand bei ihr sein. Vorläufig sollte sie nicht Auto fahren. Dritte Tür rechts.«

Austin dankte den beiden Männern und machte sich auf den Weg. »Ich würde ihr nicht zu nahe kommen«, warnte ihn der Polizist. »Sie ist verdammt wütend und gefährlich.«

Carina saß auf der Bettkante und versuchte sich einen Schuh über den Fuß zu streifen. Es fiel ihr noch schwer, ihre Handbewegungen zu koordinieren. In diesem Moment schien sie stinksauer auf ihren Fuß zu sein.

Austin blieb in der Tür stehen. »Brauchst du Hilfe?«

Die tiefen Falten auf Carinas Stirn glätteten sich. Sie zeigte ein breites Lächeln und brummte triumphierend, als es ihr gelang, den Schuh anzuziehen. Sie versuchte aufzustehen, aber ihre Beine waren noch zu wacklig. Genau in dem Augenblick, als Austin ins Zimmer trat, sank sie zu Boden. Er hob sie auf und legte sie aufs Bett.

»*Grazie*«, sagte sie. »Ich fühle mich, als hätte ich zu viel Wein getrunken.«

»Der Arzt sagte, die Wirkung der Droge werde allmählich nachlassen.«

»Droge? Was soll das heißen? Ich bin kein Junkie!«

»Das wissen wir. Du wurdest mit einem Betäubungsmittel außer Gefecht gesetzt. Entweder hast du das Mittel eingeatmet, oder es wurde dir durch die Haut injiziert. Kannst du mir erzählen, was passiert ist?«

Ein furchtsamer Blick trat in ihre Augen. »Ich habe den Piraten vom Containerschiff gesehen. Den großen Kerl mit dem bösartigen Baby-Gesicht.«

»Am besten erzählst du von Anfang an«, sagte Austin.

»Gute Idee. Hilfst du mir, mich aufzusetzen?«

Austin legte einen Arm um Carinas Hüfte und zog sie vorsichtig hoch, bis sie aufrecht saß. Dann schenkte er ihr ein Glas Wasser ein.

»Die Möbelpacker kamen, um den *Navigator* abzuholen«, erzählte sie, während sie zwischendurch einen Schluck trank. »Jemand namens Ridley hat die ganze Sache geleitet. Ich bin dem Lieferwagen in meinem Auto gefolgt. Dann bogen sie in ein ziemlich mieses Stadtviertel ab. Irgendwo hielten sie an. Ich erinnere mich an ein altes Pizza-Schild. Die Hintertür ging auf. Dann sah ich den Piraten im Rückspiegel.«

Austin dachte plötzlich an den übergroßen Fußabdruck am Ufer hinter seinem Haus. »Weiter.«

»Ich hörte ein Zischen. Als Nächstes bin ich hier aufgewacht.« Ihr ging ein Gedanke durch den Kopf. »Sie haben die Statue mitgenommen. Ich muss es der Polizei melden.« Sie stand auf und stützte sich aufs Bett. »Mir ist immer noch etwas schwindlig.«

Austin gab ihr einen Kuss auf die Stirn. »Ich werde mit dem Polizisten reden, während du dich ausruhst.«

Colby beendete gerade ein Telefonat, als Austin zu ihm kam und sagte: »Hat sie Ihnen vom Lieferwagen und einer verschwundenen Statue erzählt?«

»Ja. Aber ich dachte, dass sie irgendwas zusammenfantasiert. Habe mich gerade bei der Wache erkundigt. Ein Lieferwagen, der zu ihrer Beschreibung passt, ist vom Highway abgekommen und ausgebrannt. Man hat vier Leichen gefunden, die bis zur Unkenntlichkeit verbrannt sind.«

»Irgendein Hinweis auf eine Bronzestatue?«

»Nein. Das Feuer war ziemlich heiß. Vielleicht ist die Statue darin geschmolzen.«

Austin dankte Colby und ging zurück, um Carina über die neuen Entwicklungen zu informieren. Nur die Leichen im ausgebrannten Lieferwagen erwähnte er nicht. Sie blickte auf die Uhr an der Wand. »Ich muss mich auf den Weg machen. Sonst verpasse ich meine Verabredung mit Jon Benson, dem Fotografen vom *National Geographic,* von dem ich dir erzählt habe.«

»Wann ist der Termin?«

»In einer Stunde.« Sie nannte Austin eine Adresse. »Können wir das schaffen?«

»Wenn wir jetzt aufbrechen. Je nachdem, wie du dich fühlst.«

»Mir geht es gut.« Sie stand auf und schaffte es, ein paar Schritte zu gehen, bevor ihre Knie wieder nachgaben. »Allerdings könnte ich ganz gut eine helfende Hand brauchen.«

Sie hakte sich bei ihm unter und schlurfte durch den Korridor. Colby hatte im Schwesternzimmer eine Nachricht hinterlassen, dass sie ihn anrufen sollten, sobald Carina in der Lage wäre, eine Aussage zu machen. Als sie ihre Entlassungspapiere unterschrieben hatte, wirkte sie schon wesentlich sta-

biler. Die Krankenschwester bestand darauf, dass sie im Rollstuhl zum Ausgang gebracht wurde. Als Carina durch die Tür nach draußen trat, schwankte sie nur noch ganz leicht.

Während der Fahrt nach Virginia versuchte Carina den Fotografen anzurufen. Niemand ging ans Telefon. Sie vermutete, dass Benson unterwegs und zur vereinbarten Zeit wieder zu Hause war.

Dank der frischen Landluft, die durchs offene Fenster hereinwehte, erholte sich Carina sehr schnell. Sie rief Baltazar an, um ihm vom Raub der Statue zu berichten. Sie erreichte aber nur einen Anrufbeantworter und hinterließ eine Nachricht.

»Du glaubst doch nicht, dass Saxon etwas damit zu tun hat, oder?«, sagte sie, nachdem sie eine Weile nachgedacht hatte.

»Saxon scheint mir nicht der Typ zu sein, der solche Aktionen veranstaltet. Vielleicht kann er uns sogar helfen. Wir könnten die Fotos benutzen, die er vom *Navigator* geschossen hat, wenn wir den Diebstahl öffentlich machen.«

Carina kramte in ihrer Handtasche, bis sie die Visitenkarte gefunden hatte, die sie beim Empfang in der irakischen Botschaft von Saxon erhalten hatte. Sie wählte die Nummer, die er auf die Rückseite der Karte geschrieben hatte, und wurde mit dem Willard Hotel verbunden. Der Rezeptionschef sagte, dass Mr. Saxon bereits abgereist sei. Carina gab die Information mit einem selbstzufriedenen Lächeln an Austin weiter.

Zehn Minuten später bog Austin von der Hauptstraße ab und folgte einer langen Schotterauffahrt, bis sie ein niedriges schindelgedecktes Farmhaus erreichten. Sie parkten neben einem verstaubten Pickup und gingen zur Veranda. Niemand reagierte, obwohl sie mehrmals an die Tür klopften. Sie

schauten in der Scheune nach und kehrten dann zur Veranda zurück. Austin probierte die Tür. Sie war nicht zugesperrt. Er stieß sie auf. Carina steckte den Kopf hindurch und rief: »Mr. Benson?«

Ein leises Stöhnen drang aus dem Haus. Austin trat ein und ging einen Flur entlang, bis zu dem gemütlichen Wohnzimmer, wo er sich einen Feuerhaken aus dem Kamin griff. Langsam gingen sie bis zum Ende des Flurs weiter. Auf dem Boden eines großen Studios lag ein Mann.

Carina kniete sich neben ihn. Die Blutung einer Kopfwunde, die von blau-schwarzer Haut umgeben war, hatte inzwischen aufgehört.

Das Studio sah aus, als hätte sich hier ein Orkan ausgetobt. Aktenschränke waren aufgerissen. Überall lagen Fotos auf dem Boden. Der Computermonitor war zertrümmert worden. Nur die Titelbilder des *National Geographic,* die an den Wänden hingen, waren unversehrt geblieben. Austin wählte die Notrufnummer und sah sich in den anderen Räumen des Hauses um. Sonst war niemand da.

Als Austin ins Studio zurückkehrte, saß Benson auf dem Boden, den Rücken gegen eine Wand gelehnt. Carina hielt ihm vorsichtig ein Handtuch voller Eiswürfel an den Kopf. Sie hatte ihm den Speichel von den Lippen gewischt. Seine Augen waren offen, und er schien wieder ganz bei Bewusstsein zu sein.

Benson war ein kräftiger Mann im mittleren Alter. Seine Haut hatte sich unter der Sonne der exotischen Länder, in denen er gearbeitet hatte, in Leder verwandelt. Sein langes graues Haar war zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Er trug Jeans, ein T-Shirt und eine Weste für Filmrollen, die im Zeitalter der digitalen Fotografie wie ein Anachronismus wirkte.

Austin hockte sich neben ihn. »Wie geht es Ihnen?«

»Beschissen«, sagte Benson. »Wie sehe ich aus?«

»Beschissen«, sagte Austin.

Benson brachte ein mattes Lächeln zustande. »Diese Mistkerle. Sie haben auf mich gewartet, als ich von meinem Spaziergang zurückkam, nach dem ich mich mit einer Dame von der UNO treffen wollte. Sind Sie das?«

»Ich bin Carina Mechadi. Ich arbeite als Ermittlerin für die UNESCO. Mr. Austin gehört der *National Underwater and Marine Agency* an.«

Bensons graue Augen leuchteten, als er ihn wiedererkannte. »Hab schon mal Reportagen über Ihre beiden Organisationen gemacht.«

»Sagen Sie uns, was geschehen ist, als Sie von Ihrem Spaziergang zurückkamen«, forderte Austin ihn auf.

»Hab draußen einen Wagen gesehen. Ein schwarzes SUV. Nummernschilder aus Virginia. Ich schließe meine Tür nie ab. Sie waren drinnen und wühlten in meinen Sachen herum.« Er verzog das Gesicht. »Falls ich wieder in Ohnmacht falle, sagen Sie der Polizei, dass es vier waren. Alle trugen Masken. Alle hatten Waffen. Einer war ein ziemlich großer Kerl. Ich glaube, das war der Anführer.«

Austin und Carina tauschten einen Blick aus.

»Hat er irgendetwas gesagt?«

Benson nickte. »Er wollte alle meine Negative haben. Ich antwortete ihm, er solle zur Hölle fahren. Er hat mir den Lauf seiner Pistole über den Schädel gezogen. Wahrscheinlich sollte ich ihm dankbar sein, dass er mich nicht erschossen hat. War nur einen kurzen Moment weggetreten. Hab mich dann tot gestellt. Hab gesehen, wie er und seine Kumpels mein Negativarchiv durchsucht haben. Dann stopften sie alles in

Plastikmüllsäcke. Haben sie auch meinen Computer mitgenommen? Einen Laptop.«

Austin blickte sich um. »Wie es aussieht, haben sie hier gründlich aufgeräumt.«

»Sie scheinen darauf gekommen zu sein, dass ich Sicherungskopien gemacht habe. Alle Bilder, die ich jemals geschossen habe, waren gespeichert. Fünfundzwanzig Jahre Arbeit.« Benson lachte glucksend. »Scheißkerle. Waren so sehr damit beschäftigt, mich zusammenzuschlagen, dass sie nicht darauf gekommen sind, dass ich auch Sicherungskopien von den Sicherungskopien gebrannt habe. Was zum Teufel wollten sie von mir?«

»Wir glauben, dass sie an den Fotos interessiert waren, die Sie von einer archäologischen Ausgrabung in Syrien gemacht haben«, sagte Carina.

Er runzelte die Stirn. »Ich erinnere mich. Ein Fotograf erinnert sich an jedes Foto, dass er jemals aufgenommen hat. Neunzehnhundertzweiundsiebzig. Eine Titelgeschichte. Da draußen war es heißer als in der Hölle.«

»Die CDs mit den Sicherungskopien. Dürfen wir uns die ausleihen?«, fragte Austin.

»Hilft es Ihnen denn dabei, diese Mistkerle zu schnappen?«

»Vielleicht.« Austin zog sein Hemd hoch, um ihm den Verband um seinen Brustkorb zu zeigen. »Sie sind nicht der Einzige, der mit diesen Leuten ein Hühnchen zu rupfen hat.«

Bensons Augen weiteten sich. »Wie es scheint, waren sie ziemlich sauer auf Sie.« Er grinste. »Gehen Sie in meine Scheune. Dritter Stall rechts. Unter dem Heu ist eine Stahltür. Der Schlüssel hängt in der Küche, der mit dem Etikett ›hintere Tür‹.«

»In Syrien wurde eine große Statue ausgegraben«, sagte Carina. »Sie wurde als *Navigator* bezeichnet.«

»Ich weiß. Sah aus wie einer dieser Indianer in einem Tabakladen. Aber mit Spitzhut statt Federn. Weiß nicht, was mit dem Ding passiert ist.« Er verdrehte die Augen, als wollte er wieder in Ohnmacht fallen. Doch er kämpfte erfolgreich dagegen an. »Sehen Sie auf dem Kaminsims im Wohnzimmer nach.«

Austin fand den Schlüssel zum Safe für die Sicherungskopien und ging dann ins Wohnzimmer. Der Kaminsims war voller Steine und kleiner Figuren, die Benson offenbar von seinen Reisen mitgebracht hatte. Austin nahm ein etwa zehn Zentimeter großes, maßstabsgerechtes Miniaturmodell des *Navigators* in die Hand.

Reifen bremsten knirschend auf der Auffahrt. Ein Krankenwagen war mit blinkenden rot-blauen Lichtern eingetroffen. Austin steckte die Figur in eine Tasche und ging den Sanitätern entgegen. Sie waren zu zweit, ein junger Mann und eine Frau. Austin führte sie zum Studio.

Die Sanitäterin blickte sich in dem Chaos um. »Was ist denn hier passiert?«

Carina wandte sich von ihrem Schützling ab. »Man hat ihn überfallen und sein Studio geplündert.«

Während die Sanitäterin Benson untersuchte, rief ihr Kollege die Polizei an. Nachdem sie Bensons Zustand überprüft und ihm eine Kompresse angelegt hatten, dirigierten sie den Fotografen auf eine Trage, mit der sie ihn zum Krankenwagen brachten. Sie sagten, Bensons Verletzung würde einige Zeit brauchen, um zu verheilen, aber angesichts seiner offenbar ausgezeichneten körperlichen Verfassung wäre nicht mit Komplikationen zu rechnen.

Austin erklärte den Sanitätern, dass er und Carina auf die Polizei warten würden, um eine Aussage zu machen. Sobald der Krankenwagen losgefahren war, gingen sie zur Scheune. Im dritten Stall schoben sie das Heu besehe, und darunter kam tatsächlich eine Falltür aus Metall zum Vorschein. Austin schloss sie auf und öffnete sie. Eine kurze Treppe führte in einen klimatisierten Raum hinunter, der etwa die Größe eines begehbaren Wandschranks hatte. An den Wänden reihten sich Schubladen über- und nebeneinander, auf denen Jahreszahlen notiert waren. Austin fand die CD mit der Aufschrift *Hethitische Ausgrabung, 1972, Syrien.*

Er steckte die CD ein. Dann kehrte er mit Carina zum Haus zurück. Wenige Minuten später rollte ein Streifenwagen über die Auffahrt. Der schlaksige uniformierte Mann, der auf der Fahrerseite ausstieg, schien einer alten Fernsehserie zu entstammen. Er näherte sich mit gemächlichen Schritten und stellte sich als Chief Becker vor. Er fragte nach ihren Namen und kritzelte sie in ein Notizbuch.

»Die Sanitäter sagten, Mr. Benson wäre überfallen worden.«

»Das hat er auch uns gesagt«, bestätigte Carina. »Er kam von einem Spaziergang zurück und fand in seinem Haus vier Männer vor. Er versuchte sie daran zu hindern, seine Fotos zu stehlen, und wurde mit dem Lauf einer Pistole bewusstlos geschlagen.«

Der Polizist schüttelte den Kopf. »Ich wusste, dass er ein bedeutender Fotograf für das *Geographic* ist, aber ich hätte nie gedacht, dass die Fotos in Wirklichkeit auch nur einen Cent wert sein könnten.« Er hielt kurz inne und überlegte, wie die exotische Frau und ihr muskulöser Begleiter hier ins Bild passten. »Verraten Sie mir, was Sie beide mit Benson zu tun haben?«

»Ich arbeite für die NUMA«, sagte Austin. »Miss Mechadi spürt im Auftrag der UNO gestohlene Antiquitäten auf. Vor einigen Jahren hat Mr. Benson Fotos von einem vermissten Artefakt gemacht, und wir dachten, er könnte uns bei der Suche danach helfen.«

»Glauben Sie, dass das in irgendeinem Zusammenhang mit dem Überfall auf ihn steht?«

Der Polizist war cleverer, als er auf den ersten Blick zu sein schien. Er beobachtete sehr genau, wie sie reagierten. Austin beschloss, ihm die Wahrheit zu sagen. »Ich weiß es nicht.«

Chief Becker schien sich mit dieser Erklärung zufriedenzugeben. »Würden Sie mir jetzt zeigen, wo Sie Mr. Benson gefunden haben?«

Austin und Carina führten ihn ins Haus. Der Polizist stieß einen leisen Pfiff aus, als er das Durcheinander in dem Studio sah.

»Haben Sie irgendetwas berührt?«, fragte er.

»Nein«, sagte Austin. »Hätte das den allgemeinen Eindruck verändert?«

Der Polizist lachte kurz. »Ich werde die Leute von der Spurensicherung herbeordern.« Dann nahm er ihre Personalien auf und sagte, dass man sie später vielleicht anrufen würde, um ihnen weitere Fragen zu stellen.

Als Austin mit dem Wagen auf die Straße einbog, bemerkte Carina: »Du hast dem Polizisten nicht ganz die Wahrheit gesagt.«

»Es hätte die Sache nur verkompliziert, wenn ich ihm von einem Piratenüberfall auf ein Schiff und vom Diebstahl einer Statue erzählt hätte. Und von der Tatsache, dass der *Navigator* bei eigentlich allem der gemeinsame Nenner ist.«

Carina sackte auf dem Beifahrersitz in sich zusammen und schloss die Augen. »Irgendwie fühle ich mich für das alles verantwortlich.«

»Quäl dich nicht mit Selbstvorwürfen. Die einzigen Leute, die ein schlechtes Gewissen haben sollten, sind diese Schlägertypen. Wer außer uns weiß noch von den Benson-Fotos?«

»Ich habe nur dir und Mr. Baltazar davon erzählt. Du glaubst doch nicht, dass …?«

»Ein weiterer gemeinsamer Nenner.«

Carina versank noch tiefer im Sitz und starrte ins Leere. Nachdem sie ein paar Minuten lang vor sich hingegrübelt hatte, schien sie sich wieder gefangen zu haben.

»Also gut. Wie machen wir jetzt weiter?«

Austin zog die CD aus der Tasche und reichte sie ihr. »Wir werden uns eine archäologische Ausgrabung ansehen.«

24

Als Austin den Jeep auf dem reservierten Parkplatz in der Tiefgarage abstellte, öffnete Carina blinzelnd die Augen. Offenbar waren immer noch Spuren der Droge in ihrem Blutkreislauf vorhanden, denn nachdem sie Bensons Haus verlassen hatten, war sie innerhalb weniger Minuten eingenickt. Das Letzte, woran sie sich erinnerte, war die hügelige Landschaft von Virginia gewesen.

Verwirrt blickte sie sich um. »Wo sind wir?«

»In Poseidons Reich«, sagte Austin mit Pokermiene.

Er stieg aus und öffnete auf der Beifahrerseite die Wagentür. Behutsam nahm er Carinas Arm und führte sie zum nächsten Lift, der sie zügig ins Erdgeschoss beförderte. Die Türen öffneten sich, und sie traten in die Lobby, die das Zentrum des imposanten, dreißig Stockwerke hohen NUMA-Turms aus grünem Glas, wie er in Arlington, Virginia stand, bildete.

Carina blickte sich im Atrium um – die Wasserfälle, die Aquarien in den Wänden und der riesige Globus, der sich in der Mitte aus dem meergrünen Marmorboden erhob. In der Lobby herrschte geschäftiges Treiben, das hauptsächlich von Touristengruppen herrührte, die mit zahllosen Kameras bewaffnet waren.

»Das ist *wunderbar*«, sagte sie mit erstaunt aufgerissenen Augen.

»Willkommen in der Zentrale der *National Underwater and Marine Agency*«, sagte Austin stolz. »Dieses Gebäude beherbergt über zweitausend Meeresforscher und Ingenieure. Die

Leute, die hier tätig sind, unterstützen weitere dreitausend Mitarbeiter und die Schiffe der NUMA, die sich über alle Weltmeere verteilen.«

Carina drehte sich wie eine Ballerina. »Hier könnte ich den ganzen Tag verbringen.«

»Du bist nicht die Erste, die so etwas sagt. Und nun wenden wir uns vom Erhabenen ab und dem Banalen zu.«

Sie kehrten in den Aufzug zurück, der sie lautlos in ein anderes Stockwerk transportierte. Dort traten sie in einen mit schwerem Teppich ausgelegten Korridor und folgten ihm bis zu einer unscheinbaren Tür. Austin lud sie mit einer eleganten Geste ein, sein Büro zu betreten.

Diese bescheidene Kammer war die Antithese zur grandiosen Halle, die den Besucher begrüßte, der durch den Haupteingang hereinkam. Sie war ganz das, was ein Immobilienmakler als »gemütlich« bezeichnen würde. Auf dem Boden lag ein dunkelgrüner Teppich. Das Mobiliar bestand aus zwei Stühlen, einem Aktenschrank und einem kleinen Sofa. In einem niedrigen Regal standen Bücher, die sich hauptsächlich mit technischen Aspekten der Seefahrt und mit Philosophie beschäftigten.

Der Tisch hatte eine Fläche, die sich in Quadratzentimetern messen ließ, ganz anders als die üblichen hektargroßen Exemplare in den meisten Büros in Washington. An den Wänden hingen Fotos, die Austin in Begleitung eines raubeinigen älteren Mannes zeigten, der sein Zwilling hätte sein können, aber zweifellos sein Vater war, sowie Bilder von verschiedenen Forschungsfahrzeugen der NUMA. Trotz der wenig imposanten Ausmaße bot das Büro einen durchaus beeindruckenden Blick auf den Potomac River und Washington.

»Mein Innenarchitekt ist leider gerade im Urlaub«, sagte Austin entschuldigend. Er nahm zwei Flaschen Mineralwasser aus einem kleinen Kühlschrank, gab eine davon Carina und forderte sie auf, sich zu setzen. Er selbst nahm hinter seinem Schreibtisch Platz und hob die Wasserflasche. »Prost!«

»*Cin cin!*«, erwiderte sie und blickte sich um. »Das ist ganz und gar nicht lächerlich. Es ist ein bequemes und funktionales Büro.«

»Danke. Hier gibt es eine Sekretärin, die Nachrichten für mich entgegennimmt. Ich verbringe in diesem Raum nur sehr wenig Zeit, außer wenn ich besondere Aufträge zu erfüllen haben, wie zum Beispiel diesen.«

Er zog die Foto-CD aus der Tasche und schob sie in den Computer, der auf seinem Schreibtisch stand. Auf dem Monitor erschien das Logo des *National Geographic,* gefolgt von einer Überschrift: »Vorstoß in die Vergangenheit einer vergessenen Kultur«. Es gab einen Link zu einem Artikel über die Ausgrabung der hethitischen Siedlung. Austin klickte direkt zu den Fotos auf der CD weiter. Der Bildschirm füllte sich mit kleinen Rechtecken, die in Reihen angeordnet waren.

Benson hatte Hunderte von Fotos geschossen. Austin rief den »Diashow« -Befehl auf, stellte das Intervall auf drei Sekunden ein und drehte den Monitor, damit Carina die Fotos ebenfalls sehen konnte.

Nach ein paar Minuten zeigte sie auf den Bildschirm. »Da ist er!«

Das Foto zeigte mehrere schmutzige Arbeiter, die mit Schaufeln am Rand einer Grube standen. Auf der anderen Seite beobachtete der Grabungsleiter das Geschehen, ein korpulenter Europäer mit Helm und sauberer Kleidung. Aus der Erde am Grund des Lochs ragte etwas Kegelförmiges hervor.

Austin ging die Sequenz aus etwa zwei Dutzend Fotos durch. Die Serie zeigte, wie der Kopf der Statue freigelegt wurde. Dann kamen die Schultern zum Vorschein, bis die Arbeiter Seile unter den Achseln hindurchziehen konnten und sie aus der Grube hoben. Auf den späteren Bildern war sie von allen Erdresten befreit. Benson hatte mehrere Nahaufnahmen von dem Gesicht selbst gemacht, mit der abgeschlagenen Nase, gefolgt von frontalen, seitlichen und rückwärtigen Ansichten.

»Auf jeden Fall *sieht* sie wie unsere Statue aus«, sagte Carina. »Leider ist das alles, was wir haben. Ein Foto. Wir stecken in einer Sackgasse.«

Austin griff erneut in eine Hosentasche und zog die Figur hervor, die er von Bensons Kaminsims mitgenommen hatte. Er stellte sie vor Carina auf den Tisch. »Nicht ganz.«

Carina holte tief Luft. »Das ist eine Miniaturversion des *Navigators.* Woher hast du sie?«

»Aus Bensons Haus.«

Sie nahm die Figur in die Hand. »Die Tatsache, dass sie existiert, deutet darauf hin, dass sie nach dem Original modelliert wurde.« Sie runzelte die Stirn. »Soweit wir wissen, wurde die Statue von Syrien nach Bagdad transportiert und verschwand dort von der Bildfläche. Wann könnte diese Kopie hergestellt worden sein?«

Austin griff nach seinem Telefon. »Fragen wir einfach den Mann, der es weiß.«

Mit Hilfe der Auskunft ermittelte er den Namen des Krankenhauses, das Bensons Farm am nächsten lag, und tippte die Nummer ein. Dort wurde er mit Bensons Zimmer verbunden. Austin schaltete den Lautsprecher ein. Der Fotograf meldete sich mit einem matten »Hallo«, wurde aber so-

fort wieder munter, als Austin seinen Namen nannte. Er sagte, er hätte zwar eine Gehirnerschütterung und Quetschungen erlitten, aber keine Brüche.

»Ich werde in ein paar Tagen wieder draußen sein. Gibt's schon was Neues über diese Mistkerle?«

»Nichts Bestimmtes. Wir haben uns gefragt, woher Sie die Figur auf dem Kaminsims haben. Die Miniatur der Statue, die Sie in Syrien fotografiert haben. Hat jemand an der Grabungsstätte eine Kopie davon gemacht?«

»Nein. Das Ding wurde sofort abtransportiert. Vielleicht hat jemand sie von der anderen Statue kopiert.«

Austin und Carina sahen sich verwundert an. »Welche andere Statue?«, fragte sie. »Wir hatten den Eindruck, dass es nur einen *Navigator* gibt.«

»Oh, tut mir leid. Ich wollte es erwähnen, aber Sie wissen ja, dass ich nicht ganz auf der Höhe war, als Sie vorbeikamen. Es gab noch eine zweite Statue. Der Deutsche, der die Ausgrabung in Syrien geleitet hat, sagte, die Statuen könnten den Eingang zu einem bedeutenden Gebäude oder Grabmal bewacht haben. Ich habe zwar ein paar Schnappschüsse von dem alten Knaben gemacht, aber das war noch vor der digitalen Zeit. Der Film hat die Affenhitze nicht überlebt.«

»Was ist mit der zweiten Statue passiert?«, fragte Austin.

»Keine Ahnung. Danach hatte ich sofort einen anderen Auftrag. Das *Geographic* wollte Fotos von eingeborenen Frauen mit nackten Brüsten, also schickten sie mich nach Samoa. Vor ein paar Jahren war ich dann in Istanbul und machte eine Reportage über das Osmanische Reich. Ich fand die Figur auf einem Markt. Der Kerl, der sie mir verkauft hat, war ein Gauner, aber ich habe den Preis trotzdem bezahlt.«

»Erinnern Sie sich, welcher Markt das war?«

»Irgendwo im überdachten Basar. Der Laden hatte einen ganzen Haufen von diesen Statuen. Verdammt! Das Schmerzmittel lässt gerade nach. Muss die Schwester rufen. Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie die Scheißer gefunden haben, die mich so zugerichtet haben.«

»Das werde ich tun.« Austin dankte Benson, wünschte ihm gute Besserung und legte auf.

Carina wirkte, als würde sie auf Sprungfedern sitzen. »Eine *zweite* Statue! Wir müssen sie finden.«

Austin stellte sich die verwinkelte Innenstadt von Istanbul vor, die er vor einigen Jahren während eines Auftrags am Schwarzen Meer kennengelernt hatte. Der überdachte Basar war mehrere Hektar groß und enthielt ein verwirrendes Labyrinth aus Geschäften. Er erinnerte sich an Zavalas Pläne für die Subvette.

»Ein Trupp von unseren Leuten ist gerade nach Istanbul unterwegs, um bei der Erforschung eines antiken Hafens mitzuhelfen. Joe Zavala könnte sich für uns auf dem Basar umschauen.«

»Und was *dann?*«, fragte Carina. »Was passiert, wenn er den Händler findet? Wir sind hier, und er ist dort. Was würde *uns* das nützen?«

Carina hatte recht. »Ich werde mal schauen, ob es im Flugzeug noch einen leeren Platz gibt.«

»*Zwei* Plätze.« Sie hob eine Hand, um Austins Erwiderung zuvorzukommen. »Ich wäre eine große Hilfe. Ich kenne jemanden in Istanbul, der mit dem Antiquitätenmarkt zu tun hat.« Sie zuckte die Achseln. »Eigentlich ist er ein Schmuggler, aber er handelt nur mit kleineren Objekten. Er hat mir gelegentlich geholfen, an größere Fische heranzukommen. Er kennt jeden zwielichtigen Händler in Istanbul und könnte

uns eine Menge Zeit ersparen. Aber er wird nur für mich arbeiten.«

Austin dachte noch einmal über ihren Vorschlag nach. Es wäre zwar auch angenehm, in Gesellschaft der hübschen Italienerin zu reisen, aber es gab noch andere Gründe, die nichts mit der männlichen Libido zu tun hatten. Er machte sich Sorgen, dass Carina in Gefahr geriet, wenn er sie allein ließ. Wie es schien, gab es überall Ärger, wo diese junge Frau auftauchte. Er hätte ein besseres Gefühl, wenn er sie im Auge behalten konnte. Ihr Informant ersparte ihnen möglicherweise viel Arbeit. Immerhin hatte Carina den *Navigator* erfolgreich ausfindig gemacht, nachdem so viele andere gescheitert waren.

Wortreich gab sie ihm ein beeindruckendes, aber überflüssiges Beispiel ihrer Hartnäckigkeit und überschüttete Austin mit weiteren Gründen, warum sie mitkommen sollte. Sie hörte erst damit auf, als er einen Finger an seine Lippen legte. Er rief Zavala an und fragte ihn, ob er noch Platz für zwei Passagiere hätte. Nach einem kurzen Gespräch legte Austin auf und wandte sich wieder Carina zu, die jedes Wort gebannt verfolgt hatte.

»Pack deine Sachen«, sagte er. »Der Flug geht heute Abend um acht. Ich fahre dich jetzt zu deinem Hotel und hol dich um fünf wieder ab.«

Carina beugte sich vor und gab Austin einen langen Kuss, dessen Auswirkungen er bis in die Zehenspitzen spürte. »Es dürfte schneller gehen, wenn ich ein Taxi nehme. Ich werde auf dich warten.«

Wenige Sekunden später war sie zur Tür hinausgestürmt, und er hörte, wie sie den Korridor hinuntereilte. Er sah auf seine Armbanduhr. Er hielt stets einen gepackten Seesack bereit, den musste er sich nur schnappen und losgehen.

Während der Fahrt zum Bootshaus rief er seine Sekretärin an, die er mit anderen Kollegen teilte, und sagte, dass er für ein paar Tage verreisen würde. Dann wählte er die Nummer von Elwood Nickerson und hinterließ ihm eine ähnliche Nachricht, ohne weiter ins Detail zu gehen. Irgendwie wäre es ihm unangenehm gewesen, dem Staatsekretär des Außenministeriums zu erklären, dass der Schlüssel zur Abwehr einer internationalen Krise eine spielzeuggroße Figur war, nach der er in über achttausend Kilometern Entfernung suchen wollte.

25

»Heute ist also der große Tag«, sagte Paul Trout mit wilder Entschlossenheit.

Trout stand breitbeinig in einem Schlauchboot und reichte das Angelzeug zu seiner Frau Gamay hinauf, die sich an Bord ihres einundzwanzig Fuß langen Rennboots befand. Gamay deponierte die Ruten in einem Gestell und simulierte ein ausgiebiges Gähnen. »Huuaah. Ich erinnere mich, wie derselbe Macho vor vierundzwanzig Stunden hier an der gleichen Stelle herumgeprahlt hat. Dabei war es nur ein leeres Versprechen, genauso wie am Tag davor.«

Trout kam an Bord geklettert, wobei er eine überraschende Beweglichkeit an den Tag legte, zumindest für jemanden, der wie ein Profi-Basketballspieler gebaut war. Obwohl er über zwei Meter groß war, besaß er eine katzengleiche Anmut, die er während seiner jahrelangen Erfahrungen auf Booten an der Seite seines Vaters, der Fischer gewesen war, entwickelt hatte. Er drückte auf den Anlasserknopf. Der Innenbordmotor erwachte mit einem dumpfen Grollen und einer blauen Auspuffwolke zum Leben.

»Das ist keine Prahlerei. Wenn man in einer alten Cape-Cod-Familie aufgewachsen ist, die im Laufe der Jahrzehnte tonnenweise Fisch gefangen hat, erwartet man ab und zu einfach auch mal einen schlechten Tag.« Wie ein Bluthund hielt er die Nase in den Wind. »Irgendein kapitaler Bursche wartet in seinem feuchten Versteck nur darauf, meinen Haken zu schlucken.«

»Jetzt weiß ich, warum Fischer den Ruf haben, maßlos zu übertreiben.« Gamay machte die Leinen los.

Trout berührte leicht den Gashebel und steuerte das Boot mit geringer Geschwindigkeit durch den Eel Pond auf die Zugbrücke der Water Street zu. Sie kamen an einer Bar vorbei, deren Terrasse auf den Pond hinausging, und Trout schmatzte mit den Lippen. »Ich kann das eiskalte Bier von hier aus schmecken.«

»Lass uns eine Wette abschließen«, sagte Gamay. »Der Verlierer bezahlt das Abendessen.«

»Abgemacht«, sagte Trout, ohne zu zögern. »Gebratene Muscheln passen großartig zu Bier.«

Das Boot fuhr langsam unter der Zugbrücke hindurch und in die Bucht hinaus. Sie passierten den Kai für die Fähre nach Martha's Vineyard und das Forschungsschiff *Atlantis,* das am Dock der weltberühmten *Woods Hole Oceanographic Institution* lag, wo Trouts Interesse an der Meeresforschung noch zu Kinderzeiten geweckt worden war.

Sie verließen die Hafenbucht, und Trout gab mehr Gas. Der Bug hob sich, er nahm Kurs auf die Elizabeth Islands, eine Inselkette, die südwestlich von Cape Cod lag. Gamay werkelte an Deck und machte die Angelausrüstung bereit.

Für Trout gab es nur sehr wenige Dinge, die besser waren, als mit einem Boot über die Wellen zu reiten, die salzige Brise im Gesicht zu spüren und sich auf einen Angeltörn zu freuen. Damit es ein vollkommener Tag wurde, musste er nur einen größeren Fisch als Gamay fangen. Er war es gewohnt, im freundlichen Wettstreit mit seiner Frau zu liegen, aber insgeheim ärgerte er sich doch darüber, dass sie in den vergangenen beiden Tagen mehr gefangen hatte als er.

Als junges Mädchen, das am Ufer des Lake Michigan aufgewachsen war, kannte sich Gamay bestens mit Booten und auch mit dem Angeln aus. Obwohl sie zu einer attraktiven

Frau geworden war, hatte sie immer etwas von dem Wildfang zurückbehalten, der sie früher gewesen war. Ihr wohlmeinender Spott über Trouts Anglerpech biss sich mit seinem Hang zur Untertreibung, wie sie für jemanden aus Neu-England typisch war. Er knirschte mit den Zähnen. Er hoffte inständig, dass heute wirklich sein großer Tag war, weil er ihn sonst vielleicht nicht überleben würde.

In der Nähe des niedrigen Buckels, bei dem es sich um Naushon Island handelte, richtete Trout den Bug auf eine Wolke aus schreienden Seevögeln, die im Wasser nach Beute suchten, die von größeren Elementen der Nahrungskette an die Oberfläche getrieben wurden. Unförmige gelbe Klumpen tauchten auf dem Bildschirm des Fishfinders auf. In der Luft lag Fischgeruch. Er stellte den Motor ab, und das Boot kam schwankend zum Stehen.

Gamay reichte Trout eine Angelrute und übernahm das Ruder. Es war üblich, dass der erfolgreichere Angler des vorherigen Ausflugs beim nächsten Mal dem nicht so erfolgreichen den Vortritt ließ. Trout machte es sich im Drehstuhl bequem und warf ein Stück Leine aus. Er bewegte die Rute hin und her, damit der Köder durchs Wasser gezogen wurde.

»Ein Biss!«, rief er.

Er rollte die Leine ein und hievte einen achtzig Zentimeter langen Streifenbarsch an Bord. Nachdem er den Fisch gemessen hatte, warf er ihn wieder ins Wasser zurück. Gamay fing kurz darauf einen Siebziger. Auch dieses Exemplar ging wieder über Bord. Abwechselnd fingen sie mehrere Streifenbarsche von ähnlicher Größe, bis sie aus dem Schwarm heraus waren. Dann fuhren sie an eine andere Stelle, die sich als genauso ergiebig erwies.

Ihr Wettstreit entwickelte sich zu einem Kopf-an-Kopf-

Rennen, als Trout plötzlich einen kräftigen Ruck an der Angel spürte, der ihm fast den Arm ausgerissen hätte. Dieser Bursche würde ihm den entscheidenden Vorsprung verschaffen. Er nahm kaum wahr, dass irgendwo ein Handy klingelte. Gamay ging ran, und kurz darauf sagte sie: »Kurt will dich sprechen.«

Trout kurbelte wie ein Besessener. Der silbrige Leib eines riesigen Fischs blitzte knapp unter der Oberfläche auf. *Verdammt!* Der Bursche war so groß wie ein Wal. Trout versuchte sich zu konzentrieren.

»Sag ihm, dass er noch einen Moment warten soll«, rief er über die Schulter zurück.

»Geht nicht«, sagte Gamay. »Er und Joe sind auf dem Weg in die Türkei.«

Türkei? Nach Trouts letzten Informationen trieben sich Austin und Zavala vor Neufundland herum. In diesem Augenblick verlor Trout den gedanklichen Faden und den Fisch an der Leine. Die Schnur erschlaffte. Zum Teufel! Er stand auf, reichte Gamay die Rute und tauschte sie gegen das Handy aus.

»Ich hoffe, ich störe nicht bei etwas Wichtigem«, sagte Austin.

»Nein«, antwortete Trout und blickte niedergeschlagen auf die Wellen, wo er den riesigen Barsch zuletzt gesehen hatte. »Was gibt es, Kurt?«

»Könntest du am Computer eine transatlantische Schiffsreise rekonstruieren? Ich weiß, dass das eigentlich eine Zumutung ist.«

»Ich könnte es versuchen«, sagte Trout. »Dazu brauche ich aber das Datum der Abreise. Dann kann ich mit den Strömungen, den Wetterverhältnissen und der Geschwindigkeit rechnen, falls diese Informationen verfügbar sind.«

»Leider ist nur sehr wenig verfügbar. Es geht um ein phönizisches Schiff. Die Überquerung fand etwa 900 vor Christus statt.«

Trout fühlte sich keineswegs entmutigt, sondern war sofort begeistert. »Erzähl mir mehr«, sagte er.

»Ich habe dir per Sonderkurier ein Päckchen geschickt. Inzwischen müsste es eingetroffen sein. Darin ist alles erklärt. Die Sache ist eilig. Ich werde bei der ersten Gelegenheit zurückrufen. Bis dann.«

»Worum ging es?«, fragte Gamay, nachdem Trout die Verbindung unterbrochen hatte.

Er erzählte ihr, worum Kurt ihn gebeten hatte. Den Angelausflug konnten sie jetzt vergessen. Trout blickte sehnsüchtig auf einen anderen Schwarm aus kreisenden Seevögeln. »Schade um den tollen Fisch.«

Gamay hauchte ihm einen Kuss auf die Wange. »Ich habe ihn gesehen. Es war ein Monstrum. Ich glaube, ich bin dran, dir ein Bier auszugeben.«

Austins Päckchen lehnte an der Eingangstür zu dem zweihundert Jahre alten Cottage in Cape Cod, von dem aus sich ein kreisrunder See überblicken ließ. Trout war im Haus mit dem breiten Dach aufgewachsen, nur einen Katzensprung vom ozeanografischen Institut entfernt, dessen Wissenschaftler seine jugendliche Neugier auf das Meer gefördert hatten.

Er saß mit Gamay am Esstisch und verzehrte die Sandwiches mit Schinken und Käse, die sie im Picknickkorb auf den Ausflug mitgenommen hatten. Dabei sahen sie sich das Jefferson-Dokument an. Irgendwann blickte Gamay von der Lektüre auf und blies sich eine Strähne des dunkelroten Haars aus den Augen.

»Das ist unglaublich!«

Trout nahm einen Schluck aus einer Dose Buzzards Bay Ale. »Ich denke darüber nach, was wir tun können. Meine Erfahrung mit Computermodellen erstreckt sich hauptsächlich auf Tiefseegeologie. Du hast mit nautischer Archäologie angefangen und bist zur Meeresbiologie gewechselt. Wir könnten gemeinsam etwas ausarbeiten, aber es dürfte schwierig werden. Wir brauchen Hilfe.«

Gamay lächelte und zeigte die winzige Lücke zwischen ihren Schneidezähnen, eine dentale Anomalie, die bei ihr irgendwie reizvoll wirkte. »Haben wir gestern Abend nicht gewisse Gerüchte gehört?«

Trout erinnerte sich an die leichten Sticheleien, die er sich von den einheimischen Kneipengängern hatte anhören müssen, als sie von seinem Angelwettbewerb mit Gamay erfahren hatten. Dann fiel ihm wieder ein, dass jemand einen vertrauten Namen erwähnt hatte. Er schnippte mit den Fingern. »Charlie Summers ist in der Stadt.«

Gamay reichte Trout das Telefon, und er wählte die Nummer des Docks, an dem das Forschungsschiff lag. Er wurde zu Summers durchgestellt, der Umbauarbeiten an Bord der *Atlantis* leitete, und erklärte ihm das Problem.

»Das klingt wesentlich interessanter als das, was ich gerade tue«, sagte Summers. »Könnt ihr gleich vorbeikommen?«

Einige Minuten später betraten die Trouts das Dock. Ein stämmiger Mann mit kantigem Kinn und schütterem, strohfarbenem Haar begrüßte sie mit überschwänglichen Umarmungen.

Summers war ein bekannter Schiffsarchitekt, der sich auf die Einrichtung von Forschungs- und Schulungsschiffen spezialisiert hatte. Er wurde häufig als Berater für das Design von

Luxusyachten herangezogen und war ein Experte für die Stabilität großer Segelschiffe.

Er sah Gamay an und zwinkerte übertrieben. »Ich dachte, ihr beiden wolltet heute einen Angeltörn machen.«

»Die Neuigkeiten über unseren kleinen Wettstreit scheinen sich in Windeseile verbreitet zu haben«, sagte Trout schmunzelnd.

»Die ganze Stadt redet von nichts anderem. Ihr wisst ja, wie gern Fischer und Wissenschaftler tratschen.«

»Paul hätte mich heute fast geschlagen«, sagte Gamay.

Summers lachte schallend. »Bitte erzähl mir nicht, dass es der war, der dir durch die Lappen gegangen ist.« Er wischte sich die Tränen aus den Augen. »Also, was ist nun mit diesen Phöniziern?«

Trout nutzte die Gelegenheit, das Thema zu wechseln. »Wir haben heute früh einen Anruf von der NUMA erhalten. Jemand erforscht die Möglichkeit eines präkolumbischen Kontakts und braucht Hilfe bei der Rekonstruktion einer Seereise. Wir bekommen eine Menge merkwürdiger Anfragen herein.«

»Das ist überhaupt nicht merkwürdig. Ich habe Berge von Büchern und Artikeln über die Schiffstechnik der Phönizier gelesen. Aus der Sicht eines nautischen Ingenieurs waren sie in der Lage, fast überallhin zu fahren.«

»Also könntest du uns helfen, den Kurs zu berechnen?«, sagte Gamay.

Summers schüttelte den Kopf. »Das ist keine leichte Aufgabe«, sagte er. »Die Phönizier haben uns keine Seekarten oder nautischen Tabellen hinterlassen. Sie haben ihr nautisches Wissen sogar unter Einsatz ihres Lebens vor Fremden geschützt.« Als er die Enttäuschung in Gamays Miene be-

merkte, fügte er hinzu: »Aber wir könnten es probieren. Kommt mit. Wir wollen ein Schiff bauen.«

Summers führte sie in das Backsteingebäude, in dem sich derzeit sein Büro befand. Er setzte sich hinter einen Computer und klickte den Bauplan der *Atlantis* weg, der auf dem Bildschirm zu sehen war.

»Ich vermute, dass wir ein virtuelles Schiff bauen wollen«, sagte Trout.

»Das sind die besten überhaupt«, sagte Summers grinsend. »Sie sinken nie, und man muss sich keine Sorgen wegen einer Meuterei machen.« Er rief eine Datei auf, und die Zeichnung eines Schiffes mit quadratischem Segel erschien auf dem Monitor.

»Ist das ein phönizisches Schiff?«, fragte Gamay.

»Das ist ein früher Typ, rekonstruiert nach Bildern von Vasen, Skulpturen, Modellen und Münzen. Das Schiff hat einen Kiel, einen abgerundeten Rumpf, Ruder und einen Hochsitz für den Steuermann.«

»Wir suchen nach etwas, womit man längere Ozeanreisen unternehmen kann«, sagte Trout.

Summers lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Die Phönizier haben ihre Schiffe nach ihren Bedürfnissen konstruiert. Auch sie haben sich anfangs in Küstennähe gehalten und nachts geankert, doch später haben sie dann lange, ununterbrochene Reisen unternommen. Ich werde ein Computerprogramm verwenden, das für Architekten entwickelt wurde, die in Portugal und an der Texas A&M geforscht haben. Sie haben eine Methode entwickelt, um die Segeleigenschaften von Schiffen zu testen und zu evaluieren, von denen es keine Baupläne gibt. Das Ziel bestand darin, sich ein umfassendes Bild von diesen Typen zu machen. Sie haben portugiesische

naus benutzt, die Handelsschiffe, die von Europa aus um Afrika herum nach Indien und zurück gesegelt sind. Seht euch das an!«

Summers beugte sich vor und klickte mit der Maus. Das computergenerierte Bild eines Dreimasters erschien auf dem Bildschirm.

»Sieht wie ein Geisterschiff aus«, stellte Gamay fest.

»Das ist nur der Grundriss. Die Daten stammen von der Erkundung eines Wracks. Daraus berechnet der Computer die Takelage, die Segel und die Spieren des Schiffes. Das hier ist zum Beispiel das Ergebnis einer solchen Rekonstruktion. Wenn man ein hypothetisches Modell des Rumpfes erzeugt, kann man vorhersagen, wie sich das Schiff auf dem Wasser und sogar bei schlechtem Wetter verhält. Sobald man das mathematische Modell hat, kann man es in einem Windkanal testen.«

»Und dasselbe kannst du mit einem phönizischen Schiff auch tun?«, fragte Trout.

»Kein Problem. Wir werden drei bekannte Wracks benutzen, die wir im westlichen Mittelmeer und vor der Küste Israels gefunden haben. Diese Schiffe lagen aufrecht auf dem Meeresboden und waren im kalten Wasser sehr gut konserviert. Wir haben die *Jason* eingesetzt, das ferngesteuerte Gefährt, mit dem schon die *Titanic* fotografiert wurde, um ein Fotomosaik zu erzeugen. Dann habe ich sämtliches Material in meinen Computer eingegeben.«

Eine Abfolge von Zeichnungen, die wie Baupläne für einen Schiffsingenieur aussahen, erschien auf dem Bildschirm. Sie zeigten das Schiff von oben, von der Seite und von vorn.

»Die Pläne deuten darauf hin, dass das Schiff nur fünfundfünfzig Fuß lang ist«, stellte Trout fest.

»Dies ist ein Modell, das aus den israelischen Schiffen zu-

sammengesetzt wurde. Ich werde es etwas länger machen. Ich habe das Programm so eingestellt, dass es automatisch weitere Eigenschaften hinzufügt, die mit der Vergrößerung des Schiffes einhergegangen wären.«

Ein skelettartiges dreidimensionales Bild erschien, das den Rumpf und andere Elemente der Schiffsstruktur umriss. Dann wurden die Leerstellen ausgefüllt. Decks, Ruder, die Takelage und das Segel materialisierten sich, genauso wie ein Rammbock am Vordersteven. Das letzte Detail war ein geschnitzter Pferdekopf am Bug.

»*Voilà!* Ein Schiff aus Tarschisch.«

»Es sieht großartig aus«, sagte Gamay. »Die Form ist funktional, aber dennoch ästhetisch.«

»Nach meiner Schätzung müsste es um die zweihundert Fuß lang gewesen sein«, sagte Summers. »Mit einem solchen Schiff könnte man an jeden Ort der Welt segeln.«

»Was uns zum ursprünglichen Problem zurückbringt«, sagte Trout. »Wie bekommen wir eine Vorstellung von der transatlantischen Route dieses Schiffs?«

Summers schürzte die Lippen. »Es wäre möglich, auf eine Lösung zurückzugreifen, die man auch schon bei den *naus* benutzt hat. Dazu braucht man erst die Wind-, Strömungs- und Wetterverhältnisse, dann gibt man die wahrscheinliche Geschwindigkeit des Schiffes ein, überlegt sich, welche Möglichkeiten der Kapitän auf der Basis der Schiffskonstruktion hatte, und schließlich kann man noch historische Ereignisse berücksichtigen.«

Gamay stieß einen schweren Seufzer aus. »Wir haben eine Menge Arbeit vor uns.«

Summers blickte auf seine Armbanduhr. »Ich auch. Die *Atlantis* soll in drei Tagen zum Ablegen bereit sein.«

Die Trouts dankten Summers und kehrten zu Fuß über die Hauptstraße von Woods Hole zurück. »Womit sollten wir deiner Meinung nach jetzt weitermachen?«, fragte Gamay.

»Schwer zu sagen. Kurt hat mir nur wenige Informationen gegeben. Er wird nicht sehr glücklich mit dem Ergebnis sein, weil wir nicht genug haben, um die Aufgabe lösen zu können. Vielleicht müssen wir es mit einem anderen Ansatz versuchen.«

Wie bei vielen Ehepaaren kam es auch bei Paul und Gamay häufig vor, dass der eine im Voraus wusste, was der andere dachte. Ihre Arbeit für die Spezialeinsatzgruppe der NUMA, in der unausgesprochene Botschaften den Unterschied zwischen Leben und Tod ausmachen konnten, hatte diese Fähigkeit zusätzlich geschärft.

»Ich hatte den gleichen Gedanken«, sagte Gamay. »Jede Seereise beginnt an Land. Wir sollten das Jefferson-Dokument noch einmal genau durchgehen. Vielleicht haben wir etwas übersehen.«

Als sie wieder in ihrem Haus waren, setzten sie sich an den Küchentisch und lasen jeweils eine Hälfte des Textes. Danach tauschten sie die Blätter aus. Beide waren ungefähr zur gleichen Zeit mit der Lektüre fertig.

Gamay legte das Dokument auf den Tisch. »Was ist dir aufgefallen?«

»Meriwether Lewis«, sagte Trout. »Er war gerade zu Jefferson unterwegs, um ihm zu sagen, was er herausgefunden hat. Dann jedoch starb er.«

»Das hat auch mich nachdenklich gemacht.« Sie blätterte die Seiten durch, die vor ihr lagen. »Lewis hatte einen *materiellen* Beweis, den er Jefferson zeigen wollte. Ich schlage vor, dass wir herauszufinden versuchen, was damit passiert ist.«

»Das dürfte sich als genauso schwierig wie die Rekonstruktion einer phönizischen Seereise erweisen«, sagte Trout.

»Es gibt da einen Zusammenhang, der uns weiterhelfen könnte«, sagte Gamay. »Jefferson war Präsident der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft in Philadelphia. Er hat Lewis dorthin geschickt, damit er sich wissenschaftlich auf seine historische Expedition vorbereiten konnte. Während Lewis sich in Philadelphia aufhielt, hat Jefferson die Verschlüsselungsmethode entwickelt, die sie benutzen wollten.«

Trout blinzelte mit den großen braunen Augen, denen die Aufregung kaum anzumerken war, und nahm den Faden auf. »Jefferson hat an verschiedene Mitglieder der Gesellschaft geschrieben, um ihnen über seine Erforschung von Indianersprachen und den Diebstahl seiner Unterlagen zu berichten. Er tauschte sich mit einem Gelehrten der Gesellschaft aus, der die Worte auf der Pergamentlandkarte als phönizisch identifizierte. Der Artischocken-Text wurde dann in der Bibliothek der Gesellschaft gefunden.«

»Das ist besser, als Kevin Bacon über weniger als sechs Zwischenbekanntschaften zu kennen«, sagte Gamay. Sie sah noch einmal im Material nach und fand die Telefonnummer der Philosophischen Gesellschaft und den Namen der Bibliothekarin, die das Dokument entdeckt hatte. Sie rief Angela Worth an, stellte sich vor und verabredete sich für den nächsten Tag mit ihr.

Als Gamay auflegte, grinste Trout. »Dir ist hoffentlich klar, dass unser Urlaub jetzt zu Ende ist.«

»Kein Problem«, sagte Gamay. »Ich glaube, ich hatte sowieso keine Lust mehr zum Angeln.«

Trout zuckte müde die Achseln. »Ich *weiß* sogar, dass ich darauf keine Lust mehr habe«, sagte er.

26

Mit einer Reisegeschwindigkeit von über achthundert Stundenkilometern flog die türkisfarbene Cessna Citation X, nachdem sie einen kurzen Zwischenstopp zum Auftanken in Paris eingelegt hatte, in drei Stunden nach Istanbul. Das Flugzeug mit dem gegabelten Heckleitwerk setzte auf dem Internationalen Flughafen Kemal Atatürk auf und rollte dann am Hauptterminal vorbei. Die sechs Passagiere stiegen an einem VIP-Gate aus und wurden zügig durch die Kontrollen geführt.

Die Subvette war bereits früher mit einem speziellen NUMA-Frachtflugzeug eingetroffen und in einem Lagerhaus des Flughafens deponiert worden. Zavala wollte das Tauchboot inspizieren und sich vergewissern, dass es die Reise gut überstanden hatte. Er sagte zu Austin, er werde mit dem Taxi zur Ausgrabung fahren, nachdem er alles für den Transport des Gefährts vorbereitet hätte.

Zwei Kleinbusse warteten auf sie. Einer würde ihr Gepäck ins Hotel bringen, während der andere direkt zur Ausgrabung fuhr. Die NUMA-Wissenschaftler konnten es kaum erwarten, sich die Arbeiten anzusehen. Der Leiter war ein altgedienter nautischer Archäologe namens Martin Hanley.

Während der transatlantischen Etappe hatte Hanley den Grund für die Eile erklärt. Er hatte eine vorbereitende Reise nach Istanbul unternommen, um sich den Hafen anzusehen, der aus einer Zeit stammte, als die Stadt noch den Namen Konstantinopel trug. Der Hafen war in Yenikapi entdeckt worden, auf der europäischen Seite der Bosporus-Meerenge,

als illegal besetzte Häuser geräumt worden waren, um einen neuen Bahnhof zu bauen. Die antike Stätte hatte den Namen »Hafen des Theodosius« erhalten.

Die archäologische Ausgrabung konnte den Bau eines Tunnels verzögern, der die europäische mit der asiatischen Seite der Stadt verbinden sollte. Hanley und die türkischen Archäologen machten sich Sorgen, dass wichtige Funde übersehen würden, weil die Arbeiten in großer Eile durchgeführt werden mussten. Er war nach Washington zurückgekehrt, um sein Team zusammenzustellen.

Die amerikanischen Wissenschaftler wurden von ihren türkischen Kollegen sehr herzlich begrüßt. An der schlammigen Ausgrabungsstätte wurde rund um die Uhr gearbeitet.

»Sind Sie sich ganz sicher, dass Sie nicht mitkommen wollen?«, fragte Hanley. »Wir haben schon eine Kirche, acht Schiffe, Schuhe, Anker, Leinen und einen Teil der alten Stadtmauer gefunden. Wer weiß, auf welche Schätze wir als Nächstes stoßen.«

»Danke. Vielleicht, nachdem wir mit unserem Sightseeing-Programm fertig sind.«

Austin nahm ein Taxi, mit dem sie über die Kennedy Caddesi fuhren, die belebte Durchgangsstraße, die entlang des Bosporus verlief. Eine endlose Reihe von Frachtschiffen stand Schlange, um die verkehrsreiche Verbindung zwischen dem Schwarzen Meer und dem Mittelmeer zu passieren. Austin wandte sich zu Carina um. »Wie lange kennst du deinen türkischen Kontaktmann schon?«

»Seit etwa einem Jahr. Cemil hat mir geholfen, ein paar anatolische Kunstschätze wiederzufinden, die aus dem Topkapi-Palast gestohlen worden waren. Früher ist er mal Schmuggler gewesen. Aber er hatte nichts mit Watten oder

Drogen zu tun, wie er sagt. Nur Zigaretten oder Unterhaltungselektronik, alles, was mit hohen Steuern belegt ist.«

»Hat er Verbindungen zur türkischen Mafia?«

Sie lachte. »Das habe ich ihn auch gefragt. Er antwortete, dass in der Türkei *jeder* in der Mafia sei. Er hat mich immer wieder unterstützt, aber er ist …« Für einen Moment versagten Carinas Sprachkenntnisse. »Wie sagt man das? Geheimnisvoll.«

»Das hatte ich mir schon gedacht. Bist du dir sicher, dass ihr euch an der ›kopfstehenden Frau mit den Steinaugen‹ treffen wollt?«

»Definitiv. Er spricht gern in Rätseln. Manchmal kann er einen damit ganz schön nerven.«

Austin bat den Taxifahrer, sie nach Suitanamet zu bringen. Sie stiegen aus dem Taxi und überquerten die belebte Straße. »Wir werden deinen Freund unter unseren Füßen finden, wenn ich mich nicht täusche«, sagte Austin.

»Er scheint nicht der Einzige zu sein, der in Rätseln spricht.«

Austin trat an einen Verkaufsstand heran und erwarb zwei Eintrittskarten für die Zisterne der Basilika. Über eine Treppe gingen sie nach unten. Die kühle, feuchte Luft, die ihnen entgegenschlug, fühlte sich nach der Hitze der Stadt angenehm an.

Dann standen sie in einem riesigen, schwach beleuchteten Gewölbe, das an einen unterirdischen Palast erinnerte. Fische schossen durch das trübe grünliche Wasser, das den Boden bedeckte. Erhöhte Stege führten zwischen den Säulenreihen hindurch. Stimmen hallten in der höhlenartigen Kammer wider. Im Hintergrund wurde klassische Musik gespielt. Das Geräusch tropfenden Wassers kam von mehreren Stellen.

»Die Römer haben diese Zisterne erbaut, als Wasserspeicher für den Großen Palast«, sagte Austin. »Die Byzantiner entdeckten sie wieder, als die Stadtbewohner durch Löcher in den Fußböden ihrer Häuser Fische fingen. Zur steinernen Dame geht es hier entlang.«

Sie liefen bis zum Ende eines Stegs und stiegen dort auf eine niedrigere Plattform. Zwei dicke Säulen erhoben sich aus Sockeln, die als Medusenhäupter gestaltet waren. Ein Gesicht lag auf der Seite, das andere stand auf dem Kopf. Ständig kamen neue Touristen, um von dieser Kuriosität Schnappschüsse zu machen.

Schließlich hielt sich in ihrer Nähe nur noch ein Mann im mittleren Alter auf, der schon seit ihrer Ankunft dort gewesen war. Er hatte zwar eine Kamera dabei, benutzte sie aber nicht. Er trug schwarze Hosen und ein kurzärmliges weißes Hemd ohne Krawatte – die Alltagsuniform vieler Türken. Seine Augen wurden von einer getönten Pilotenbrille verdeckt, obwohl es in der Zisterne recht dunkel war.

»Was glauben Sie, warum die Römer die Köpfe in dieser seltsamen Position angeordnet haben?«, fragte er Carina. Er sprach Englisch mit einem leichten Akzent.

Carina musterte die Skulpturen. »Vielleicht sollte es nur ein Scherz sein. Oder ein Gesicht schaut sich die Welt an, wie sie auch sein könnte, und das andere, wie sie wirklich ist. Die verkehrte Welt.«

»Ausgezeichnet. Sie sind vermutlich Signorina Mechadi«, sagte der Mann.

»Cemil?«

»Zu Ihren Diensten«, sagte er mit einem Lächeln. »Und das muss Ihr Freund Mr. Austin sein.«

Austin schüttelte dem Türken die Hand. Nachdem er von

Cemils Unterweltaktivitäten gehört hatte, hatte er einen Runyon-artigen schweren Jungen mit türkischem Einschlag erwartet. Doch dieser Mann hier sah eher wie der typische Lieblingsonkel aus.

»Es freut mich, dass wir uns nach all unseren Geschäften endlich persönlich begegnen, Signorina Mechadi. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Wir suchen nach einer zweiten Statue, die genauso aussieht wie die, die aus dem irakischen Nationalmuseum gestohlen wurde.«

Cemil blickte sich zu einer neuen Touristengruppe um und schlug vor, einen Spaziergang zu machen. Während sie zwischen den Säulenreihen hindurchgingen, sagte er: »Istanbul wurde von Ware aus Bagdad geradezu überschwemmt. Das hat die Preise gedrückt. Haben Sie ein Foto?«

Austin reichte ihm die Miniatur des *Navigators.* »Das ist ein maßstabsgetreues Modell. Die echte Statue ist fast mannshoch.«

Cemil zog eine Lichtlupe hervor und untersuchte die Figur. Er lachte glucksend. »Ich hoffe, Sie haben nicht zu viel für dieses Kunstwerk bezahlt.«

»Erkennen Sie es wieder?«, fragte Carina.

»Aber ja! Folgen Sie mir.«

Cemil führte sie zum Ausgang, wo sie wieder ins Tageslicht hinaufstiegen. Bis zum Großen Basar war es nur eine kurze Fahrt mit der Straßenbahn. Der Basar war ein Labyrinth aus Hunderten von Läden, Restaurants, Cafés und *hans,* das sind die Lagerräume der ehemaligen Karawanserei. Höflich-aufdringliche Verkäufer lauerten wie Falltürspinnen, um sich auf vorbeikommende Touristen zu stürzen und ihnen möglichst viele türkische Lira abzuschwatzen.

Sie traten durch das Carsikapi-Tor und kämpften sich durch das drückend heiße, unklimatisierte Gewirr aus überdachten Gassen. Cemil bewegte sich hier mit traumwandlerischer Sicherheit. Er führte sie tief ins Herz des Basars und blieb schließlich vor einem kleinen Geschäft stehen.

»*Merhaba*«, sagte Cemil zu einem Mann in den Sechzigern, der vor dem Geschäft saß, Tee trank und eine türkische Zeitung las. Der Verkäufer grinste breit. Er legte die Zeitung weg, erhob sich, und gleich darauf drückte er kräftig Cemils Hand.

»*Merhaba*«, sagte er.

»Das ist Mehmet«, erklärte Cemil. »Ein alter Freund von mir.«

Mehmet holte bequeme Kissen aus dem Laden, damit seine Gäste darauf Platz nehmen konnten, und schenkte Tee ein. Cemil und er unterhielten sich auf Türkisch. Nach ein paar Minuten bat Cemil um die Figur. Austin gab sie ihm, und Cemil reichte sie an Mehmet weiter. Der Ladenbesitzer sah sich das Miniaturmodell des *Navigators* an und nickte eifrig. Mit ausladenden Gesten forderte er seine Gäste auf, in den Laden zu treten. In den Regalen und auf dem Boden häuften sich Teppiche, Schmuck, Teedosen, Tücher, Keramik und rote Feze. Er ging zu einem Regal mit Töpferwaren und stellte die Figur neben eine Reihe aus vier identischen Statuen.

Cemil übersetzte die Erklärungen seines Freundes. »Mehmet sagt, er kann sie Ihnen zu einem Sonderpreis verkaufen. Normalerweise kosten sie acht Lira, aber er ist bereit, auf fünf herunterzugehen, wenn Sie mehr als eine kaufen.«

»Kann Mehmet sich erinnern, vor einigen Jahren eine solche Figur an einen amerikanischen Fotografen verkauft zu

haben?«, fragte Austin.

Cemil übersetzte die Frage und die Antwort. »Mehmet ist Türke. Er erinnert sich an jedes Geschäft, das er jemals getätigt hat. An den Fotografen erinnert er sich besonders gut. Vor allem wegen dieses Objekts, das eher ein Ladenhüter ist. Aber er ist alt, und sein Gedächtnis hat in letzter Zeit etwas nachgelassen.«

»Vielleicht können wir etwas nachhelfen«, sagte Austin. »Ich kaufe alle Figuren.«

Mehmet strahlte, während er die kleinen Statuen vorsichtig in Papier einwickelte und sie dann in eine Plastiktüte legte, die er Carina reichte.

»Kann Ihr Freund uns sagen, woher er diese Statuen bekommen hat?«, fragte Carina.

Mehmet erklärte, sie im Süden erworben zu haben, dort wo seine Mutter lebte. Seinen Kunden sagte er, dass sie Eunuchen aus einem Harem darstellten. Die künstlerische Gestaltung hätte besser sein können, und die Details waren nicht besonders gut ausgearbeitet, aber er mochte den alten Mann, der sie herstellte. Er nahm jedes Mal einen Posten mit, wenn er seine altersschwache Mutter besuchte, was er etwa einmal im Monat tat. Der Künstler verkaufte sie im verlassenen Dorf, fügte er hinzu.

»Wo ist das?«, fragte Austin.

»Es heißt Kayakoy«, sagte Cemil. »Das liegt nicht weit von der Stadt Fethiye. Es war ein griechisches Dorf, bis zum Vertrag von Lausanne, der 1923 unterzeichnet wurde. Die Griechen kehrten nach Griechenland zurück, und Türken, die in Griechenland lebten, kamen nach Anatolien. Nach einem großen Erdbeben gaben die Türken das Dorf wieder auf. Heute ist es eine Touristenattraktion.«

Austin fragte nach dem Namen des Künstlers. Mehmet sagte, er würde sich bestimmt noch daran erinnern, doch zuvor sollten sich Austin und seine hübsche Begleiterin vielleicht ein wenig in seinem Laden umsehen. Austin verstand den Wink mit dem Zaunpfahl. Er kaufte einen Seidenschal für Carina und einen Fez für sich selbst, obwohl kein Türke, der noch über einen minimalen Rest von Selbstachtung verfügte, die rote Filzkappe ohne Androhung von Gewalt aufsetzen würde.

Sie verabschiedeten sich von Mehmet, und auf Cemils Vorschlag machten sie sich auf den Weg zu einem netten, schattigen Gartenrestaurant, das sich nicht weit von der Hagia Sophia entfernt befand. Während sie auf das Essen warteten, sagte Cemil: »Es tut mir leid, dass Sie die weite Reise umsonst unternommen haben.«

»*Mir* tut es gar nicht leid«, sagte Carina. »Dadurch hatte ich die Gelegenheit, Sie persönlich kennenzulernen und Ihnen für alles zu danken, was Sie getan haben. Außerdem sind wir hier noch nicht fertig.«

»Aber Sie haben heute nur erfahren, dass die Figuren nicht mehr als touristische Souvenirs sind.«

Austin reihte die kleinen Statuen nebeneinander auf dem Tisch auf. »Wie weit ist das Dorf entfernt, wo sie hergestellt werden?«

»Es liegt an der Türkisküste. Etwa achthundert Kilometer von hier. Planen Sie, Ihren Aufenthalt in der Türkei zu verlängern?«

Austin nahm eine der Figuren in die Hand. »Ich würde gern mit dem Künstler reden, der sie anfertigt.«

»Ich ebenfalls«, sagte Carina. »Durchaus möglich, dass er ein lebensgroßes Modell benutzt hat.«

»Diese Statue muss sehr wertvoll sein.«

»Vielleicht«, sagte Austin. »Vielleicht auch nicht.«

»Ich verstehe die Notwendigkeit zur Diskretion«, sagte Cemil und erhob sich vom Tisch. »Bis Dalyran ist es etwa eine Stunde mit dem Flugzeug. Von dort aus kommt man mit dem Auto recht gut nach Kayakoy. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden. Ich muss mich um meine Geschäfte kümmern, aber wenn Sie weitere Hilfe benötigen, lassen Sie es mich wissen. Ich habe sehr viele Verbindungen in Istanbul.«

Nachdem sie gegessen hatten, hielten Austin und Carina ein Taxi an, mit dem sie sich zum Hotel bringen ließen. Der Mitarbeiter an der Rezeption buchte zwei Plätze in einer Maschine, die am frühen Morgen nach Dalyran flog, und bestellte ihnen auch einen Mietwagen. Als sie in der Hotellobby standen, fragte Carina: »Und was nun, Mr. Reiseführer?«

Austin dachte kurz nach und sagte schließlich: »Ich glaube, ich würde jetzt ganz gern ein außerplanmäßiges Intermezzo einlegen.«

Ein Taxi brachte sie zur archäologischen Ausgrabungsstelle. Austin fragte Hanley, ob er freiwillige Mitarbeiter gebrauchen konnte. Der Grabungsleiter trug ihnen auf, Schlamm durch Siebe zu schaufeln. Carina schien es überhaupt nichts auszumachen, dass sie gleich darauf von Kopf bis Fuß mit Bosporusmatsch beschmiert war. Sie sprang jedes Mal wie ein aufgeregtes Schulmädchen herum, wenn sie eine Münze oder eine Tonscherbe im Schlamm fanden.

Sie arbeiteten bis zum späten Abend, als der Minibus kam, um das NUMA-Team zum Hotel zurückzufahren. Während sie durch die Lobby trotteten, waren Austin und Carina so

müde, dass sie kaum auf die zwei Männer achteten, die es sich in Plüschsesseln bequem gemacht hatten und Zeitschriften lasen. Genauso wenig bemerkten sie, dass zwei Augenpaare ihnen aufmerksam folgten, als sie zum Lift gingen.

27

Austin bog mit dem Renault-Mietwagen von der Schnellstraße ab, die an der Türkisküste entlangführte. Dann fuhren sie mehrere Kilometer auf einem Feldweg, der sich wie eine Schlange durch die Landschaft wand. Sie passierten Felder und verschlafene Dörfer, bis hinter einer Kurve Ruinen auf einer Hügelkuppe auftauchten.

Austin stellte den Wagen neben einer Gruppe von Gebäuden ab. Das verlassene Dorf war zu einer staatlich verwalteten Touristenattraktion geworden. Der unvermeidliche Ticketverkäufer wartete darauf, ihnen ein bescheidenes Eintrittsgeld abzuknöpfen. Er zeigte ihnen den Weg zum Dorf und wandte sich dann zwei Männern zu, die ihr Fahrzeug neben dem Renault abgestellt hatten.

Ein aufsteigender Maultierpfad führte an einem Restaurant, einem Souvenirladen und mehreren fliegenden Händlern vorbei, die ihre Waren zum Verkauf boten. Nach einem mehrminütigen Marsch hatten Austin und Carina einen ungehinderten Ausblick auf das Dorf.

Mehrere hundert Häuser ohne Dächer glühten in der heißen Sonne. Der Putz war so sehr von den Außenwänden abgeblättert, dass die groben Steinmauern darunter zum Vorschein kamen. Ein paar Häuser waren wieder in Besitz genommen worden, wie an der zum Trocknen ausgebreiteten Wäsche zu erkennen war. Das einzige sonstige Lebenszeichen war eine Ziege mit satanischem Gesicht, die in einem von Unkraut überwucherten Garten zufrieden vor sich hinkäute.

»Schwer zu glauben, dass dieses Dorf einmal voller Leben

gewesen sein soll«, sagte Carina. »Menschen, die sich lieben. Frauen, die im Kindbett schreien. Väter, die voller Stolz ihre neugeborenen Kinder vorzeigen. Kinder, die getauft werden und ihren Geburtstag feiern. Menschen, die den Tod ihrer Eltern und Großeltern betrauern.«

Austin hörte Carinas Ausführungen nur mit halbem Ohr zu. Zwei Männer waren ein gutes Stück hinter ihnen auf dem Pfad stehen geblieben. Der eine machte Fotos von der Ziege. Sie waren vielleicht Mitte zwanzig und trugen schwarze Hosen und kurzärmlige weiße Hemden. Ihre Arme schienen muskulös. Die Gesichter waren im Schatten ihrer Mützen unter den Sonnenbrillen kaum zu erkennen.

Carina war den Maultierpfad weitergegangen. Als Austin sie wieder einholte, schlenderte sie gerade über den Hof einer verlassenen Kirche auf einen alten Mann zu, der unter einem schattigen Baum auf einer Mauer hockte. Verzierte Schüsseln und Teller waren an der Mauer aufgereiht, die er als Schaufenster für seine Waren benutzte.

Austin begrüßte den Mann und fragte ihn, ob er Mehmets Freund Salim wäre.

Der Mann lächelte. »Mehmet kauft meine Waren für den Basar in Istanbul.«

»Ja, das wissen wir. Er hat uns beschrieben, wo wir Sie finden würden«, sagte Carina.

Salims Aussehen erinnerte an Pablo Picasso, wie es häufig bei Männern aus dem Mittelmeerraum der Fall war, wenn sie ein bestimmtes Alter erreicht hatten. Die Haut auf seinen Wangen und seinem Kahlkopf war gebräunt wie gegerbtes Leder, und sein Gesicht schien so faltenlos wie bei einem Baby. Humor und Weisheit funkelten in den großen Augen, die so dunkel wie Rosinen waren. Er zeigte auf seine Ware.

»Hat Mehmet Ihnen von meinen Souvenirs erzählt?«, fragte er.

Austin zog eine Miniatur des *Navigators* aus der Tasche. »Wir suchen nach so etwas.«

»Ach«, sagte Salim, während sich seine Miene aufhellte. »Der *Eunuch*.« Er bewegte die Hand, als würde er mit einem unsichtbaren Messer einen horizontalen Schnitt ausführen. »Die mache ich nicht mehr. Hat niemand gekauft.«

Austin dachte sorgfältig über seine nächste Frage nach. »Hat der Eunuch einen Großvater?«

Salim sah ihn zunächst verwirrt an, doch dann breitete sich ein Grinsen auf seinem Gesicht aus. Er beschrieb weite Bögen mit den Armen, als wollte er einen großen Kreis andeuten. »*Büyük. Der große* Eunuch.«

»Richtig. *Büyük.* Wo ist er?«

»Im Lykiergrab. Sie verstehen?«

Austin hatte die seltsamen lykischen Felsgräber bemerkt, die in großer Höhe aus den steilen Klippen gehauen worden waren. Die Eingänge waren mit Säulen und dreieckigen Giebeln verziert, die an klassische griechische oder römische Tempel erinnerten.

In gebrochenem Englisch erklärte Salim, dass er sich schon immer für Kunst interessiert hatte. Als junger Mann hatte er die Umgebung mit Zeichenblock und Kohlestift erkundet und nach Motiven gesucht. Eines Tages hatte er ein lykisches Grab gefunden, das den Bewohnern seines Dorfes unbekannt war. Es war in eine Felsklippe über dem Meer gehauen worden und wegen des dichten Bewuchses aus der Ferne nicht zu erkennen gewesen. Er war hineingegangen und hatte in der Höhle eine Statue entdeckt und sie gezeichnet. Als er später nach Vorbildern suchte, die er aus Ton modellieren konnte, hatte er sich an dieser Zeichnung orientiert.

»Wo ist die Statue jetzt?«, fragte Carina mit wachsender Aufregung.

Salim zeigte auf den Boden. »Erdbeben.« Die Felsklippe war ins Meer gerutscht.

Carina war sichtlich enttäuscht, aber Austin ließ nicht locker. Er zog eine Karte der Küste hervor und bat den alten Mann, ihm die Stelle zu zeigen, wo sich das Grab befunden hatte. Salini tippte mit einer Fingerspitze auf die Karte.

Carina griff nach Austins Arm. »Kurt«, sagte sie. »Diese Männer waren gestern Abend in unserem Hotel.«

Die Türken waren am Rand des Kirchhofs stehen geblieben und blickten unverwandt zu Carina und Austin hinüber. Auch Austin erinnerte sich jetzt, die beiden Männer in der Lobby gesehen zu haben. Ihre Anwesenheit im Dorf war also kein Zufall.

»Du hast recht«, sagte er. »Von Istanbul bis hierher ist es ein weiter Weg.«

Er zog eine Handvoll Lira aus der Hosentasche und drückte sie Salim in die Hand. Er nahm sich einen Keramikteller, dankte dem alten Mann für die Informationen und legte einen Arm um Carinas Taille. Dann sagte er zu ihr, dass sie so lässig wie möglich zur Kirche gehen sollte.

Er führte sie durch den Eingang in das leere Gebäude und schlich sich dann zu einer Fensteröffnung ohne Glas und Rahmen. Als er vorsichtig auf den Hof blickte, sah er, wie sich die Männer mit Salim unterhielten. Der alte Künstler zeigte auf die Kirche. Die Männer brachen das Gespräch ab und kamen auf das Gebäude zu. Doch nun schlenderten sie nicht mehr, sondern bewegten sich schnell und mit zielstrebigen Schritten.

Austin sagte zu Carina, dass sie durch eine Fensteröffnung

in der gegenüberliegenden Wand hinausklettern sollte. Er folgte ihr, dann stiegen sie einen Kiespfad zu einem Hügel hinauf, von dem aus man die Kirche überblicken konnte.

Carina versteckte sich in einer kleinen Kapelle auf dem Hügel, und Austin warf sich flach auf den Boden. Ihre Verfolger hatten sich getrennt und entfernten sich nun in unterschiedlichen Richtungen von der Kirche. Schließlich trafen sie sich wieder und diskutierten hitzig miteinander. Sie trennten sich erneut und verschwanden im Labyrinth der verlassenen Häuser.

Austin holte Carina aus der Kapelle und führte sie auf der anderen Seite den Hügel hinunter. Sie sahen kurz etwas Schwarzes, das sich zwischen ihnen und der Hauptstraße bewegte. Einer der beiden Männer war unten um den Hügel herumgegangen und durchsuchte sämtliche Häuser. Austin zerrte Carina in einen Gebäudeeingang.

Er hielt noch immer den Teller in den Händen, den er eben von Salim gekauft hatte. Nun trat er aus dem Eingang, bog den Arm zurück und warf ihn wie eine Frisbeescheibe über ein Hausdach. Sie hörten, wie der Teller zerschellte, dann das Geräusch von schnellen Schritten auf knirschendem Schotter.

Austin und Carina bogen von der Hauptstraße des Dorfes ab und folgten einem steinigen Ziegenpfad zurück zur Verkehrsstraße. In weitem Bogen liefen sie fast einen halben Kilometer, bis sie wieder am Dorfeingang ankamen.

Sie gingen zu dem Renault und sahen den Wagen, den die beiden Männer direkt neben ihrem Fahrzeug geparkt hatten. Austin sagte zu Carina, dass sie warten sollte, während er zu dem kleinen Restaurant ging. Eine Minute später kehrte er mit einem Korkenzieher zurück.

»Ich finde eigentlich, jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt, um Wein zu trinken«, bemerkte sie mit säuerlicher Miene.

»Das sehe ich genauso«, sagte Austin und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Ein kaltes Bier wäre besser.«

Er bat Carina aufzupassen. Dann bückte er sich zwischen den Autos, als wollte er sich die Schnürsenkel zubinden, und stieß den Korkenzieher in einen Reifen des anderen Wagens. Er bohrte mit der Spitze herum, bis ein gummiartiger Widerstand nachgab und er einen Luftzug an der Hand spürte. Sicherheitshalber schlug er auch noch ein paar Mal gegen das Ventil.

»Was tust du da?«, fragte Carina.

»Ich sorge dafür, dass unsere Freunde verstehen, wie sehr sie mir am Herzen liegen«, sagte Austin mit einem boshaften Grinsen.

Er setzte sich hinter das Lenkrad des Renault, ließ den Motor an und preschte mit durchdrehenden Reifen auf die Straße.

Austin raste wie ein Grand-Prix-Fahrer. Carina dirigierte ihn mit der Karte im Schoß, bis sie Fethiye erreichten, eine Marktstadt an der Küste – und zugleich ein Urlaubsort. Er fuhr direkt zum Hafen. Dort gingen sie am Kai entlang, an den breiten Holzbooten vorbei, mit denen Touristen Tagesausflüge machen und zum Tauchen fahren konnten.

Am Anlegeplatz eines etwa fünfundvierzig Fuß langen Bootes blieb er stehen. Ein Schild verkündete, dass die *Iztuzu,* auf Türkisch »Schildkröte«, stunden- oder tageweise gemietet werden konnte.

Austin ging an Bord und rief ein »Hallo!«. Ein Mann in den Vierzigern kam aus der Kabine. »Ich bin Kapitän Musta-

fa«, sagte er mit einem freundlichen Lächeln. »Möchten Sie das Boot mieten?«

Der Kahn war zwar nicht mehr neu, aber gut in Schuss. Die Metallteile waren frei von Rost, das Holz war poliert, und die Leinen hatte man ordentlich aufgerollt. Daraus schloss Austin, dass Mustafa ein fähiger Seemann war. Wenn er immer noch im Hafen lag, war er einem Geschäft bestimmt nicht abgeneigt. Austin zog die Karte hervor, die er Salim gezeigt hatte, und tippte auf eine bestimmte Stelle an der Küste.

»Können Sie uns dorthin bringen, Kapitän? Wir würden gern ein bisschen Schnorcheln.«

»Aber natürlich. Ich kenne alle guten Stellen. Wann?«

»Wie wäre es mit … jetzt gleich?«

Austin erklärte sich mit dem Preis einverstanden, den Mustafa vorschlug, und winkte Carina, an Bord zu kommen. Mustafa machte die Leinen los und legte ab. Dann steuerte er das Boot in die Bucht und folgte schließlich der zerklüfteten Küste. Sie kamen an Urlaubsanlagen, einem Leuchtturm und Luxusvillen in den Hügeln vorbei. Bald hatten sie alle Anzeichen menschlicher Besiedlung hinter sich gelassen.

Mustafa lenkte das Boot in eine halbmondförmige Bucht und stellte den Motor ab. Er warf den Anker und kramte ein paar ramponierte Schnorchel, Tauchermasken und Schwimmflossen hervor.

»Wollen Sie schwimmen?«

Austin hatte mit halb zusammengekniffenen Augen zu einem Teil der Felswand hinaufgeblickt, wo das Gestein wie eine offene Wunde freilag. »Vielleicht später. Jetzt würde ich gern erstmal an Land gehen.«

Mit einem Schulterzucken legte Mustafa das Tauchzeug

wieder weg. Er hängte eine Leiter über die Bordwand und holte das Beiboot heran. Austin ruderte die kurze Strecke bis zum Ufer und zog das Boot auf den steinigen Strand. Nach nur wenigen Metern stieg das Gelände steil an. Austin benutzte Bäume und Sträucher, um nach oben zu klettern, bis er sich fünfzig Meter über dem Meeresspiegel befand.

Er stand auf einem Felssims, der sich wie der Augenbrauenwulst eines Neandertalers aus der Felswand schob. Auf einer Breite von etwa hundert Metern war das Gestein wie mit einem riesigen Meißel abgetragen worden. Austin vermutete, dass die Stabilität der Klippe durch das Felsgrab gelitten hatte, vielleicht in Verbindung mit natürlichen Schwachstellen, und nach den heftigen Erschütterungen des Bebens hatte das Ganze dann völlig den Halt verloren. Riesige Felsblöcke lagen am Fuß der Klippe und im Wasser.

Austin fragte sich, ob die Statue einen solchen Sturz überhaupt überstanden haben konnte. Dann winkte er Carina zu, die ihn beim Klettern beobachtet hatte, und machte sich wieder an den Abstieg. Er schwitzte in der Hitze und von der Anstrengung, seine Kleidung war verschmutzt. Er tauchte mit Shorts und Hemd ins Wasser, um sich zumindest oberflächlich vom Schmutz zu befreien. Was das Verhalten ausländischer Touristen betraf, schien es nichts zu geben, was Mustafa noch überraschen konnte. Er ließ den Motor an und fuhr zum Hafen zurück.

Austin holte zwei Flaschen türkisches Bier aus der Kühltasche und reichte eine an Carina weiter.

»Und?«, fragte sie.

Er nahm einen tiefen Schluck und ließ sich das kalte Getränk durch die Kehle rinnen. »Wenn wir davon ausgehen, dass Salims Angaben stimmen und sich die Statue zum Zeit-

punkt des Erdbebens noch in der Felsenhöhle befand, gibt es keine Gewissheit, dass sie nicht unter tonnenweise Schutt begraben wurde. Selbst wenn wir sie finden, könnte der *Navigator* zu sehr beschädigt worden sein, um uns noch etwas zu nützen.«

»Dann war das alles hier umsonst?«

»Ganz und gar nicht. Ich würde sogar gern wiederkommen, um mir die Sache genauer anzusehen.«

Er sagte zu Mustafa, er wollte das Boot für einen weiteren Tag mieten.

»Können wir morgen noch einmal hierherkommen?«, fragte Austin. »Dann würde ich gern ein bisschen tauchen.«

»Aber natürlich«, sagte Mustafa. »Sind Sie Wissenschaftler?«

Austin zeigte ihm seinen NUMA-Ausweis. Mustafa hatte zwar noch nie von dieser Institution gehört, aber er schien doch davon beeindruckt, dass Austin einen speziellen Ausweis besaß. Mustafa war froh über den neuen Auftrag. Er hatte den Besitzern des Bootes gesagt, dass er kündigen würde, wenn er nicht bald einen Helfer bekäme. Austin zog ein Satellitentelefon aus seinem Rucksack und wählte Zavalas Nummer. Zavala war an der Ausgrabungsstätte und wartete darauf, dass Hanley ihm grünes Licht für den Einsatz der Subvette gab.

»Du musst Hanley erklären, dass die Dienste der Sub anderswo benötigt werden«, sagte Austin.

Er erklärte Zavala, wo er sich aufhielt, und gab ihm eine Einkaufsliste durch. Zavala sagte, wenn er das Ganze logistisch bewältigen konnte, würde er am nächsten Morgen nach Dalyran fliegen.

Das Boot legte in der Abenddämmerung an. Austin fragte Mustafa, ob er ihnen ein ruhiges Hotel empfehlen konnte. Der Kapitän schlug eine Anlage vor, die man nach zwanzig

Minuten Fahrt über eine gewundene Straße erreichte, die sich durch die bewaldeten Hügel in der Umgebung von Fethiye zog. Der Hotelangestellte sagte am Telefon, normalerweise sei zwar eine Reservierung nötig, aber zufällig wäre noch ein Zimmer mit einem Kingsize-Bett frei. Austin hatte sich noch gar keine Gedanken wegen der Übernachtung gemacht. Er fragte Carina, ob sie sich vielleicht lieber ein anderes Hotel suchen sollten.

»Ach, ich bin ziemlich kaputt«, sagte sie. »Ich spüre immer noch den Jetlag. Sag ihm doch, dass wir das Zimmer nehmen.«

Im Hotelrestaurant entspannten sie sich bei einem gemütlichen Abendessen an einem Ecktisch mit Meeresblick. Es gab Schisch Kebab mit Reis. Die Lichter von Fethiye schimmerten in der Ferne wie eine Diamantenhalskette.

»Ich zerstöre diese romantische Stimmung nur ungern mit geschäftlichen Angelegenheiten«, sagte Austin. »Aber es gibt da ein paar Punkte, die wir besprechen sollten. Vor allem die Frage, wie es diese Schläger geschafft haben können, uns bis in das verlassene Dorf zu folgen?«

Sie sah ihn an, als hätte sie der Blitz getroffen. »*Baltazar.*«

Austin lächelte matt. »Du hast mir doch gesagt, dein Wohltäter sei über jeden Verdacht erhaben.«

»Er *muss* etwas damit zu tun haben. Er war der Einzige, dem ich etwas über den Fotografen vom *National Geographie* erzählt habe. Er hat veranlasst, dass die Statue fortgeschafft wird. Saxon hatte mich vor ihm gewarnt.«

»Das alles wussten wir aber bereits vorher. Was hat dich nun veranlasst, deine Meinung so plötzlich zu ändern?«

Sie rutschte nervös auf dem Stuhl herum. »Bevor wir nach Istanbul aufbrachen, habe ich einen Mitarbeiter von Baltazar

angerufen und ihm gesagt, wohin wir fliegen und warum. Das gehörte zu unseren ursprünglichen Vereinbarungen, und zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, was daran verkehrt sein sollte. Baltazar war der Einzige, der die Bergung des Schatzes von Bagdad finanziert hat.« Schlagartig wurde ihr die Bedeutung ihrer Worte bewusst. »Großer Gott. Baltazar wollte die ganze Zeit nur die Statue haben. Aber *warum?*«

»Lass uns ein paar Schritte zurückgehen«, sagte Austin.

»Was wäre, wenn er tatsächlich für den Diebstahl verantwortlich ist? Warum sollte er uns daran hindern, die Zwillingsstatue ausfindig zu machen?«

»Offenbar will er nicht, dass irgendjemand sie sieht, aus welchem Grund auch immer.«

»Vielleicht werden wir es nach dem morgigen Tag wissen.« Er blickte auf seine Armbanduhr. »Und du hast wirklich kein Problem damit, wenn wir in einem Bett schlafen? So lange kennen wir uns schließlich noch gar nicht.«

Carina griff nach seiner Hand. »Ich komme mir vor, als würde ich Sie schon ein halbes Leben kennen, Mr. Austin. Gehen wir?«

Sie fuhren mit dem Lift zu ihrem Zimmer, wo Austin auf den Balkon trat, damit sich Carina ungestört umziehen konnte. Er starrte auf die Spiegelung der Lichter im Meer, als sie zu ihm kam und die Arme um seine Hüfte schlang. Er spürte die Wärme ihres Körpers. Als er sich umdrehte, wurde er von einem samtweichen Kuss begrüßt. Sie trug zwar ein langes, weißes Baumwollnachthemd, doch das schlichte Kleidungsstück verhüllte ihre prächtige Figur kaum.

»Was ist mit deinem Jetlag?«, fragte Austin.

Carinas Stimme klang tief, als sie die Arme um seinen Hals schlang. »Ich glaube, ich habe ihn gerade überwunden.«

28

Austin wachte aus tiefem Schlaf auf und nahm sein trällerndes Handy vom Nachttisch. Er stieg aus dem Bett und hüllte sich wie ein römischer Senator in das Laken. Der Anblick von Carinas schwarzem Haar, das sich über ihr Kissen ausbreitete, zauberte ein anerkennendes Lächeln auf sein gebräuntes Gesicht.

Er trat auf den Balkon und legte das Handy ans Ohr. »Der Adler ist auf dem Flughafen von Dalyran gelandet«, meldete Zavala. »Der Anhänger mit der Subvette hat das Flugzeug verlassen und ist zum Einsatz bereit.«

»Gute Arbeit, Joe«, sagte Austin. »Wir treffen uns in neunzig Minuten.« Er beschrieb Zavala den Weg zum Treffpunkt.

»Könnte etwas länger dauern, Kurt. Ich stehe hier an der Straße und suche nach einem Laster, der den Anhänger ziehen kann. Am Flughafen selbst kann man aber nur kleine Autos mieten. Muss jetzt gehen. Das da dürfte meine Mitfahrgelegenheit sein.«

Austin zweifelte nicht eine Sekunde lang daran, dass Zavala den Transport organisieren konnte. Der leise Amerikaner mexikanischer Abstammung hatte schon immer ein Händchen dafür gehabt, das Unmögliche möglich zu machen.

Aus dem Bad hörte er das Geräusch fließenden Wassers. Carina war vom klingelnden Handy geweckt worden und hatte lautlos das Bett verlassen. Austin konnte hören, wie sie unter der Dusche sang.

»Ich brauche jemanden, der mir den Rücken schrubbt«, rief sie.

Austin benötigte keine zweite Aufforderung. Seine improvisierte Toga flog davon. Nach der gemeinsamen Dusche trockneten sie sich gegenseitig ab und zogen sich an. Austin trug braune Shorts und ein typisches Hawaiihemd, auf das Don Ho stolz gewesen wäre. Carina zog ein Hemdkleid in Sonnengelb über ihren schwarzen Bikini. Nach einem vom Zimmerservice gelieferten Frühstück aus Brötchen, hart gekochten Eiern und Kaffee fuhren sie zum Hafen.

Austin war ehrlich zu Mustafa gewesen. Am vergangenen Abend hatte er dem Kapitän noch erzählt, dass Carina und er auf der Suche nach einem antiken Artefakt seien, obwohl sie über keine offizielle Genehmigung des türkischen Staates verfügten. Er hatte zwar nicht vor, das Artefakt zu behalten, falls sie es aufspürten, doch er wollte, dass Mustafa wusste, worauf er sich einließ. Andererseits wurde der Kapitän durch die gute Bezahlung für das zusätzliche Risiko entschädigt.

Mustafa sagte, er mache sich keine Sorgen wegen staatlicher Verordnungen. Austin hatte das Boot gemietet, und Mustafa würde ihn überall hinbringen. Was seine Kunden dort taten, war einzig und allein ihre Angelegenheit.

Austin hatte dem Kapitän gesagt, dass sie eine abgeschiedene Stelle brauchten, wo sie ein Gefährt zu Wasser lassen konnten. Also hatte Mustafa ihnen eine verlassene Anlegestelle für Boote beschrieben, deren Besitzer bankrott gemacht hatte. Der Kai lag auf der anderen Seite der Hafenbucht. Carina würde mit Mustafa fahren und sich dort mit Austin wiedertreffen.

Den Bootskai erreichte man über eine Schotterstraße, die mehr Krater als die Rückseite des Mondes aufwies. Austin schritt zwischen den Holzskeletten halb fertiger Boote hindurch und inspizierte die Rampe. Der Teerbelag war an den

Rändern abgeblättert, doch der Hauptteil schien noch verhältnismäßig gut in Schuss.

Zavala war bereits seit fünfzehn Minuten überfällig. Austin stand am Straßenrand und fragte sich, ob der Erfindungsreichtum seines Freundes vielleicht an seine Grenzen gestoßen war. Er legte den Kopf schief, als er das Brummen eines Motors hörte. Eine Wolke aus Staub und Federn bewegte sich in seine Richtung. Ein Lastwagen rumpelte durch die Schlaglöcher, während das Getriebe protestierend knirschte und der Motor asthmatisch keuchte. Schließlich kam der Laster zum Stehen, in einer Wolke aus blauem Auspuffrauch und unter lautem Gegacker zahlreicher Hühner, die in den abenteuerlich gestapelten Käfigen hinter dem Führerhaus saßen.

Zavala stieg aus und stellte den Fahrer vor, einen kräftigen Türken mit goldzahnigem Lächeln und Dreitagebart.

»Guten Morgen, Kurt«, sagte Zavala. »Das ist mein Kumpel Ahmed.«

Austin schüttelte dem Fahrer die Hand und trat zur Rückseite des Lasters. Das Tauchboot befand sich unter einer grünen Plastikplane, die mit Tauen festgezurrt war. Zavala hatte weitere Seile benutzt, um ein provisorisches Sicherungssystem für die uralte Anhängerkupplung des Lasters zu konstruieren. »Ich musste auf die Schnelle was zusammenflicken«, sagte Zavala und betrachtete sein Werk voller Stolz. »Aber für eine hochoffizielle Organisation wie die NUMA ist es doch gar nicht so schlecht geworden.«

»Ganz und gar nicht«, sagte Austin und verdrehte die Augen. Während der Fahrt mussten sie ein paar abenteuerliche Momente in den engen Kurven der Küstenstraße erlebt haben. Er fragte sich, wie die Erbsenzähler der NUMA reagieren würden, wenn sie erfuhren, dass ein mehrere Millionen

Dollar teures Tauchboot an der hinteren Stoßstange eines Hühnerlasters festgeknotet worden war.

Ahmed dirigierte den Anhänger rückwärts auf die Rampe. Kleine Motoren schoben die Tauchplattform vom Anhänger und ins Wasser, wo sie auf zwei langen Pontons schwamm.

Mustafa traf mit Carina ein. Er warf Zavala eine Leine zu, deren Ende jener an der Tauchplattform festzurrte. Austin zählte ein Bündel türkische Lira ab, drückte sie dem glücklichen Lastwagenfahrer in die Hand und bedankte sich für seine Hilfe.

Bevor er mit den Hühnern weiterfuhr, schob Ahmed den Anhänger in eine geschützte Ecke der Anlegestelle. Austin und Zavala ruderten im Skiff zum Motorboot hinüber, und Mustafa machte sich unverzüglich auf den Weg. Das Motorboot entfernte sich tuckernd vom Kai und fuhr mit dem Tauchboot im Schlepptau auf die Bucht hinaus.

Sie ließen die Fischkutter und Freizeitboote hinter sich, bis nur noch ein paar ferne Segel am Horizont zu erkennen waren. Austin versammelte seine Freunde im Schatten einer Plane auf dem Achterdeck. Während sie starken Kaffee tranken, berichtete Austin Zavala von ihrer Flucht aus dem verlassenen Dorf und von ihrem Bootsausflug mit Mustafa am Vortag.

»Da habt ihr aber in kürzester Zeit ein strammes Programm absolviert«, bemerkte Zavala.

»Das Geheimnis ist ein gutes Zeitmanagement«, sagte Austin.

Das Boot wurde langsamer, als es sich der grau-braunen Felsfläche näherte, wo ein Teil der Klippe ins Meer gestürzt war. Der Kapitän ankerte nicht weit vom Fuß der Klippe. Austin und Zavala ruderten im Skiff zu der schwimmenden Plattform, bestiegen sie und lösten die Abdeckplane.

Austin ließ den Blick über den glänzenden Fiberglasrumpf

des Tauchboots gleiten. Zavala hatte jedes Detail seines Corvette-Cabrios kopiert, abgesehen von der Farbe, und dann die nötigen Anpassungen vorgenommen, damit es sich unter Wasser bewegen konnte.

Austin schüttelte fasziniert den Kopf. »Es sieht aus, als wäre es gerade vom Chevy-Fließband gerollt, Joe. Wie wäre es mit einer fünfminütigen Unterweisung, wie man das Ding in Gang bringt?«

»Ich kann es dir sogar in *einer* Minute erklären. Das Fahrzeug zur Wasserung, Rückholung und Beförderung hat eine eigene Energieversorgung. Die externen Kontrollen befinden sich auf der Steuerbordseite. Flute die Pontons. Wenn die Plattform Tauchtiefe erreicht hat, pump Wasser raus, bis sich das Ding im Auftriebsgleichgewicht befindet. Die Feinpositionierung nimmst du mit den Strahlrudern des WRB-Gefährts vor. Löse die Sicherungsklammern. Dann fahre ich los. Du kannst bleiben, wo du bist, oder mit dem WRB wieder zur Oberfläche aufsteigen.«

»Wie läuft die Rückholung ab?«

»Genauso, nur in umgekehrter Reihenfolge. Ich werde wie ein Flugzeug reinkommen, das auf einem Flugzeugträger landet. Du sicherst das Tauchboot auf der Plattform, dann geht's wieder nach oben.«

»Du bist ein Genie!«, sagte Austin. »Vielleicht etwas verrückt, aber trotzdem ein Genie.«

»Danke für den Vertrauensvorschuss. Ich hatte mir schon Sorgen gemacht, dass das Projekt als leichtfertige Verschwendung von NUMA-Mitteln betrachtet werden könnte.«

»Es ist nicht ganz wie ALVIN«, sagte Austin und bezog sich auf das rundliche Tauchboot, das zur *Titanic* hinuntergetaucht war. »Aber ich bin mir sicher, Pitt hätte seine Freude

daran.« Der NUMA-Direktor Dirk Pitt war ein leidenschaftlicher Sammler von Oldtimer-Autos. »Dann wollen wir den jüngsten Zugang zur NUMA-Unterwasserflotte mal vom Stapel lassen.«

Sie ruderten zum Boot zurück und legten ihre Taucherausrüstung an. Austin hatte Zavala gebeten, sie mit Unterwasser-Kommunikation auszustatten. Die Funkgeräte von Ocean Technology Systems waren an den Riemen ihrer Masken befestigt, die das ganze Gesicht umschlossen.

Mustafa ruderte die beiden Männer zur Tauchboot-Plattform. Sie stiegen um und legten die Druckluftflaschen an. Zavala setzte sich hinter das Lenkrad der Subvette. Er hatte die Sitze so umgebaut, dass sie mit ihrer Ausrüstung darauf Platz fanden. Austin hockte sich auf einen Klappsitz, der auf der Steuerbordseite der Plattform eingebaut worden war. Er drückte einen Knopf auf der Konsole, um die batteriebetriebenen Pumpen zu starten. Die Pontons füllten sich mit Wasser, und die Plattform mit dem Tauchboot sank langsam unter die Oberfläche.

Bei einer Tiefe von vierzig Fuß kehrte Austin die Pumpenleistung um, damit die Plattform stabilisiert wurde und in der Schwebe blieb. Andere Schalter ermöglichten ihm, die Metallklammern zu lösen, die das Tauchboot auf der Plattform festhielten. Die Lampen des Tauchboots schalteten sich ein. Schnurrend aktivierten sich auch die vertikalen Strahlruder, und nun erhob sich die Subvette von der Plattform.

Austin stieß sich von seinem Sitz ab und brachte sich über dem Tauchboot in Sitzhaltung. Er ließ Luft aus seiner Tarierweste und sank langsam auf den Beifahrersitz. Zavala hatte für ausreichend Fußraum gesorgt, damit die Schwimmflossen Platz fanden.

Da es unmöglich war, Pedale mit Schwimmflossen zu bedienen, hatte er die Regler für die Strahlruder am Lenkrad angebracht.

Zavala drehte das Tauchboot, bis es in Richtung Küste zeigte. Die Lichtkegel der zwei leistungsfähigen Scheinwerfer erhellten die zerklüftete Oberfläche einer Gesteinslawine, die sich im Winkel von fünfundvierzig Grad nach unten neigte. Die eingestürzte Felswand war in Trümmer zerbrochen, deren Größe von Kohlköpfen bis zu so riesigen Blöcken reichte, dass neben ihnen das Tauchboot winzig wirkte.

»Dein *Navigator* müsste schon ein verdammt zäher *hombre* sein, wenn er dieses Chaos heil überstanden hat«, sagte Zavala. »Vielleicht wurde er auf die Ausmaße einer Bierdose zusammengequetscht.«

»Der alte Knabe hätte doch niemals dreitausend Jahre überlebt, wenn er ein Weichei wäre«, sagte Austin.

Zavalas ersticktes Lachen drang aus Austins Kopfhörern. »Gegen unvernünftigen und unbegründeten Optimismus gibt es keine Argumente. Was sind schon ein paar hunderttausend Tonnen Fels? Wo wollen wir mit der Suche nach unserem dickschädeligen Freund anfangen?«

Ein flacher Felsbrocken von der Größe und Form einer Banketttafel lag mehrere Meter vor dem Fuß der Lawine. »Wir nehmen diesen Block dort als Startpunkt«, sagte Austin. »Dann arbeiten wir uns nach rechts und fahren das Gelände in parallelen Bahnen ab, bis wir uns nahe der Oberfläche befinden. Anschließend ziehen wir das Manöver in umgekehrter Reihenfolge auf der linken Seite durch. Achte auf Säulen, einen Portikus oder ein Giebeldreieck. Alles, was von Menschenhand gefertigt wurde.«

Zavala fuhr mit der Subvette am Fuß der Lawine entlang.

Vom Tauchboot überrascht huschten Fischschwärme in schützende Nischen und Ritzen. Am äußersten Rand der Lawine begann Zavala mit einem anmutigen Manöver, das ihn rückwärts immer weiter nach oben führte. Er folgte dem Rasenmähermuster und bewegte sich vor und zurück über die Fläche der Steintrümmer. Gelegentlich hielt er über einem interessanten Objekt inne und drehte das Tauchboot, um die Scheinwerfer auf ein bestimmtes Ziel auszurichten.

Das tiefblaue Wasser nahm allmählich ein schimmerndes Grün an, als sie sich der Oberfläche näherten.

Die Subvette tauchte wieder ab und setzte die Suche auf der linken Seite der Lawine fort. Austin sah etwas, das bis auf eine gekrümmte Kante verschüttet war. Er bat Zavala, das Objekt vom Schlamm zu befreien, worauf dieser die Strahlruder des Gefährts mit kurzen Stößen aktivierte. Diese Technik wurde häufig von Schatzjägern eingesetzt, um Wracks auszugraben. Als sich die Wolke aus Schlammablagerungen wieder legte, wurde eine zylindrische Steinsäule sichtbar.

»Versuch, der Säule senkrecht zu folgen, die Lawine hinauf«, sagte Austin.

Zavala engte die Breite seines Zickzackkurses ein und arbeitete sich mit dem Tauchboot langsam nach oben. Kurz strichen die Scheinwerfer über einen dreieckigen Giebel, der im schiefen Winkel auf mehreren Säulenstücken ruhte. Austins wachsame Augen konzentrierten sich auf einen Schatten. Er stieß sich vom Tauchboot ab und schwamm näher an die höhlenartige Öffnung heran. Er richtete den Strahl seiner wasserdichten Lampe in die Höhlung.

Kurz darauf hörte Zavala seinen Kollegen lachen.

»He, Joe, hast du vielleicht ein paar Leckerlis für kleine Kätzchen dabei?«, fragte Austin.

»Wenn jemand wirres Zeug redet, ist das ein Anzeichen für Stickstoff-Narkose, mein Freund.«

»Ich glaube nicht, dass ich unter Tiefenrausch leide. Ich sehe hier die Bronzefigur einer phönizischen Katze.«

Ein weiblicher Jubelschrei drang aus ihren Kopfhörern. Carina hatte ihr Gespräch mitgehört.

»Ihr habt ihn *gefunden!*«

Austin leuchtete die Höhle mit der Lampe aus. Die Statue lag mit dem Gesicht nach oben da, wie eine Leiche, die man auf eine Trage gelegt hatte. Der Raum war etwa drei Meter breit und tief und hatte eine Höhe von ungefähr einem Meter. Austin quetschte sich durch die Öffnung. Der kegelförmige Hut der Figur war eingedellt, und die Arme waren abgebrochen. Im Gegensatz zur Originalstatue schien die Nase jedoch intakt.

Austin zog sich wieder zurück und legte Daumen und Zeigefinger zum universellen Okay-Zeichen zusammen.

»Für eine zerdrückte Bierdose ist er noch verdammt gut in Schuss. Wir wollen ihn mal rausziehen.«

»Auf der Backbordseite ist ein Fach mit Leinen und Hebesäcken«, sagte Zavala.

Austin schwamm sofort zur Plattform zurück und nahm eine Rolle Nylonseil aus einem Fach. Ein Ende band er an die hintere Stoßstange der schwebenden Subvette. Dann befestigte er vier Hebesäcke, die auf der Unterseite offen waren, an der Leine und legte das freie Ende des Seils um den Sockel der Statue.

Er füllte die Hebesäcke mit Luft aus seiner Druckluftflasche, danach gab er Zavala ein Zeichen, der nun volle Kraft auf die Strahlruder gab. Die Leine spannte sich so straff wie eine Violinsaite. Die Statue bewegte sich ein paar Zentimeter

weit. Austin fuhr sich mit der Hand waagerecht über die Kehle und schwamm zur Höhle zurück. Die Bronzekatze am Fuß der Statue hatte sich an einem Felsbrocken verklemmt.

Austin zwängte sich an der Statue vorbei in die Höhle. Seine Druckluftflasche kratzte an der Felsdecke, und er fand kaum genügend Platz, um sich umzudrehen und sich dem Eingang zuzuwenden. Er drückte die Statue nach unten und sagte zu Zavala, er solle wieder ziehen.

Die Statue bewegte sich weiter auf die Öffnung zu und verkeilte sich erneut. Der Stummel des rechten Arms wurde von einigen Steinen blockiert. Zavala ließ die Leine erschlaffen. Austin benutzte sein Tauchermesser, um den Arm vom Hindernis wegzuhebeln.

Beim nächsten Versuch kam die Statue frei, und Austin dirigierte sie durch die Öffnung, während er sich mit den Füßen an der Rückseite der Höhle abstützte. Langsam befreite sich der *Navigator* aus seinem Gefängnis – doch als Austin versuchte, ihm zu folgen, stellte er fest, dass er seinen rechten Fuß nicht mehr bewegen konnte. Ein Teil der Höhlenwand war eingesackt und hatte seine Schwimmflosse eingeklemmt.

Kleine Steine rieselten wie Hagelkörner von der Decke, als er versuchte, den Riemen der Schwimmflosse mit dem Messer durchzuschneiden. Etwas größere Steine fielen auf seine Beine. Dann erhielt er einen Schlag auf den Kopf, bei dem ihm die Zähne knirschten. Er drehte sich nach hinten und packte den Kopf der Statue, kurz bevor sie außerhalb seiner Reichweite gewesen wäre.

Das Tauchboot zog Austin und den *Navigator* aus der Höhle, und im nächsten Moment stürzte die Decke vollständig ein.

Als Zavala sah, dass Austin draußen war, stoppte er die Strahlruder. Die Höhlenöffnung verschwand unter nachrut-

schenden Felsbrocken.

Austin hielt sich mit einer Hand den Kopf, wo er von einem faustgroßen Stein getroffen worden war.

»Kurt, alles in Ordnung mit dir?«

»Mit einem Bronzeschädel hätte ich es besser überstanden.«

Austin ignorierte die Kopfschmerzen und schwamm zur Statue. Der *Navigator* hing schief im Wasser, von den Hebesäcken gehalten. Zavala setzte die Subvette so lange in Bewegung, bis sich die Statue genau über der stationären Tauchplattform befand. Austin dirigierte den *Navigator* zu einer Ladefläche am Heck. Dann löste er die Leine vom Tauchboot. Die Hebesäcke verhinderten, dass das volle Gewicht der Bronzefigur die Plattform manövrierunfähig machte.

Austin setzte sich wieder an die Kontrollen und machte sich nun bereit, die Plattform zur Oberfläche aufsteigen zu lassen. Seine Finger lagen bereits auf der Konsole, als sein scharfes Gehör das helle Summen eines Motors ausmachte, das im Wasser verstärkt wurde.

»Carina«, rief er über sein Kommunikationsgerät. »Siehst du irgendwelche Schiffe?«

»Ein Boot kommt genau auf uns zu. Ziemlich schnell.«

»Hör zu«, sagte Austin völlig ruhig. »Sag Kapitän Mustafa, dass er den Anker lichten und sofort verschwinden soll.«

»Wir können euch doch nicht zurücklassen«, sagte Carina.

»Wir kommen schon klar. Macht, dass ihr wegkommt.«

Die Schärfe in Austins Tonfall konnte Carina nicht entgangen sein. Sie gab seine Nachricht an Mustafa weiter. Austin hörte gedämpft, wie der Kapitän etwas erwiderte. Dann wurden Mustafas Worte von lauten Rufen übertönt. Schließlich war das Rattern einer Maschinenpistole zu hören.

Die Verbindung war tot.

Austin schwamm zur Subvette zurück. »Schalt die Scheinwerfer aus«, sagte er.

Austin machte sich Sorgen um Carina, aber er wusste genauso gut wie Zavala, dass sie nicht überstürzt reagieren sollten. Gleichzeitig war ihnen klar, dass sie trotzdem nicht untätig bleiben durften.

»Was jetzt?«, fragte Zavala.

»Bring uns nach oben zu unseren ungebetenen Besuchern.«

Zavala zog die lange Nase des Gefährts hoch und gab minimalen Schub auf die Strahlruder. Austin blickte nach oben und sah nun eine kleinere Silhouette neben der von Mustafas Boot. Er gab Zavala ein Zeichen, dass er anhalten sollte. Der Kommunikator erwachte mit einem Klicken zum Leben. Sie hatten wieder Kontakt zum Boot an der Wasseroberfläche.

Eine Stimme mit schleppendem Südstaatenakzent war zu hören.

»Wie geht's euch, Jungs? Ich kann eure Luftblasen sehen. Warum kommt ihr nicht rauf und feiert ein bisschen mit?«

»Ich nehme keine Einladungen von Fremden an«, sagte Austin. »Wer ist da?«

»Ein Freund von Miss Mechadi. Kommen Sie rauf. Irgendwann wird Ihnen die Luft ausgehen.«

Zavala nahm eine kleine Tafel, die an seinem Anzug hing, und schrieb ein Fragezeichen darauf.

Austin dachte einen Moment nach. Wenn sie taten, was der Fremde verlangte, würden sie alle mit einem Kopfschuss enden.

Er nahm die Tafel und schrieb in großen Blockbuchstaben: MOBY DICK?

Zavala brauchte einen Moment, um Austins Vorschlag zu verdauen. Er schien ihm Bauchschmerzen zu bereiten. Er löschte die Buchstaben und schrieb: AUTSCH!

Austins nächste Frage lautete: BESSERE IDEE?

Zavala schüttelte den Kopf und schrieb: AHAB, WIR KOMMEN!

Er legte die Tafel weg und ließ die Subvette bis zum Meeresboden sinken. Dann drehte er sie herum und richtete die Nase in steilem Winkel nach oben. Mit schnurrenden Strahlrudern begann das Tauchboot den Aufstieg und legte mit jedem Meter an Tempo zu.

Zavala und Austin hielten sich an den Sitzen fest.

29

Mehrere Minuten, bevor die Subvette mit dem Aufstieg begann, hatte Carina gesehen, wie das andere Boot um eine Landzunge bog und auf Mustafas Kahn zuhielt. Der Bug des Rennboots ragte aus dem Wasser und schlitterte wie ein geschleuderter Stein über die Oberfläche.

Sie hatte Austins dringende Empfehlung weitergegeben, schnellstmöglich zu verschwinden. Doch es war bereits zu spät. Das schnelle Motorboot hatte sie kurz darauf erreicht. Wenige Sekunden vor der drohenden Kollision hatte es beigedreht, und der Steuermann drosselte nun den leistungsfähigen Innenbordmotor. Das Rennboot stieß längsseits gegen Mustafas Boot.

Einer der Männer feuerte eine Salve aus seiner Maschinenpistole in die Luft. Carina ließ das Mikrofon aufs Deck fallen.

An Bord befanden sich vier Männer, die alle schlichte olivgrüne Kleidung trugen und mit kurzläufigen automatischen Pistolen bewaffnet waren. Pilotenbrillen verdeckten ihre Augen, und die Schlapphüte im Militärstil sorgten außerdem dafür, dass ihre Gesichter die meiste Zeit über im Schatten lagen. Nur die Münder mit den zusammengepressten Lippen waren sichtbar.

Drei Männer sprangen über die Reling auf Mustafas Boot. Der vierte, der an Bord blieb, nahm den Hut ab und offenbarte eine blonde Bürstenschnittfrisur. Carina erkannte Ridley wieder, der den Diebstahl des *Navigators* organisiert hatte. Er grinste breit und begrüßte sie mit einer lahmen Minnie-Pearl-Imitation.

»*How-dee,* Miss Mechadi.«

Ihr anfänglicher Schock wich Verärgerung. »Was machen Sie denn hier?«, wollte sie wissen.

»Hab gehört, dass Sie in der Gegend sind, Miss Mechadi. Dachte mir also, dass ich mit den Jungs da mal zu Besuch komme.«

»Veralbern Sie mich nicht mit diesem falschen Hillbilly-Getue«, sagte Carina. »Wo ist meine Statue?«

Ohne dass sein Grinsen nachließ, stieg Ridley über die Reling und musterte die Luftblasen, die an die Oberfläche stiegen. »Ist da vielleicht jemand schwimmen gegangen, Miss Mechadi?«

»Wenn es Sie interessiert, springen Sie doch über Bord und schauen selber nach.« Carina spürte genau, dass sie sich nicht mehr unter Kontrolle hatte, aber sie konnte nichts dagegen tun.

»Ich habe eine bessere Idee«, sagte Ridley. Er hob das Mikro vom Deck auf, schaltete es ein und redete mit Austin.

Ridleys Grinsen wurde sogar noch breiter, als die Aktivität der Luftblasen an der Wasseroberfläche zunahm. Er löste eine Handgranate vom Gürtel und hielt sie in der Hand – wie ein Baseballspieler, der gerade seinen Wurf machen will. Carina versuchte nach dem Mikro zu greifen, aber Ridley schlug ihr einfach mit dem Handrücken ins Gesicht. Ihre Lippe blutete. Die anderen Männer lachten über Ridleys gewalttätige Reaktion und sahen nicht den türkisfarbenen Schatten, der sich im Meer bewegte, bis es zu spät war.

Das Tauchboot brach wie ein auftauchender Wal durch die Oberfläche. Die vordere Stoßstange krachte mit der Wucht eines Rammbocks in das Rennboot.

Es wurde schräg aus dem Wasser gehoben. Der Mann am

Ruder stieß einen überraschten Schrei aus, als er hochgeschleudert wurde und mit schwingenden Armen durch die Luft flog. Er stürzte ins Wasser, ging unter und kämpfte sich wieder nach oben. Er schrie, dass jemand ihm helfen sollte. Seine Waffe hatte er verloren.

Das Tauchboot war zurückgeprallt, nachdem sie das Rennboot gerammt hatten, und Zavala gab sich alle Mühe, die Kontrolle über das Gefährt zu behalten.

Austin sah strampelnde Beine in einer Schaumwolke an der Oberfläche. Daneben sank etwas in die Tiefe. Austin stieß sich vom Cockpit ab und fing die Maschinenpistole auf.

Dann kehrte er auf seinen Sitz zurück und zeigte mit dem Daumen zur Oberfläche.

Ridley war Berufssoldat gewesen. Er hatte seine Überraschung sehr schnell überwunden und zeigte auf die Gestalt im Wasser.

»Holt den Idioten raus!«, bellte er.

Seine Männer hängten sich die Waffen über die Schultern und warfen ihrem Kameraden einen Rettungsring mit Leine zu. Ridley hielt die Granate weiter in der Hand und schien bereit, sie wie eine improvisierte Tiefensonde ins Wasser fallen zu lassen. Er suchte die Meeresoberfläche mit kalten Augen ab, als er etwas hörte, das wie eine Autohupe klang. Er riss den Kopf herum.

»*Himmel!*«, keuchte er.

Ein türkisfarbenes Corvette-Cabrio mit eingedellter Stoßstange raste über das Wasser auf Mustafas Boot zu. Zavala saß am Lenkrad. Austin hatte die Maschinenpistole auf den Rahmen der Windschutzscheibe gelegt und feuerte ein paar kurze Salven ab, wobei er bewusst weit genug nach oben zielte.

Ridleys Männer nahmen die Waffen von den Schultern, ließen sie aufs Deck fallen und rissen die Hände hoch. Um den Mann im Wasser kümmerte sich niemand mehr. Auch Ridley hob langsam die Hände in die Luft.

Kapitän Mustafa half Carina auf die Beine. Austin wurde kurz dadurch abgelenkt, dass er Blut in ihrem Gesicht sah. Währenddessen hatte Ridley die Hände hinter dem Kopf zusammengelegt, den Sicherungsstift gezogen und den Arm in die richtige Position gebracht, um die Granate auf das näherkommende Fahrzeug zu werfen.

Austins Blick kehrte zu Ridley zurück, und er legte den Finger an den Abzug. Er zögerte noch, weil er befürchtete, Ridley könnte die Granate ins Boot fallen lassen. Mustafa hatte ebenfalls gesehen, dass Ridley die Granate entsichert hatte. Als Ridley mit dem Arm ausholte, schnappte sich der Kapitän einen Bootshaken und schlug mit dem schweren Holzgriff auf Ridleys Handgelenk. Die Granate flog ihm aus den Fingern, prallte gegen die Bootswand und rollte über das Deck.

Mustafa reagierte blitzschnell, sprang der Granate hinterher und warf sie über Bord.

Ridley brüllte vor Schmerz und Wut auf. Er griff mit der linken Hand nach seinem Gürtel, um eine neue Granate scharf zu machen. Austins Waffe ratterte jedoch kurz und durchsiebte Ridleys Brust. Dieser kippte rückwärts ins Wasser, während die Granate explodierte und einen Geysir erzeugte, der aufs Deck regnete.

Austin richtete den MP-Lauf auf die anderen beiden Männer.

»Springt!«, befahl er.

Er feuerte eine Salve auf die Plane ab. Die Fetzen flogen

wie Konfetti durch die Luft. Die Männer sprangen über Bord und schwammen zu ihrem Kameraden, der bereits im Wasser war. Mit einer weiteren Salve ließ Austin das Meer nur ein paar Handbreit von den Schwimmern entfernt aufspritzen.

Austin beobachtete, wie das traurige Trio in Richtung Küste schwamm, auf den Strand kroch und dann im Gebüsch verschwand. Er stanzte noch ein paar Löcher in das schief liegende Rennboot und wandte seine Aufmerksamkeit nun wieder Carina zu.

Mustafa wickelte ein paar Eiswürfel in ein Geschirrhandtuch, und dann drückte sie sich die provisorische Kompresse an den Kopf. Austin sah, dass sie nicht ernsthaft verletzt war, und gab die Maschinenpistole an Mustafa weiter, mit der Anweisung, zuerst zu schießen und dann Fragen zu stellen.

Zavala ließ die Subvette wieder abtauchen und hielt auf die Plattform zu. Austin schwamm hinüber und setzte sich an die Kontrollen. Zavala dirigierte das Tauchboot über die Plattform, wo es mit den Klammern festgemacht wurde. Austin aktivierte die Pumpen, um das Wasser aus den Pontons zu drücken.

Die Trägerplattform tauchte neben dem Motorboot auf. Sie lag schräg im Wasser, weil die Statue auf der Heckladefläche die Konstruktion aus dem Gleichgewicht brachte. Mustafa gab die Waffe an Carina weiter und fuhr mit dem Boot näher an die Plattform heran. Er warf Austin und Zavala ein Schleppseil zu. Dann verließen sie das Gefährt und kraulten zur Leiter an der Seite des Motorboots.

Als sie wieder an Bord waren, zwängte sich Zavala aus dem Taucheranzug und blickte zu der bewaldeten Küste hinüber. »Wie haben uns diese Typen hier draußen nur gefunden?«

Austin hob sein Hemd auf und zog das Satellitentelefon aus der Tasche. »Sie könnten das Telefonsignal geortet haben. Wir sollten lieber kein Risiko mehr eingehen.«

Er holte aus und warf das Telefon so weit wie möglich fort. Mit einem Spritzer fiel es ins Meer. Dann dankte er Mustafa für die schnelle Reaktion mit dem Bootshaken und entschuldigte sich, ihn und sein Boot in Gefahr gebracht und die Plane über seinem Achterdeck ruiniert zu haben. Der Türke nahm es verhältnismäßig gelassen, fragte aber, ob sie die Aktion nun beenden und ihn auszahlen konnten. Austin zog genügend türkische Lira aus der Tasche, um damit ein Pferd zu ersticken.

»Nur um einen Gefallen möchte ich Sie noch bitten. Wir würden uns gerne an einen Ort zurückziehen, wo wir ungestört sind.«

»Kein Problem.« Der Kapitän stopfte die Geldscheine in seine Hosentasche. »Ein paar Kilometer von hier gibt es eine solche Stelle.«

Eine knappe halbe Stunde später steuerte Mustafa das Boot in eine stille Bucht und ankerte hinter einer Landzunge. Der Kapitän sagte, dass die Seefahrer aus der Gegend diese Bucht mieden, weil sich hier viele Felsen unter der Oberfläche verbargen und die Navigation kompliziert werden konnte.

Zavala saß im Bug und hatte sich die Maschinenpistole in den Schoß gelegt. Carina holte eine Tasche mit Werkzeug, das sie am Vortag gekauft hatte, und stieg mit Austin ins Skiff. Er ruderte ein Stück, bis sie auf die Plattform steigen konnten.

Carina beugte sich über die Statue. »Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil wir nach so vielen Jahren seinen Schlaf gestört haben«, sagte sie mit unverhohlener Zärtlichkeit.

»Ich glaube, er freut sich über die Gesellschaft einer hübschen Dame«, sagte Austin. »Schau dir nur sein Lächeln an.«

Carina wischte die getrocknete Meeresvegetation weg, die am Mund der Statue klebte. Das Gesicht war das eines jungen bärtigen Mannes mit kräftiger Nase und Kinn. Genauso wie die Originalstatue trug er an einer Halskette ein Medaillon, in das ein Pferd und eine Palme eingraviert waren, einen Kilt um die Hüfte und Sandalen an den Füßen. Die fehlenden Arme verliehen ihm das groteske Aussehen eines Unfallopfers.

Carina öffnete ihre Tasche, nahm zwei Schwämme heraus und reichte einen davon Austin. Gemeinsam säuberten sie jeden Quadratzentimeter der Bronzefigur. Dann legte Carina einen Pinsel, ein Tuch aus Käseleinen und eine Flasche mit flüssigem Latex bereit. Nun trug sie mehrere Schichten Latex auf das Gesicht der Statue, auf das Medaillon und andere Teile auf. Sie verstärkte das Latex mit dem Käseleinen. Schließlich wurden die getrockneten Schichten abgezogen, mit einem Markerstift etikettiert und vorsichtig in die Tasche gelegt.

»Fertig«, sagte sie, als sie den letzten Abdruck abgenommen hatte.

»Was ist mit der Katze?«, fragte Austin. »Sie hat zur Besatzung gehört.«

»Völlig richtig«, sagte Carina lächelnd. Sie nahm auch einen Latexabdruck von dem halb zur Seite gedrehten Kopf und von einem Teil des Katzenkörpers.

Nachdem das Latex ausgehärtet war, zog sie es ab. Ihre Arbeit war abgeschlossen, doch sie schien noch nicht gehen zu wollen.

»Was tun wir jetzt mit ihm?«, fragte sie.

»Wir können die Statue nicht mitnehmen«, sagte Austin. »Sie ist zu schwer, um sie ohne Spezialausrüstung zu transportieren, und wenn wir an Land damit unterwegs sind, würden wir Schwierigkeiten bekommen. Irgendwer wird uns sehen. Die türkischen Behörden reagieren nicht besonders freundlich auf Ausländer, die einheimische Antiquitäten stehlen wollen.«

Carinas Augen nahmen einen traurigen Blick an. Sie küsste die Statue auf beide Wangen. Dann strich sie mit den Fingern über die bronzene Stirn und stieg ins Skiff. Als sie zum Motorboot zurückgekehrt waren, fragte Austin den Kapitän nach der Wassertiefe in der Bucht. Der Türke sagte, es seien fünfzig bis sechzig Fuß.

Austin und Zavala ruderten zur Plattform zurück, wo sie sich mit den Füßen gegen den *Navigator* stemmten. Die Statue rutschte schwankend bis zur Kante. Noch ein letzter Schubs, und sie kippte ins Wasser. Der *Navigator* tauchte unter, als könnte er es gar nicht abwarten, wieder in die Tiefen des Meeres zurückzukehren, und war im nächsten Moment schon nicht mehr zu sehen.

30

Mehrere tausend Kilometer von den türkischen Gewässern entfernt rotierte der Zwilling des *Navigators* langsam auf einem runden Sockel. Im Licht der Lampenreihen, die seine Bronzehaut in schillernden Glanz hüllten, leuchtete er wie ein zorniger Gott.

Ein weißes, dreidimensionales Geisterbild des *Navigators* drehte sich auf einem großen Wandbildschirm. Staffeln aus elektronischen Sonden umringten die antike Statue.

In den Ledersesseln vor dem Bildschirm saßen drei Männer. Baltazar thronte in der Mitte. Zu seiner Rechten wurde er von Dr. Morris Gray flankiert, einem Experten für Computertomografie, zu seiner Linken von Dr. John Defoe, einer Koryphäe für die Geschichte und Kunst der Phönizier. Beide Wissenschaftler waren von Baltazars Firmenimperium vereinnahmt worden, da er damit gerechnet hatte, dass die Statue in absehbarer Zeit gefunden wurde.

Gray richtete seinen Laserpointer auf den Bildschirm. »Die Röntgentechnik, die wir hier benutzen, ähnelt einer CT-Untersuchung im Krankenhaus«, sagte er. »Wir zerlegen das Objekt in fotografische Schnitte. Der Computer berechnet daraus eine 3-D-Darstellung.«

Baltazar saß entspannt in seinem Sessel, die dicken Finger verschränkt, den Blick starr auf das blasse Bild gerichtet, das vor einen dunkelblauen Hintergrund projiziert wurde. Auf diesen Augenblick hatte er jahrelang gewartet.

»Und was verrät uns das Licht Ihrer magischen Laterne, Dr. Gray?«, brummte er.

Gray lächelte. Er richtete den roten Laserpunkt auf ein Anzeigefeld, eins von mehreren, die auf der rechten Seite des Bildschirms untereinander angeordnet waren.

»In jedem dieser Kästchen stehen Informationen, die von den Sensoren stammen. In diesem hier ist die Metallzusammensetzung der Statue dargestellt. Die Bronze besteht aus den üblichen Anteilen von neunzig Prozent Kupfer und zehn Prozent Zinn. In den anderen Kästchen geht es um die Dicke, die Spannung und andere Daten, die jetzt aber nichts zur Sache tun.«

»Was sind das für dunkle Stellen an der Statue?«, fragte Baltazar.

»Die Figur wurde im Wachsausschmelzverfahren hergestellt«, sagte Defoe. »Der Künstler fertigte eine Tonform an, die mit Wachs und dann erneut mit Ton überzogen wurde. Die Tomografie zeigt die Kanäle, die in die äußere Schale gebohrt wurden, damit Wachs und Gas entweichen konnten, während man die Metallschmelze hineingoss. Die Statue wurde aus mehreren Stücken zusammengesetzt, sodass wir hier auch erkennen können, wo sie vernietet und gehämmert wurde.«

»Alles sehr interessant«, sagte Baltazar. »Aber was befindet sich im Innern der Statue?«

»Die CT zeigt unter der Bronzehülle nichts außer einem Hohlraum«, antwortete Gray.

»Und was können Sie mir über die Außenseite sagen?«

»Dazu gibt es wesentlich interessantere Fakten.« Gray zog eine schlanke Fernbedienung aus einer Tasche seiner Anzugjacke und richtete sie auf den Bildschirm. Die geisterhafte Darstellung verschwand. Nun war eine Nahaufnahme des Gesichts der Statue zu sehen. »Diesen Bereich werde ich Dr. Defoe überlassen.«

Defoe blinzelte durch runde Brillengläser auf den Monitor. »Die Beschädigung erschwert es, das Alter der dargestellten Person einzuschätzen, aber nach dem kräftigen Körper zu urteilen, wird er wahrscheinlich in den Zwanzigern sein.«

»Die ewige Jugend«, stellte Baltazar in einem seiner seltenen poetischen Momente fest.

»Der kegelförmige Hut ähnelt den Kopfbedeckungen, die wir von Bildern und Skulpturen phönizischer Seefahrer kennen. Der Bart und das Haar sind für mich etwas rätselhaft. Der Stufenschnitt deutet auf jemanden hin, der den höheren phönizischen Gesellschaftsschichten angehört, obwohl er den Kilt und die Sandalen eines einfachen Seemanns trägt.«

»Fahren Sie fort«, sagte Baltazar. Trotz seiner wachsenden Aufregung war ihm bisher nicht das Geringste davon anzumerken.

Das Bild wechselte zu einer Detailaufnahme des Medaillons, das der *Navigator* um den Hals trug. »Dieses Medaillon stellt das gleiche Motiv dar, das wir von einer bekannten phönizischen Münze schon kennen«, sagte Defoe. »Das Pferd ist ein Symbol für Phönizien, und die entwurzelte Palme steht für eine Kolonie. An diesem Punkt wird die Angelegenheit sehr interessant.«

Der rote Punkt wanderte zu einer halbkreisförmigen Fläche unter dem Pferdekopf und der Palme, wo eine horizontale Reihe von Schnörkeln zu erkennen war.

»Runen?«, fragte Baltazar.

»Das war die allgemeine Vermutung, als man solche Muster auf den Münzen fand. Doch keins der Zeichen entspricht den Buchstaben des phönizischen Alphabets. Sie blieben jahrelang ein Rätsel. Dann schlug ein Geologe namens Mark McMenamin vom Mount Holyoke College eine verblüffende

neue Theorie vor. Er hat die Darstellung vom Computer rekonstruieren lassen, was ich jetzt ebenfalls tun werde.«

Die Figuren auf dem Bildschirm wurden deutlicher und kontrastreicher.

»Das Muster kommt mir irgendwie bekannt vor«, sagte Baltazar.

»Vielleicht wird es jetzt noch klarer.« Das Muster auf dem Bildschirm wurde von den Umrissen der Kontinente überlagert.

Baltazar beugte sich vor. »Unglaublich. Das sind … die Erdteile!«

»Das war auch McMenamins Schlussfolgerung. Als Geologe hat er sofort die Landmassen erkannt. Man sieht den rechteckigen Umriss der iberischen Halbinsel, die schräg aus Europa herausragt und zusammen mit Nordafrika das Mittelmeer begrenzt. Rechts davon liegt Asien. Die kleineren Zeichen westlich von Europa könnten die britischen Inseln sein. Die Landmasse ganz links entspricht Nordamerika. Südamerika scheint zu fehlen oder ist mit dem nordamerikanischen Kontinent verschmolzen. Bei Computerrekonstruktionen sind immer mehrere Interpretationen möglich. Aber wenn McMenamin recht hat, stellt dieses Medaillon das Gebiet dar, in dem sich phönizische Kolonien befanden.«

»Eine antike Weltkarte!«, rief Baltazar aus.

»Aber keineswegs *irgendeine* Weltkarte. Die Goldmünzen, die ich erwähnte, wurden um 300 vor Christus geprägt. Die Bronze, aus der diese Statue besteht, ist etwa dreitausend Jahre alt, was bedeutet, dass es die älteste Weltkarte sein muss, die uns bekannt ist. Und was noch viel wichtiger ist: Sie deutet darauf hin, dass die Phönizier die Neue Welt bereits um das Jahr 900 vor Christus besucht haben, als nämlich die Statue gegossen wurde.«

Baltazar spürte, wie das Blut schneller durch seine Adern rauschte.

»Ich möchte mir Nordamerika etwas genauer ansehen«, sagte er.

Das vergrößerte Symbol, das nun auf dem Monitor erschien, sah wie ein dicker Saguaro-Kaktus aus. Von einem breiten Stamm zweigten zwei Arme nach oben ab.

Baltazar schnaubte. »Sie müssen zugeben, dass man ziemlich viel Fantasie braucht, um in diesem Klecks den nordamerikanischen Kontinent zu erkennen.«

»Vielleicht wird es hierdurch etwas klarer«, sagte Defoe. Der Umriss von Nordamerika wurde über die Darstellung gelegt. »Der Stamm wird zum Hauptkontinent. Links zweigt Alaska ab und rechts Neufundland.«

»Gibt es irgendwelche Hinweise auf Handelsrouten zwischen der östlichen und westlichen Hemisphäre?«

»Keine direkten. Aber das sollte uns nicht überraschen, sofern man bedenkt, wie sehr die Phönizier zur Geheimniskrämerei neigten. Außerdem lassen sich Ozeanreisen mit astronomischen Daten bewältigen, die auswendig gelernt werden können. Aber wenn wir den Kompass in der Hand der Statue betrachten«, sagte er, während er einen Knopf auf der Fernbedienung drückte, »können wir schlussfolgern, dass es hier um Ost-West-Handelsrouten geht. Die Position der Statue in Relation zum Nordvektor auf dem Kompass deutet darauf hin, dass der Seefahrer nach Westen blickt.«

»Nach Amerika«, sagte Baltazar.

»Völlig richtig.«

»Können Sie rekonstruieren, wo die Schiffe gelandet sind?«

Defoe schüttelte den Kopf. »Diese Statue entspricht in et-

wa den Weltkarten in den Bordmagazinen der Fluggesellschaften. Recht informativ, aber für einen Flugzeugpiloten völlig nutzlos.«

»Sie hätten eine viel detailliertere Karte benötigt, wenn sie in der Nähe der Küste navigieren wollten«, gab Baltazar zu bedenken.

»Richtig. Karten sind auf See nur bedingt von Nutzen. Man hätte einen kundigen Lotsen gebraucht, der auf Landmarken an der Küste hinweist, damit die Seefahrer ihre Position ermitteln können. In der Nähe einer Küste sind Richtungen viel bedeutender als Entfernungen.«

»Gibt es denn irgendeinen Hinweis auf einen solchen Lotsen?«

Defoe schüttelte den Kopf. »Ich habe nichts entdeckt, was sich als Navigationsdaten deuten ließe. Aber dafür habe ich etwas anderes gefunden.«

Wieder wechselte die Bildschirmdarstellung. »Dieses Symbol wurde mehrmals in die Schärpe graviert, die den Kilt des Seemanns zusammenhält.«

»Es sieht fast wie ein Schiff aus«, sagte Baltazar. »Eine grobe Zeichnung von Bug und Heck.«

»Dieses Symbol kam mir bekannt vor. Ich erinnerte mich, es in einem Buch von Anthony Saxon gesehen zu haben. Er ist Amateurarchäologe – und ein Forscher, der bisher schon mit einigen sehr eigenwilligen Theorien an die Öffentlichkeit getreten ist.«

»Ich *weiß,* wer Mr. Saxon ist«, sagte Baltazar mit einer Stimme, die vor Kälte klirrte.

»Saxon ist ein publicitygeiler Abenteurer, der aber ziemlich weit herumgekommen ist. Er sagt, dies sei das Symbol für ein Schiff aus Tarschisch. Er hat solche Darstellungen in

Nord- und Südamerika und im Nahen Osten gefunden und damit eine Verbindung zwischen den beiden Regionen nachgewiesen.«

»Ich interessiere mit nicht für unausgegorene Theorien, die von Dummköpfen aufgestellt werden«, sagte Baltazar. »Sagen Sie mir lieber, ob an dieser Statue irgendetwas auf eine Landung in Nordamerika hinweist.«

»Die Antwort lautet ja – und nein.«

Baltazar machte ein finsteres Gesicht. »Ich bin ein vielbeschäftigter Mann, Dr. Defoe. Ich bezahle Ihnen sehr viel Geld für Ihre Forschungen. Vergeuden Sie meine Zeit bitte nicht mit Rätselsprüchen.«

Defoe wurde sich auf unangenehme Weise der Drohung bewusst, die durch Baltazars beherrschte Fassade schimmerte. »Entschuldigung«, sagte er. »Ich werde Ihnen gleich zeigen, was ich meine.« Er drückte auf die Fernbedienung, und der Bildschirm stellte ein schwaches Netz aus gekrümmten Linien dar. »Wir glauben, dass dies eine geografische Karte sein soll.«

»Wo haben Sie das an der Statue gefunden?«

Das Bild wurde verkleinert und zeigte die Katze, die einen Teil des Sockels der Statue bildete.

»Wollen Sie damit sagen, die Information, nach der ich suche, sei in eine *Katze* eingraviert worden?«

»Das ist gar nicht so abwegig. Für die Ägypter waren Katzen heilige Tiere, und die Phönizier haben viele religiöse Motive aus Ägypten importiert.«

»Und was ist bei der Computerrekonstruktion herausgekommen?«

»Das *ist* die Computerrekonstruktion.«

»Ich sehe nichts.«

»Besser haben wir es nicht hinbekommen. Die Oberfläche

war größtenteils abgewetzt, bis auf diese kleine Stelle, die Sie hier sehen. Wir werden unsere Entdeckungen in den abschließenden Bericht aufnehmen, aber die Informationen, die ins Metall eingraviert waren, sind unwiederbringlich verloren.«

»Dem muss ich zustimmen«, sagte Dr. Gray. »Keine Technik kann etwas wiedererschaffen, das überhaupt nicht mehr vorhanden ist.«

Wenn nicht hier, dann vielleicht anderswo, dachte Baltazar. »Dieses Wachsverfahren, das Sie gerade erwähnten. Könnte man es nicht auch benutzen, um eine Kopie dieser Statue anzufertigen?«

»Es wäre kein Problem, wenn der Künstler das indirekte Verfahren benutzt hat, bei dem das Wachs um einen sorgfältig gestalteten Kern modelliert wird.«

Baltazar starrte auf das nutzlose Bild, das der Monitor zeigte, und erhob sich dann aus seinem Sessel. »Vielen Dank, meine Herren. Mein Diener wird Sie zur Tür begleiten.«

Nachdem die beiden Männer hinausgeführt worden waren, ging Baltazar vor der Statue auf und ab. Er dachte über die Zeit und das Geld nach, das er aufgewendet hatte, um an dieses nutzlose Stück Metall zu kommen. Das gefrorene Grinsen schien ihn zu verspotten. Benoir hatte ihm gesagt, dass Carina in die Türkei gereist war, um nach einer Kopie der Statue zu suchen. Er hatte seinen Männern befohlen, sie abzufangen. Er war keineswegs bereit, irgendetwas dem Zufall zu überlassen. Gleichzeitig hoffte er, dass ihm der Besitz der Originalstatue einen Vorsprung verschaffte.

Seine düsteren Grübeleien wurden vom Klingeln seines Telefons unterbrochen. Der Anruf kam aus Istanbul. Er hörte sich die Schilderung des gescheiterten Überfalls an. Dann

sagte er dem Anrufer, dass seine Anweisungen weiterhin galten, und unterbrach verärgert die Verbindung.

Austin hatte mehr Leben als eine Katze.

Katze.

Er blickte auf das bronzene Tier am Fuß der Statue. Dann schaute er hoch, und in seiner Fantasie sah er nicht die beschädigten Gesichtszüge eines antiken Phöniziers, sondern die von Austin.

Baltazar ging zur Wand, wo neben anderen gefährlichen Instrumenten aus dem Mittelalter ein Morgenstern hing. Er nahm die Waffe von der Halterung und ließ die gespickte Kugel am Ende der Kette hin und her schwingen. Dann trat er zwischen die Kamerastative, holte mit dem Morgenstern aus und schlug zu.

Die Kugel beschrieb einen weiten Bogen am Ende der Kette, krachte gegen die Statue und prallte ab. Der Schlag erzeugte einen Ton wie von einem ungestimmten Gong. Wäre ein Mensch von dieser Waffe getroffen worden, hätte ihn der Hieb in eine blutige Masse verwandelt. Die Kugel hatte zwar mehrere Dellen in der Brust der Statue hinterlassen, aber das stille Lächeln hatte sich keinen Deut verändert.

Mit einem wüsten Fluch warf Baltazar den Morgenstern fort, stapfte aus dem Raum und schlug die Tür hinter sich zu.

31

Die Trouts liefen mit zügigen Schritten an der Reihe der Touristen vorbei, die sich für eine geführte Besichtigung angestellt hatten, bogen in eine Nebenstraße ein und entfernten sich von dem geschäftigen Treiben rund um die Independence Hall. Sie näherten sich der Bibliothek der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft, einem zweistöckigen Ziegelgebäude, das an einen stillen Park grenzte.

Angela Worth saß an ihrem Arbeitsplatz in der Ecke eines Lesesaals. Sie blickte auf und zog eine Augenbraue hoch. Das auffällige Paar, das auf ihren Schreibtisch zukam, wirkte anders als die üblichen Wissbegierigen, die die Bibliothek aufsuchten.

Der Mann war mindestens zwei Meter groß, trug Khakihosen mit rasiermesserscharfer Bügelfalte und einen blaugrünen Leinenblazer über einem blassgrünen Hemd. Dazu hatte er eine farblich abgestimmte Krawatte angelegt. Die große Frau an seiner Seite hätte genauso gut ein Titelmodell für die *Vogue* wie eine Triathlon-Sportlerin sein können. Die olivgrünen Seidenhosen umflossen ihren athletischen Körper, und sie schien weniger zu gehen als zu schweben.

Die Frau blieb vor Angelas Schreibtisch stehen und streckte ihr eine Hand entgegen.

»Mrs. Worth? Mein Name ist Gamay Morgan-Trout. Das ist mein Mann Paul.« Sie lächelte und zeigte die kleine Lücke zwischen ihren Schneidezähnen, die ihrer Schönheit keinen Abbruch tat.

Angela bemerkte, dass sie die beiden mit offenem Mund

anstarrte. Sie riss sich jedoch zusammen und stand auf, um ihnen die Hand zu schütteln.

»Sie sind die Leute von der NUMA, die gestern angerufen haben.«

»Richtig«, sagte Paul. »Danke, dass Sie etwas Zeit für uns erübrigen können. Ich hoffe, dass es keine allzu große Belästigung ist.«

»Ganz und gar nicht. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Wir haben gehört, dass Sie das verschollene Jefferson-Dokument wiederentdeckt haben«, sagte Gamay.

»Stimmt. Wie haben Sie davon erfahren?«

»Das Außenministerium hat sich mit der NUMA in Verbindung gesetzt, nachdem die NSA das Dokument entziffert hatte.«

Angela hatte versucht, ihren Freund im Kryptologischen Museum der NSA zu erreichen, aber Deeg hatte gar nicht zurückgerufen.

»Sagten Sie gerade *Außenministerium?*«

»Richtig«, bestätigte Gamay.

»Das verstehe ich nicht. Warum interessiert man sich dort für die Sache?«

»Haben Sie irgendeine Vorstellung, worum es in diesem Dokument geht?«, fragte Gamay.

»Ich habe versucht, die Botschaft zu entziffern. Aber ich bin nur eine Amateurin auf dem Gebiet. Deshalb habe ich es an einen Freund bei der NSA weitergegeben. Aber was geht hier vor?«

Die Trouts wechselten einen kurzen Blick.

»Gibt es einen Raum, wo wir uns ungestört unterhalten können?«, fragte Gamay.

»Ja, natürlich. Da drüben ist mein Büro.«

Angelas Büro war zwar klein, aber gut organisiert. Sie setzte sich hinter ihren Schreibtisch und bot den Trouts an, auf den Stühlen davor Platz zu nehmen. Paul Trout öffnete einen ledernen Aktenkoffer und zog eine Mappe heraus, die er auf den Tisch legte.

»Das ist unsere einzige Kopie, also werden wir den Inhalt für Sie zusammenfassen«, sagte er. »Das Material, das Sie gefunden haben, enthält eine Nachricht von Jefferson an Meriwether Lewis. Darin erklärt Jefferson seine Theorie, dass ein phönizisches Schiff vor knapp dreitausend Jahren den Atlantik überquert hat. Es hatte eine heilige Reliquie an Bord, möglicherweise ein biblisches Objekt, das nach Nordamerika gebracht wurde. Das Außenministerium macht sich nun Sorgen, dass diese Geschichte, ganz unabhängig von ihrem Wahrheitsgehalt, im Nahen Osten Unruhen auslösen könnte.«

Angela hörte gebannt zu, während Paul und Gamay den Inhalt des Dokuments abwechselnd wiedergaben. In ihrem Kopf drehte sich alles. Ihre Zunge schien am Gaumen festzukleben. Ihr Blick wurde zunehmend glasig, als hätte sie einen Schock erlitten.

»Angela«, sagte Gamay besorgt. »Ist alles mit Ihnen in Ordnung?«

Angela räusperte sich. »Ja. Mir geht es gut. Glaube ich.« Sie fand ihre Selbstbeherrschung wieder.

Gamay fuhr fort. »Wir haben erkannt, dass es für die Rekonstruktion einer antiken Atlantiküberquerung Grenzen gibt. Wir hatten den Eindruck, dass die Amerikanische Philosophische Gesellschaft der Punkt ist, an dem viele Fäden dieser Geschichte zusammenlaufen. Jefferson war Präsident der Gesellschaft. Lewis hat hier geforscht, um sich auf seine große Expedition vorzubereiten. Ein Mitglied der Gesellschaft wies

Jefferson darauf hin, dass das Pergament phönizische Worte enthält. Die Verbindungen werden immer vielfältiger.«

»Das überrascht mich nicht«, sagte Angela. »Viele Menschen wissen nicht einmal, dass es eine solche Organisation gibt. Denken Sie an die Geschichte der Gesellschaft. Franklin hat sie gegründet. Washington war Mitglied, genauso wie John Adams, Alexander Hamilton, Thomas Paine, Benjamin Rush und John Marshall. Sie hatte Verbindungen in alle Welt: Lafayette, von Steuben, Kosciuszko. Später kamen Thomas Edison, Robert Frost, George Marshall, Linus Pauling. Auch Frauen. Margaret Mead. Elizabeth Agassiz. Diese Bibliothek besitzt Millionen von Dokumenten, einschließlich des Originals von Newtons *Principia,* Franklins Experimenten oder Darwins *Ursprung der Arten.* Es ist einfach atemberaubend.«

»Der Umfang der Sammlung ist gleichzeitig ein Segen und ein Fluch«, sagte Paul. »Wir suchen nämlich nach einer Stecknadel in einem intellektuellen Heuhaufen von gigantischen Ausmaßen.«

»Unser Katalogisierungssystem ist einzigartig. Geben Sie mir einfach eine Richtung vor.«

»Meriwether Lewis«, sagte Gamay. »Nach den Angaben im Artischocken-Text besaß Lewis wichtige Informationen, die er Jefferson zugänglich machen wollte.«

»Ich habe mir einiges Material aus dem Lewis-Archiv geholt, nachdem wir telefonierten. Zu seinem Tod gibt es sehr kontroverse Angaben. Manche gehen von Selbstmord aus, andere glauben, dass er ermordet wurde.«

»Das passt zu jener geheimnisvollen Aura, die das Jefferson-Dokument ohnehin umgibt«, sagte Paul. »Wo fangen wir an?«

Angela öffnete eine Mappe. »Schon als kleiner Junge war Lewis intelligent, abenteuerlustig und unerschrocken. Er ging zur Armee, war schon im Alter von dreiundzwanzig Jahren Captain, und mit siebenundzwanzig wurde er Jeffersons Privatsekretär. Jefferson schätzte Lewis als kühnen, furchtlosen und klugen Mann. Drei Jahre später wählte Jefferson ihn aus, die Leitung einer der größten Expeditionen aller Zeiten zu übernehmen. Damit er sich auf die Reise vorbereiten konnte, schickte ihn Jefferson zur Philosophischen Gesellschaft.«

»Alles, was Lewis wissen musste, war hier versammelt«, sagte Paul.

Angela nickte. »Die Mitglieder unterrichteten ihn in Botanik, Astronomie, Geografie und anderen Wissenschaften. Er war ein sehr guter Schüler. Die Expedition war ein großer Erfolg.«

»Und was wurde nach dieser Expedition aus ihm?«, fragte Gamay.

»Er tat etwas, das vielleicht der größte Fehler seines Lebens war. 1807 nahm er die Ernennung zum Gouverneur des Louisiana-Territoriums an.«

»Fehler?«, fragte Paul. »Ich hätte gedacht, er wäre die beste Wahl für eine solches Amt.«

»Lewis war aber wesentlich besser für die Erforschung der Wildnis geeignet. St. Louis war ein abgelegener Außenposten voller gefährlicher Männer, Verbrecher und Glücksjäger. Er musste sich mit Intrigen, Fehden und Verschwörungen auseinandersetzen. Und ständig machte ihm sein Assistent einen Strich durch die Rechnung. Aber bis zu seinem Tod hat er immerhin zweieinhalb Jahre als Gouverneur durchgehalten.«

»Nicht schlecht, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, mit denen er zu tun hatte«, sagte Paul.

»Er musste im Sitzen arbeiten, in einem beengenden Büro«, sagte Angela. »Aber nach den meisten zeitgenössischen Berichten soll er sich auch dabei ziemlich gut geschlagen haben.«

»Was geschah, bevor er die Entscheidung traf, nach Washington zu gehen?«, fragte Gamay.

»Lewis hatte einem Häuptling der Mandan sein Land zurückgegeben. Der Kostenplan wurde um fünfhundert Dollar überzogen, und die Bundesregierung lehnte seinen Finanzierungsantrag ab. Es gab Gerüchte über Mauscheleien beim Landverkauf. Lewis sagte, er wäre in einer finanziellen Notlage und müsste nach Washington gehen, um seinen Namen reinzuwaschen. Außerdem wollte er dort wichtige Dokumente abliefern.«

»Erzählen Sie uns von der Reise, die mit seinem Tod endete«, bat Gamay.

»Die Geschichte steckt voller Widersprüche und Ungereimtheiten«, sagte Angela.

»Inwiefern?«, fragte Gamay.

Angela schob eine Landkarte über den Schreibtisch. »Lewis bricht Ende August 1809 von St. Louis auf. Er folgt dem Mississippi, bis er am fünften September Fort Pickering in Tennessee erreicht. Lewis ist von der Hitze erschöpft und erleidet möglicherweise einen Malariaanfall. Es geht das Gerücht um, dass er während der Reise nicht mehr ganz richtig im Kopf war und einen Selbstmordversuch unternommen hat. Ein anderes Gerücht besagt, er hätte die ganze Zeit mit alten Kameraden aus der Armee getrunken. Das ist seltsam, zumal es im Fort niemanden gab, den er aus seiner Armeezeit hätte kennen können.«

»Wie sieht es mit dem Wahrheitsgehalt dieser Gerüchte aus?«, fragte Gamay.

»Es sind alles Berichte aus zweiter Hand. Lewis schrieb im Fort einen Brief an Präsident Madison, der zeigt, dass er ganz und gar bei Verstand war. Er berichtet Madison, dass er erschöpft sei, sich aber schon wesentlich besser fühle. Und dass er plant, seine Reise über Land durch Tennessee und Virginia fortzusetzen. Er schreibt außerdem, dass er Originaldokumente von seiner Pazifik-Expedition mit sich führe und auf keinen Fall wolle, dass sie in die Hände der Briten fielen, die möglicherweise bald den Krieg erklären würden.«

»Was geschah dann?«, fragte Paul.

»Zwei Wochen nach seiner Ankunft im Fort macht sich Lewis wieder auf den Weg. Er reist mit zwei Kisten, in denen sich seine Unterlagen von der Pazifik-Expedition befinden, außerdem eine Aktentasche, ein Notizbuch und andere private und öffentliche Dokumente. Die Expeditionstagebücher bestehen aus sechzehn Notizbüchern, die in rotes Maroquinleder gebunden sind.«

»Es muss anstrengend gewesen sein, all das Zeug ganz allein auf dem Landweg zu transportieren«, sagte Paul.

»Es war praktisch unmöglich. Deshalb nahm er auch ein Angebot von James Neelly an, ihm ein zweites Pferd mitzugeben. Neelly war ein ehemaliger Indianeragent für die Chickasaw-Stämme. Am neunundzwanzigsten September verließen sie das Fort: Lewis, sein Diener Pernia, ein Sklave und Neelly.«

»Nicht gerade das fürstliche Gefolge, das man vom Gouverneur eines riesigen Territoriums erwarten würde«, bemerkte Gamay.

»Auch mir bleibt es rätselhaft«, sagte Angela. »Vor allem in Anbetracht der Legende von Lewis' verlorener Goldmine.«

»Die Geschichte spitzt sich zu«, sagte Paul. »Erzählen Sie uns doch von der Mine.«

»Es hieß, dass Lewis auf seiner Pazifik-Expedition eine Goldmine entdeckt hätte. Er hat ein paar Freunden davon erzählt und angeblich eine Beschreibung hinterlegt, damit sie im Fall seines Todes für das Land von Nutzen wäre. Ich bin mir sicher, dass die Geschichte von der Goldmine allgemein bekannt war. Und auf der gesamten Wegstrecke wusste man, dass der Gouverneur irgendwann vorbeiziehen würde.«

»Also war die Sache für Lewis wirklich gefährlich«, sagte Gamay.

»Jeder Bandit entlang der Wegstrecke muss nur an die Schatzkarte gedacht haben und wie er sie Lewis abnehmen kann«, pflichtete Angela ihr bei.

»Er muss dieses Risiko aber doch gesehen haben«, sagte Gamay.

»Lewis kannte die Gefahren, die ihn erwarteten, wenn er in der Wildnis unterwegs war. Er war schon des Öfteren mit gefährlichen Situationen konfrontiert worden und mag vielleicht gedacht haben, dass er schon damit zurechtkommen würde.«

»Oder«, sagte Gamay, »sein Drang, nach Washington zu reisen, war so groß, dass er bereit war, das Risiko einzugehen.«

»Vielleicht lag die Gefahr näher, als er dachte«, sagte Paul. »Neelly.«

»Auch in diesem Punkt gibt es Widersprüche«, sagte Angela. »Neelly hat später gesagt, dass Lewis geistig verwirrt war, aber immerhin schaffte die Gruppe über zweihundertfünfzig Kilometer in drei Tagen.«

»Das ist eine verdammt gute Leistung für einen Verrückten«, stellte Paul fest.

Angela nickte zustimmend. »Der Kommandant von Fort

Pickering war wegen der Berichte, dass Lewis von Neelly zum Trinken gedrängt worden sein soll, beunruhigt. Lewis' spanischer Diener Pernia hat angeblich das Gleiche getan. Dann verlor Neelly zwei Pferde und sagte zu Lewis, dass er mit den beiden Dienern weitergehen sollte, während er inzwischen nach den Tieren suchte.«

Gamay lachte. »Wenn Lewis tatsächlich geistig verwirrt war, warum hat er ihn dann allein mit den Dienern weiterziehen lassen?«

»Gute Frage«, sagte Angela. »Aber sie trennten sich, und Lewis ging mit Pernia und seinem Sklaven nach *Grinder's Stand*.«

»*Grinder's Stand* klingt nach einem Laden, der belegte Baguettes verkauft«, sagte Paul.

»Für Lewis wäre es besser gewesen, *wenn* es eine Snackbar gewesen wäre«, sagte Angela. »Der Ort bestand gerade mal aus zwei Hütten. Dort lebte Mrs. Grinder mit ihren Kindern und ein paar Sklaven. Ihr Mann war nicht da. Sie quartierte Lewis in einer Hütte ein und seine Diener im Stall. Mrs. Grinder sagte, dass sie um etwa drei Uhr morgens zwei Pistolenschüsse hörte – und dass Lewis sich in den Kopf und in die Brust geschossen hätte. Tödlich verwundet schleppte er sich noch zu ihrer Hütte, bat um etwas Wasser, rief um Hilfe und starb einige Stunden später. Neelly tauchte am nächsten Tag auf.«

»Wie passend!«, sagte Gamay.

»Genau. Er sprach mit Mrs. Grinder und den Dienern, und eine Woche später schrieb er an Jefferson, dass Lewis wohl wegen seiner finanziellen Probleme Selbstmord begangen habe.«

»Die Hälfte der Bevölkerung dieses Landes wäre tot, wenn das jeder tun wurde«, sagte Trout. »Da ist doch was faul.«

»Das ist es«, bestätigte Angela. »Lewis hatte sein ganzes Leben lang mit Schusswaffen zu tun gehabt. Doch als er versuchte, sich das Hirn wegzupusten, bekam er nur einen Streifschuss ab. Er benutzte ein langläufiges Steinschlossgewehr und schoss sich damit in die Brust.«

»Klingt eher, als hätte jemand in der dunklen Hütte auf ihn geschossen«, sagte Paul. »Was wissen wir denn über Neelly?«

»Er verlor seinen Posten als Indianeragent, nachdem es Probleme mit den Chickasaws gab. Der Kommandant von Fort Pickering sagte, er wäre ein Lügner und Dieb. Neelly behauptete, er hätte Lewis Geld geliehen, obwohl Lewis einhundertzwanzig Dollar mit sich geführt hatte, die nach seinem Tod fehlten. Neelly sagte, Lewis' Pistolen würden ihm gehören.«

»Was ist mit Pernia?«, fragte Gamay.

»Pernia war entweder Spanier oder Franzose. Er tauchte aus dem Nichts auf und begleitete Lewis auf seiner Reise. Später schickte Neelly ihn mit Lewis' Pferd zu Jefferson. Er sagte, er hätte anschließend die Kisten zur Familie geschickt, was er offenbar auch wirklich getan hat. Pernia suchte Lewis' Mutter auf, die glaubte, dass er irgendetwas mit dem Tod ihres Sohnes zu tun hatte.«

»Gab es so etwas wie eine Untersuchung des Falls?«

»Mrs. Grinder war die einzige Augenzeugin, und im Laufe der Zeit erzählte sie drei verschiedene Fassungen der Geschichte. Nachbarn vermuteten sogar, dass ihr Ehemann darin verwickelt war, aber als Jefferson sagte, es müsse Selbstmord gewesen sein, war der Fall damit praktisch abgeschlossen.«

»Hatten Sie nicht gesagt, dass Jeffersons Entdeckungen ausschließlich auf Neellys Bericht basierten?«, fragte Paul.

»Das ist das Verrückte daran. Jefferson hat der ganzen Welt

erklärt, Lewis sei in jungen Jahren ein Hypochonder gewesen, aber zu dieser Zeit hat Jefferson ihn gar nicht gekannt. Er sagte, Lewis neige zu Depressionen, aber trotzdem schickte er ihn auf die Pazifik-Expedition. Er sagte zwar auch, die Depressionen seien zurückgekehrt, als Lewis Gouverneur wurde, aber darauf gibt es keinerlei Hinweise. Auf der Grundlage von lediglich Gehörtem behauptete er, Lewis sei in *Grinder's Stand* geistig verwirrt gewesen. Aber das passt nicht zu der überlegten Art, die wir Jefferson zuschreiben.«

»Ich wage mal eine Spekulation«, sagte Paul. »Jefferson hat sich mit der Selbstmordgeschichte arrangiert. Er wusste zwar, dass es Mord war, aber ihm waren die Hände gebunden, und er wollte an die Dokumente gelangen, die Lewis für ihn hatte.«

»Das wäre möglich. Jahre später sagte Jefferson nämlich, dass Lewis ermordet wurde. Es gibt noch eine andere Legende über den jungen Sklaven. Er starb mit etwa fünfundneunzig Jahren, und auf dem Totenbett soll er gesagt haben, dass es Mord gewesen sei. Namen hat er allerdings nicht genannt.«

Paul fasste zusammen: »Also haben wir drei Mordverdächtige. Neelly, Grinder und Pernia. Oder alle drei. Pernia ist der Verdächtigste von allen. Er hatte ein Motiv – Lewis schuldete ihm Geld. Und eine Gelegenheit. Aber es gibt noch eine andere Möglichkeit. Einer oder alle drei haben für jemand anders gearbeitet.«

»Lewis war dabei, etwas Wichtiges nach Monticello zu bringen«, sagte Gamay. »Gehen wir mal davon aus, dass Lewis ermordet wurde, um ihn an der Ausführung seines Vorhabens zu hindern. Konzentrieren wir uns doch einfach darauf, was aus den Dokumenten wurde, die Lewis zu Jefferson bringen wollte.«

»Wenn Lewis wusste, dass er in Gefahr schwebte«, sagte Paul, »hätte er die Dokumente gewiss nicht selber transportiert.«

»Du hast es erfasst!«, rief Gamay.

»Danke, aber was habe ich erfasst?«

»Lewis muss die Papiere jemand anderem anvertraut haben. Wem würde man am wenigsten zutrauen, etwas von Wert mit sich zu führen?«

Angela lachte. »Dem jungen Sklaven.«

»Verdammt, ich bin einfach gut!«, sagte Paul. »Der Sklave hätte Pernia geholfen, die Kisten nach Monticello zu bringen. Er hätte auch die Gelegenheit gehabt, sie unbemerkt an Jefferson zu übergeben.«

»Was höre ich da von Sklaven und Monticello?«

Helen Woolsey, Angelas Chefin, hatte die Gruppe in Angelas Büro gesehen. Sie stand in der Tür und hatte ein starres Grinsen aufgesetzt.

Angela war sofort aufgesprungen. »Oh, hallo, Helen. Wir haben gerade darüber diskutiert, dass Jefferson Sklaven hielt, obwohl er gesagt hat, dass alle Menschen gleich seien.«

»Faszinierend. Möchten Sie mich nicht Ihren Freunden vorstellen?«

»Entschuldigung. Das sind Paul und Gamay Trout. Das ist meine Vorgesetzte, Helen Woolsey.«

Sie schüttelten sich die Hände. Woolsey bemerkte das Jefferson-Dokument, das auf dem Schreibtisch lag. »Ist dies das gleiche Material, mit dem Sie neulich zu mir gekommen sind, Angela?«

Gamay nahm die Mappe an sich. »Das ist *unser* Exemplar«, sagte sie. »Angela hat uns mit ein paar Hintergrundinformationen zu Meriwether Lewis ausgeholfen.«

»Wir beide arbeiten für die NUMA«, sagte Paul, der sich dachte, dass eine Halbwahrheit besser war als eine komplette Lüge. »Wir führen für die Vereinigten Staaten historische

Recherchen über die Bedeutung des Pazifiks durch. Wir dachten, dass wir am besten mit Lewis anfangen, der die erste amerikanische Expedition leitete, die den Ozean erreichte.«

»Da sind Sie bei uns genau richtig«, sagte Woolsey.

»Ja, Angela war auch äußerst hilfreich«, stellte Gamay fest.

Woolsey sagte, dass sie ihr Bescheid geben sollten, wenn sie weitere Unterstützung brauchten.

Gamay beobachtete, wie sie durch den Lesesaal ging. »Ein kalter Fisch«, sagte sie.

Angela lachte. »Ich nenne sie immer die Schlaubergerin, aber Ihre Bezeichnung gefällt mir noch viel besser.« Ihre Miene wurde wieder ernst. »Irgendwas geht da vor sich. Vor ein paar Tagen habe ich ihr eine Kopie des Jefferson-Dokuments gegeben. Sie sagte, sie würde mit dem Vorstand darüber sprechen, aber dann habe ich nichts mehr von ihr gehört.«

»Sie hat sofort erkannt, womit wir uns hier beschäftigen.«

Angela blickte von den Lewis-Dokumenten auf. »Ich werde der Sache mit dem Sklaven nachgehen. Könnten Sie in ein paar Stunden wiederkommen, wenn die Schlaubergerin nicht mehr herumschnüffelt?«

»Das würden wir liebend gerne tun«, sagte Paul.

Angela blickte ihnen nach, als sie gingen. Sie hatte einen neuen Energieschub erhalten. Sie schloss das Lewis-Material in ihrem Schreibtisch ein und kümmerte sich um ein paar Routineaufgaben, bis Woolsey in den Lesesaal zurückkehrte – offensichtlich, weil sie nachsehen wollte, ob die Trouts noch da waren. Als sie wieder gegangen war, setzte sich Angela an ihren Computer.

Mit ein paar Tastenanschlägen drehte sie die Uhr auf das Jahr 1809 zurück.

32

Zavala beendete seine gründliche Inspektion der Subvette und trat vom Anhänger zurück. Sein Mund verzog sich zu einem breiten Grinsen. Austin deutete das Mienenspiel seines Freundes als gutes Zeichen. Auf der Rückfahrt zum verlassenen Bootskai hatte Zavala versucht, gute Laune zu verbreiten, aber den Kummer in seinen Augen über den Schaden an seinem Werk konnte er nicht verbergen.

»Ich habe sie wie einen Panzer gebaut«, sagte er, »also ist der Rahmen intakt und das Antriebssystem in guter Verfassung, aber die Scheinwerfer sind verzogen, und ein paar der Sensoren funktionieren nicht mehr. Ich stelle sie außer Dienst, bis ich wieder in den Staaten bin.«

Austin legte Zavala eine Hand auf die Schulter. »Sie wurde beim Kampf für eine gute Sache verwundet. Andernfalls wären wir zu Hackfleisch verarbeitet worden. Du kannst immer noch eine neue Subvette bauen und diese hier dem Cussler-Automuseum vermachen. Wie es scheint, kommt unser Abholkommando.«

Ein Sattelschlepper näherte sich der Anlegestelle. Austin hatte Mustafa gebeten, etwas Geeigneteres als Ahmeds Hühnerlaster zu bestellen, um den Anhänger mit dem Tauchboot wieder zum Flughafen zu befördern. Der Kapitän hatte einige Anrufe getätigt und jemanden gefunden, der bereit war, den Job zu übernehmen. Während der Laster an den Anhänger gekuppelt wurde, dankte Austin dem Kapitän noch einmal für seine umfangreiche Unterstützung. Zavala fuhr im Sattelschlepper mit, Austin und Carina stiegen in ihren Mietwagen

und folgten dem Gespann über die Küstenstraße bis zum Flughafen von Dalyran.

Austin und Carina ließen sich von Zavala in der Frachtmaschine nach Istanbul mitnehmen. Am Flughafen trennten sie sich. Zavala wollte bis spät in die Nacht arbeiten, um das Tauchboot für die Heimreise fertig zu machen, und in der Nähe des Flughafens bleiben. Austin und Carina kehrten in das Hotel zurück, in dem sie bereits ihre erste Nacht in Istanbul verbracht hatten. Wieder nahmen sie sich ein gemeinsames Zimmer.

Am nächsten Morgen fuhr Austin mit einem Taxi zur Ausgrabungsstelle am Bosporus und lief eine behelfsmäßige Holzrampe hinunter, die man für die Schubkarren angelegt hatte. Er wand sich an den Hunderten von Arbeitern vorbei, die den freigelegten Meeresboden mit Hacken und Schaufeln bearbeiteten.

Hanley kniete im gehärteten Schlamm und untersuchte ein paar Stücke zerbrochener Keramik. Der Archäologe erhob sich und streckte eine verdreckte Hand aus.

»Gut, Sie zu sehen, Kurt. Sind Sie bereit, sich noch einmal in den guten alten Marmaramatsch zu werfen?«

»Vielleicht ein andermal«, sagte Austin. Er beobachtete das Treiben an der Grabungsstätte. »Sieht aber aus, als würde das Projekt gut vorankommen.«

Hanleys Miene strahlte vor Aufregung. »Das ist die fantastischste Ausgrabung, an der ich jemals teilgenommen habe.«

»Ich hoffe, Sie sind nicht zu sehr beschäftigt, um mir einen kleinen Gefallen zu tun«, sagte Kurt.

»Ich stehe immer noch in Ihrer Schuld, seit Sie und die

junge Dame freiwillig für mich gearbeitet haben. Wo ist Carina überhaupt?«

»Sie macht sich gerade frisch. Wir treffen uns zum Mittagessen.«

»Bitte grüßen Sie sie ganz herzlich von mir. Also, was kann ich für Sie tun?«

Austin griff in einen Leinenbeutel, den er sich von Kapitän Mustafa ausgeliehen hatte, und zog die Latexabdrücke vom zweiten *Navigator* hervor. »Könnten Sie damit Gipsmodelle herstellen?«

Hanley musterte einen Abdruck. »Kein Problem. Es wird nur ein paar Stunden dauern, bis das Zeug getrocknet ist.«

»Dann kommen wir nach dem Mittagessen noch einmal vorbei.«

Hanley nahm den Beutel samt Inhalt an sich. »Wo ist Joe?«

»Kümmert sich um sein Tauchboot. Es hat ein paar Dellen abbekommen und wird Ihnen jetzt vermutlich nicht mehr viel nützen.«

»Das ist bedauerlich«, sagte Hanley. »Damit hätten wir den Umfang des antiken Hafens erkunden können, aber wie Sie sehen, die größte Fläche der Grabungsstätte ist trocken.«

Austin hielt ein Taxi an und sagte dem Fahrer, er solle ihn zum Topkapi-Palast bringen. Der ausgedehnte Komplex aus Gebäuden, Höfen, Pavillons und Parks dominierte Sarayburnu, ein hügeliges Gelände, wo das Goldene Horn, das Marmarameer und der Bosporus zusammentrafen. Die Sultane und ihr Hofstaat hatten vierhundert Jahre lang während der Blütezeit des Osmanischen Reichs im Topkapi gewohnt.

Der Palast war zu einem Museum umgebaut worden. Austin schlenderte zwischen den Doppeltürmen hindurch in einen Park voller schattiger Bäume und Touristen aus aller

Herren Länder. Er ging an der Schatzkammer vorbei, in der ein Vermögen an kostbaren Juwelen aufbewahrt wurde, und machte sich auf den Weg zu dem Gebäude, in dem das Konyali-Restaurant untergebracht war.

Carina saß an einem Tisch im Hof und blickte auf das Wasser hinaus, das im Sonnenschein glitzerte. Die Freizeitkleidung, die sie an der Türkisküste getragen hatte, hatte sie nun gegen ein langes Kleid in Rotbraun ausgetauscht, das wunderbar zu ihrer zimtfarbenen Haut passte. Austin trug braune Freizeithosen und hatte statt seines üblichen Hawaiihemds ein etwas konservativeres dunkelgrünes Polohemd angezogen.

Er setzte sich an den Tisch. »Die Sultane kannten sich in Sachen Immobilien bestens aus. Sie wussten, wie man gut wohnt.«

Sie begrüßte ihn mit einem strahlenden Lächeln. »Es ist atemberaubend!«

»Die Preise sind unverschämt, und die Küche hat deutlich weniger als fünf Sterne. Die Bedienung hat Cafeteria-Niveau. Aber der Ausblick von hier aus ist der beste von ganz Istanbul. Mit den Salaten oder den Kebabs kann man nichts falsch machen.«

Austin stand auf und brachte zwei grüne Salate und Limonade an ihren Tisch.

Carina biss von einem Salatblatt ab. »Eine exzellente Empfehlung. Gibt es eigentlich irgendeine Weltgegend, in der du noch *nicht* warst?«

»In meinem Job reise ich sehr viel.«

»Was genau ist eigentlich dein Job?«

»Wie ich schon erwähnte, ich bin Ingenieur.«

Sie zog eine zart geschwungene Augenbraue hoch. »Die

NUMA ist weltweit für die Erforschung der Meere bekannt. Aber du und deine Kollegen, ihr seid die meiste Zeit damit beschäftigt, gegen böse Männer zu kämpfen und – danke schön – notleidende Damen zu retten.«

»Keine Ursache«, sagte Austin. »Außerdem bin ich der Leiter der Spezialeinsatzgruppe der NUMA. Sie besteht aus Joe und zwei weiteren Leuten, die Geheimnisse auf, unter und über den Meeren enträtseln, die nicht ganz in die gängigen Kategorien passen.«

»Und wie würdest du dieses Geheimnis im Rahmen deiner bisherigen Erfahrungen einschätzen?«

Austins Blick wanderte zu der Schlange der Frachtschiffe, die sich bis zum Horizont erstreckte.

»Objektiv betrachtet, würde ich sagen, dies ist einer jener Fälle, wo jemand etwas haben will und bereit ist, alles und jeden zu vernichten, der ihm dabei im Weg steht. *Subjektiv* fürchte ich allerdings, dass viel mehr dahintersteckt.«

»Wie meinst du das?«

»Man entwickelt einen sechsten Sinn, wenn man viel Zeit unter Wasser verbringt. Gerade sagt er mir, dass diese Sache ein größeres Ausmaß hat, als wir im Augenblick erkennen können. Hinter der Gewalt lauert etwas Böses.«

»Als wäre das alles nicht schon seltsam genug«, sagte sie mit einem nervösen Lächeln. »Was tun wir als Nächstes?«

»Unser Essen genießen, uns am Ausblick und am Sonnenschein erfreuen und dann die Gipsmodelle ansehen, die Hanley für uns macht.«

»Glaubst du, die Modelle werden uns irgendetwas Neues verraten?«

»Zumindest hoffe ich es. Jemand wollte nicht, dass wir die zweite Statue bergen. Ich glaube, in der Türkei haben wir

alles erreicht, was wir erreichen konnten. Das NUMA-Flugzeug kehrt morgen in die Staaten zurück. Zu Hause müssen wir uns dann neu aufstellen. Ich möchte mir zum Beispiel die Baltazar-Spur etwas genauer ansehen.«

»Und ich muss die Souvenirs auswerten, die wir auf unserem Türkei-Trip eingesammelt haben.« Dann senkte sie die Stimme. »*Kurt,* dreh dich nicht um. Ich glaube, einer der Männer, die unser Boot angegriffen haben, sitzt dort drüben am Tisch.«

»Siehst du vielleicht nur Gespenster?«

Er stand von seinem Stuhl auf und stellte sich hinter Carina. Er legte die Hände auf die Stuhllehne und ließ den Blick schnell über die anderen Tische schweifen. Ein Mann, der allein dasaß, bemerkte, dass Austin ihn ansah und hob eine Zeitung, als wollte er darin weiterlesen.

»Du hast recht. Ich werde ihn gleich mal fragen, was er will.«

Carina sah ihn entsetzt an, als Austin zu dem Tisch hinüberschlenderte. Er lugte über den oberen Rand der Zeitung und blickte dem Mann genau ins Gesicht. »Kuckuck!«

Der Mann ließ die Zeitung sinken. Seine Lippen verzogen sich, als wollte er Austin anknurren.

»Wir sollten mit diesen Spielchen aufhören«, sagte Austin. »Außerdem kenne ich nicht einmal Ihren Namen.«

»Ich bin Buck. Aber Sie müssen sich meinen Namen gar nicht mehr einprägen, weil Sie ohnehin bald tot sind, Austin.«

»Wie haben Sie so schnell in die Zivilisation zurückgefunden?«

»Wir haben Verstärkung angefordert.«

Austin musterte den stämmigen Körperbau und den mili-

tärischen Haarschnitt des Mannes. »Amerikanischer Akzent. Green Berets oder Delta Force?«

»Weder noch, Sie Klugscheißer. Navy SEAL«, sagte er mit einem stolzen Lächeln.

»Das erklärt, warum Sie so gut schwimmen konnten. Die SEALs sind eine gute Truppe. Warum hat man Sie rausgeworfen?«

Austin schien mit seiner Vermutung einen wunden Punkt getroffen zu haben, denn das Lächeln verschwand plötzlich.

»Unangemessene Grausamkeit.«

»Und für wen arbeiten Sie jetzt?«, fragte Austin.

»Für jemanden, der möchte, dass Sie ins Gras beißen.«

»Tut mir leid, dass ich Ihrem Auftraggeber diesen Wunsch abschlagen muss.«

Der Mann antwortete mit einem gehässigen Glucksen. »Man will, dass Sie leiden, aber ich werde es kurz und schmerzlos machen. Ich bin Ihnen etwas schuldig. Als Sie Ridley töteten, wurde ich zum Anführer der Truppe. Schauen Sie sich mal um.«

Austin blickte sich im Gartenrestaurant um. Dann erkannte er die anderen Männer, die er zuletzt gesehen hatte, als sie zum Ufer geschwommen waren. Einer lehnte an einer Wand. Der dritte Mann saß an einem der Tische. Sie starrten Austin an, als würden sie sich vorstellen, wie man ihn auf einem Teller servierte.

»Wie ich sehe, haben Sie auch den Rest Ihres türkischen Schwimmvereins mitgebracht.«

»Folgen Sie uns. Damit machen Sie es einfacher für die Dame.«

»Wollen Sie auch sie kurz und schmerzlos um die Ecke bringen?«

Buck schüttelte den Kopf. »Mein Auftraggeber hat andere Pläne für sie.«

»Es war nett, mit Ihnen zu plaudern, Buck. Ich werde jetzt Miss Mechadi die Hoffnungslosigkeit unserer Situation erklären.«

Austin schlenderte zum Tisch zurück, wo Carina mit vor Schreck aufgerissenen Augen saß.

»Gut beobachtet«, sagte er. »Sie sind zu dritt. Mir wollen sie ans Leder, aber dich möchten sie lebend haben.«

»Großer Gott! Was machen wir jetzt?«

»Hier werden sie nichts unternehmen. Zu viel Öffentlichkeit. Lass uns einen Spaziergang machen.«

Austin führte Carina in Richtung Palasttor. Ihre Verfolger hielten einen Abstand von vielleicht dreißig Metern. Er kramte in seinem Gedächtnis und versuchte sich an den Grundriss des Topkapi und des Geländes zu erinnern, um nach einem Schlupfloch zu suchen, wo sie sich vorübergehend in Sicherheit bringen konnten.

Dann kam ihm eine Idee. Sie würden die Verfolger zwar nicht endgültig abschütteln können, aber sie gewannen vielleicht kostbare Zeit.

Carina bemerkte das leichte Lächeln auf Austins Gesicht und fragte sich, ob ihr Freund plötzlich verrückt geworden war.

»Was geht dir durch den Kopf?«, fragte sie in besorgtem Tonfall.

»Stell jetzt keine Fragen. Tu einfach, was ich dir sage.«

Carina war eine unabhängige Frau, die sich instinktiv gegen jeden wehrte, der sie bevormunden wollte, aber Austin schien ein Händchen dafür zu haben, sie aus schwierigen Situationen herauszuholen. Sie spürte, wie er sanft an ihrem

Arm zerrte, und ging schneller, um mit ihm Schritt zu halten.

Austin führte sie durch die mit Kameras bewaffneten Menschenmassen in den Hof vor der Schatzkammer. Sie huschten um die Ecke eines eleganten, freistehenden Marmorgebäudes, in dem sich einst die Bibliothek des Sultans befunden hatte, und rannten dann los. Sie liefen durch das kunstvoll verzierte Tor der Glückseligkeit in einen weiteren ausgedehnten Hof. Austin führte sie nach rechts und stürmte durch eine offene Kammer, in der sich früher die Wesire des Sultans getroffen hatten, den Blick auf eine lange Kolonnade und einen Ticketschalter für den Harem gerichtet.

Sie hatten Glück! Der Eintrittskartenverkäufer, der normalerweise das Tor bewachte, war nicht da. Vielleicht war er gerade gegangen, um eine Zigarette zu rauchen.

Austin zerrte Carina am Schalter vorbei zu einer Tür. Sie war unverschlossen. Er öffnete die Tür, schob Carina hindurch und folgte ihr in den Harem des Sultans. Dann zog er die Tür zu.

»Und was machen wir *jetzt?*«, fragte Carina. Nach diesem Sprint war sie völlig außer Atem. Austins Verletzung machte sich wieder schmerzhaft bemerkbar. Er legte eine Hand auf seine Rippen.

»Ich werde es dir sagen, sobald mir etwas eingefallen ist«, erwiderte er.

33

In der osmanischen Zeit, als sich im Harem des Topkapi Hunderte verschleierter Schönheiten getummelt hatten, wäre jemand, der ungebeten in das verbotene Gebäude eindrang, mit rasiermesserscharfen Säbeln begrüßt worden, geschwungen von den afrikanischen Eunuchen, die dort Wache gehalten hatten.

Als Austin und Carina in einen länglichen Hof traten, unterbrach der gut aussehende junge Reiseführer seine Vorstellung und bedachte sie mit einem Blick, der so hart und schneidend wie Stahl war.

»*Ja?*«, sagte er.

Austin setzte ein verlegenes Lächeln auf. »Tschuldigung, wir haben uns verspätet.«

Der Führer runzelte die Stirn. Die Harem-Rundgänge fanden nach einem strengen Zeitplan statt. Niemand vom Ticketschalter hatte Bescheid gegeben, dass es noch zwei Nachzügler gab.

Er nahm sein Funkgerät, um jemanden vom Wachpersonal zu rufen.

Carina ging zu ihm und schenkte ihm ein betörendes Lächeln. Sie zog ihre Brieftasche hervor und nahm einen Hundert-Lira-Schein heraus. »Nehmen Sie jetzt schon Trinkgeld an oder lieber später?«

Der Reiseführer lächelte und steckte sich das Funkgerät wieder an den Gürtel. »Gewöhnlich werden Trinkgelder am Ende der Führung gegeben, aber nur falls Sie zufrieden waren.«

»Ich bin mir *ganz* sicher, dass ich zufrieden sein werde«, sagte Carina mit einem hinreißenden Wimpernaufschlag.

Der Führer räusperte sich und wandte sich wieder der Gruppe aus etwa zwei Dutzend Türken und verschiedenen Ausländern zu, die ihn umringten.

»Einst beherbergte dieser Harem über eintausend Konkubinen, Sklaven, Ehefrauen und die Mutter des Sultans«, erklärte er. »Der Harem war wie eine kleine Stadt, mit mehr als vierhundert Zimmern. Zu Ihrer Linken sehen Sie die Unterkünfte für die schwarzen Eunuchen und ihren Chef, die den Harem bewachten. Andere Türen führen zu den Wohnräumen des Schatzmeisters und des Kammerherrn. Sie dürfen durch diese Tür treten und sich die Quartiere der Eunuchen ansehen.«

Dann hielt der Reiseführer den gleichen Vortrag noch einmal auf Türkisch. Anschließend führte er die Gruppe, die ihm gehorsam hinterhertrottete, in die Schlafräume der Wachen.

Austin hielt Carina zurück, bis sie allein im Hof waren. Seine blau-grünen Augen musterten auf der Suche nach einem möglichen Fluchtweg die Türen. Er probierte eine Klinke aus. Die Tür war unverschlossen. Er hoffte, dass sie ihre Verfolger im Labyrinth aus Gebäuden und Höfen abschütteln konnten.

»*Kurt*«, sagte Canna.

Das Wagentor hatte sich geöffnet. Buck betrat den Hof, gefolgt von seinen grimmig dreinblickenden Freunden. Er gab den Männern ein Zeichen, dass sie sich verteilen sollten. In einer Reihe marschierten sie auf ihre Beute zu.

Der Reiseführer und die Touristen kehrten aus den Eunuchenwohnräumen zurück und versammelten sich in dem

Hof. Für einen Moment versperrten sie den Blick auf Bucks Männer. Austin und Carina mischten sich unter die Gruppe, die nun durch eine Tür in einem Vestibül am hinteren Ende des Hofs ging.

Austin blickte sich um. Buck und seine Männer drängten sich bereits durch die Menge.

»Was sollen wir nur tun?«, flüsterte Carina.

»Vorläufig den Rundgang genießen. Und wenn ich *lauf* sage, läufst du.«

»Wohin soll ich laufen?«

»Daran arbeite ich noch«, sagte Austin.

Carina murmelte etwas auf Italienisch. Austin brauchte keinen Übersetzer, um zu verstehen, dass sie fluchte. Ihre Wut war für ihn ein gutes Zeichen, dass sie noch nicht aufgegeben hatte.

Die Gruppe hatte einen Kuppelsaal betreten. Alle paar Minuten hielt der Reiseführer an, um abwechselnd einen Vortrag auf Türkisch und auf Englisch zu halten und den Touristen zu zeigen, wo die Konkubinen gewohnt hatten, wo die Kinder des Harems zur Schule gegangen waren und wo die Mahlzeiten für den großen Hofstaat zubereitet worden waren.

Austin blickte bedauernd zu den Türen und Korridoren, die sich als Fluchtwege anboten. Aber er sah keine Möglichkeit, wie er und Carina sich von der Gruppe trennen konnten. Mit jedem Halt kamen Buck und seine Freunde näher.

Austin überlegte, wie die Verfolger vorgehen wurden. Vermutlich wollten sie ihre Opfer von der Gruppe trennen und Austin mit Messerstichen aus dem Verkehr ziehen, während sich der Dritte Carina schnappte.

Buck und seine Gorillas hatten alle in Spezialeinheiten ge-

dient. Sie waren zweifellos auch in Messerkampf und Tötungstechniken ausgebildet worden. Man würde ihm eine Hand über den Mund legen, damit er nicht schrie. Dann ein kurzer Stich mit der Klinge zwischen die Rippen. Wenn die Umstehenden bemerkten, dass ein Mord geschehen war, würde Austin längst sein Leben aushauchen. Buck und seine Kameraden würden sich in der folgenden Verwirrung aus dem Staub machen.

Wenn er etwas unternehmen wollte, sollte er es also lieber bald tun.

Die Touristengruppe betrat einen großen, mit Teppichen ausgelegten Raum. Die Wände waren mit blauweißen Kacheln aus dem siebzehnten Jahrhundert geschmückt. Ein mit Goldbrokat bezogener Diwan stand auf einem Sockel unter einem vergoldeten Baldachin, der von vier Säulen getragen wurde. Die Wände waren in einer Mischung aus Barock und Rokoko dekoriert. Licht drang durch die Buntglasfenster – knapp unter dem kuppelförmigen Dach.

Der Reiseführer sagte, dass sie sich im Thronsaal befänden, der auch *königlicher Salon* genannt werde. In einer Ecke des Raumes erhob sich ein weiterer Sockel, wo die Konkubinen, die Ehefrauen und die Mutter des Sultans gesessen hatten, wenn Hof gehalten oder musiziert und getanzt wurde.

Die Menge teilte sich auf und lockerte den Puffer, der Austin und Carina vor Buck und seinen Männern abgeschirmt hatte. Nun standen nur noch wenige Touristen zwischen Austin und den Gorillas.

Jetzt oder nie.

Austin flüsterte Carina zu, dass sie von nun an mitspielen sollte. Er nahm ihre Hand und näherte sich dem Reiseführer.

»Wäre es möglich, dass wir die Gruppe vorzeitig verlassen?«, fragte Austin. »Meine Frau fühlt sich nicht gut. Sie ist schwanger.«

Der Führer musterte Carinas schlanke Figur. »Schwanger?«

»Ja«, sagte Carina mit einem stillen Lächeln. »Seit wenigen Wochen erst.«

Carina legte sich eine Hand auf den flachen Bauch. Der Führer errötete und zeigte hastig auf einen Durchgang. »Sie können dort hinausgehen.«

Sie dankten ihm und machten sich auf den Weg zum Ausgang.

»Warten Sie!«, rief der Führer ihnen nach und nahm sein Funkgerät vom Gürtel. »Ich werde den Wachschutz rufen, damit man Sie nach draußen begleitet.«

Er sprach ins Funkgerät. Der Wachmann würde in wenigen Minuten da sein. Er sagte ihnen, dass sie so lange bei der Gruppe bleiben sollten.

Buck hatte gesehen, wie Austin mit dem Führer gesprochen hatte. Als dieser das Funkgerät benutzte, vermutete er, dass Austin Hilfe rufen ließ.

»Ziehen wir's durch«, sagte er zu seinen Männern.

Austin führte Carina in einen anderen Teil des Raumes, um möglichst viel Abstand zu den Verfolgern zu gewinnen. Ihm wurde bewusst, dass ein offener Raum nicht gerade ideal für ein Versteckspiel war.

Die drei Männer kamen näher. Austin konnte bereits das mordlustige Funkeln in ihren Augen erkennen. Buck griff unter seine Jacke.

Ein stämmiger Wachmann betrat den Thronsaal, und der Reiseführer zeigte auf Austin und Carina. Dann spielte Austin seine Trumpfkarte aus.

Anklagend richtete er einen Finger auf Buck und die Männer und brüllte, so laut er konnte: »PKK! PKK!«

PKK war die Abkürzung für *Partiya Kerkeren Kerdistan,* die Kurdische Arbeiterpartei, eine marxistisch-leninistische Guerilla-Organisation, die für einen unabhängigen Kurdenstaat im Südosten der Türkei kämpfte. Die PKK hatte seit 1978 einen gewalttätigen Feldzug gegen die türkische Regierung geführt, Anschläge auf staatliche Gebäude und Touristenanlagen ausgeführt, die Tausende von Menschenleben gefordert hatten.

Die freundliche Miene des Wachmanns verschwand, er griff nach dem Revolver im Gürtelholster. In der Türkei hatte der Ruf »PKK« die gleiche Wirkung, als würde man Benzin in ein offenes Feuer schütten. Es dauerte eine Weile, aber dann hatte der Wachmann seine Waffe gezogen.

Der Wachmann sah das Messer ins Bucks Hand. Er hielt den Revolver mit beiden Händen und schrie etwas auf Türkisch. Buck drehte sich um und sah den Revolverlauf, der auf seine Brust gerichtet war. Das Messer fiel klirrend zu Boden, und er hob die Hände über den Kopf.

Einer von Bucks Männern richtete eine Pistole auf den Wachmann. Austin warf sich wie ein Rammbock mit der Schulter gegen den Brustkorb des Mannes, und seine Waffe flog in hohem Bogen davon. Sie stürzten zu Boden, und Austin holte mit dem Arm aus, um den Mann mit einem gezielten Kinnhaken außer Gefecht zu setzen.

Der Thronsaal hatte sich sehr schnell geleert. Der Reiseführer war in einen Durchgang geflüchtet und forderte mit dem Funkgerät Verstärkung an.

Buck schob eine Hand unter die Jacke und zog eine Pistole. Das erwies sich jedoch als fataler Fehler. Der Wachmann

war ein Veteran der türkischen Armee. Obwohl er seit seiner Ausbildung kräftig zugenommen hatte, erinnerte er sich noch gut an die Disziplin, die ihm eingedrillt worden war. Austin rappelte sich auf, brüllte noch einmal »PKK!« und zeigte auf Buck.

Der Wachmann drehte sich, zielte ohne Hektik auf Bucks Torso und drückte den Abzug. Die Kugel traf Buck mitten in die Brust und warf ihn auf den Diwan des Sultans.

Austin kam auf die Beine, packte Carina, die sich vor Schreck nicht von der Stelle gerührt hatte, und dirigierte sie in Richtung Ausgang. Sie stürmten durch einen Korridor, bogen blind irgendwo ab und kehrten dann ein paar Schritte zurück, um durch einen kleinen Raum zu hetzen, in dem es eine weitere Tür gab, die auf eine Terrasse hinausführte, die im prallen Sonnenlicht lag.

Dort standen die beiden Männer, die sie durch das verlassene Dorf verfolgt hatten. Austin trat vor Carina, um sie zu schützen. Als die Männer gerade auf die beiden zugehen wollten, flog die Tür zum Harem auf, und Bucks Männer traten mit den Waffen im Anschlag nach draußen. Sie blinzelten im grellen Sonnenlicht und sahen nicht, wie die Türken unter die Jacken griffen, um Pistolen mit Schalldämpfern hervorzuziehen. Die Waffen husteten gleichzeitig. Bucks Männer brachen zusammen.

Während ein Türke mit der Waffe die Tür in Schach hielt, ergriff der andere Austins Arm.

»Kommen Sie«, sagte er. »Alles in Ordnung. Wir sind Freunde.« Er klopfte Austin freundlich auf den Rücken und zwinkerte Carina zu.

Der andere Mann übernahm die Nachhut. Er telefonierte mit seinem Handy und vergewisserte sich immer wieder mit

einem Blick über die Schulter, dass sie nicht verfolgt wurden.

Die Türken verbargen ihre Waffen, als sie in den öffentlichen Bereich zurückkehrten, und führten sie durch ein Labyrinth aus Gebäuden und Höfen zum Palasttor. Ein silberner Mercedes wartete mit laufendem Motor am Bordstein. Der erste Türke öffnete die Beifahrertür.

Austin und Carina stiegen auf die Rückbank und stellten fest, dass dort bereits jemand saß.

Ihr alter Freund Cemil lächelte und gab dem Fahrer einen leisen Befehl. Der Mercedes fuhr los und fädelte sich in den Verkehrsstrom von Istanbul ein.

»Das waren *Ihre* Männer?«, fragte Carina.

»Machen Sie sich keine Sorgen. Sie sind wegen des Reifens, den Ihr Freund ruiniert hat, nicht verärgert. Es war ja ihre eigene Schuld. Ich habe die beiden angewiesen, Sie im Auge zu behalten, aber nicht, dass sie Ihnen so nahe kommen sollen.«

»Ich bezahle einen neuen Reifen«, sagte Austin.

Cemil lachte leise. Als Türke, erklärte er, konnte er dieses Angebot nicht ablehnen.

»Bitte entschuldigen Sie, falls meine Männer Ihnen Angst eingejagt haben«, sagte er.

Nachdem sie sich in der Zisterne getroffen hatten, erklärte er weiter, hatte er beunruhigende Gerüchte gehört. Söldner mit eiskalten Augen waren in der Stadt eingetroffen. Sie waren unbewaffnet ins Land eingereist, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, hatten sich dann aber bei einem einheimischen Händler Waffen besorgt. Zufällig war dieser Mann ein Freund von Cemil. Noch beunruhigender war, dass sie am gleichen Tag wie Carina und Austin gekommen waren und im selben Hotel übernachteten.

Er hatte seine Männer losgeschickt, auf seine Freunde auf-

zupassen. Nachdem Austin und Carina sie im verlassenen Dorf abgehängt hatten, waren sie nach Istanbul zurückgekehrt und hatten das Hotel beschattet, weil sie sich dachten, dass ihre Schützlinge irgendwann ihr Gepäck holen würden. Sie waren Austin von der archäologischen Grabungsstätte zum Topkapi gefolgt, wo sie die beiden jedoch erneut verloren hatten, als Austin und Carina durch den Harem geflüchtet waren. Sie hatten gesehen, wie Buck und seine Männer ihnen gefolgt waren, worauf sie außen herum zum Ausgang gelaufen waren.

Carina drückte einen dicken Kuss auf Cemils Wange. »Wie können wir Ihnen jemals dafür danken?«

»Da gäbe es eine Möglichkeit. Ich habe eine schlechte Geschäftsentscheidung getroffen, die die Aufmerksamkeit der internationalen Behörden erregt hat. Es wäre sehr hilfreich, wenn Sie sich für mich verbürgen könnten, sollte die Situation kritisch werden.«

»Das ist ein Deal«, sagte Carina.

Cemil wurde ernst. »In Ihrem Hotel ist es jetzt nicht mehr sicher. Meine Männer werden Ihr Gepäck abholen und Sie in ein Gasthaus bringen, wo Sie vorläufig in Sicherheit sind. Ich habe sehr viele Freunde in der Türkei, aber die Menschen lassen sich auch ohne große Schwierigkeiten kaufen, sodass ich nicht auf Dauer für Ihre Unversehrtheit garantieren kann.«

»Ich glaube, Cemil will uns sagen, dass das hiesige Klima ungesund für uns geworden ist«, sagte Austin.

»Ihr Freund hat es gut auf den Punkt gebracht«, sagte Cemil. »Ich rate Ihnen, so schnell wie möglich aus Istanbul zu verschwinden.«

Austin neigte nicht dazu, einen guten Rat in den Wind zu schlagen. Aber er musste sich noch um ein paar unerledigte Dinge kümmern. Der Mercedes setzte sie an der Bosporus-Ausgrabung ab, und sie vereinbarten, in zwei Stunden wieder abgeholt zu werden.

Hanley war in einer Hütte, die man als Labor eingerichtet hatte. Die Gipsabgüsse lagen auf einem Tisch. Sie waren dunkelgrau.

»Ich habe Farbe auf die Kanten und erhöhten Stellen aufgetragen, damit sie besser zur Geltung kommen«, erklärte er. »Faszinierende Stücke. Was haben Sie gesagt, woher Sie die haben?«

»Es sind Details einer phönizischen Statue«, sagte Austin. »Wir werden sie von einem Experten untersuchen lassen, wenn wir wieder zu Hause sind.«

Hanley beugte sich über die Kopie der Katze, die sich an die Beine des *Navigators* schmiegte. »Ich habe zu Hause drei Katzen, also hat es mir dieses Tierchen hier besonders angetan.«

Austin betrachtete die geschwungenen Linien, die die Streifen im Fell der Katze darstellen sollten. Doch dann erkannte sein Auge Muster, die nicht zufällig angeordnet schienen. Er hielt ein Vergrößerungsglas über den Brustkorb der Katze. Dort war undeutlich ein Symbol zu erkennen, das wie ein gespiegeltes Z aussah. Im Gegensatz zu den anderen, die horizontal graviert waren, stand dieses aufrecht.

Er gab die Lupe an Carina weiter, die sich das Symbol ebenfalls ansah. »Was bedeutet das?«, fragte sie.

»*Falls* dieses Zeichen ein Schiff darstellen soll, ist es entweder gesunken oder sinkt gerade.« Austin starrte auf das Muster aus Linien und Schnörkeln. »Ich glaube, das ist mehr als bloßes Dekor. Was wir hier sehen, ist eine *Landkarte.* Diese

Schlangenlinie soll eine Küste mit Buchten und Landzungen darstellen.«

Er lieh sich eine Digitalkamera und ein Stativ aus. Carina hielt die Abgüsse, damit sie sich besser fotografieren ließen. Austin machte Dutzende von Aufnahmen, die er auf einen geborgten Laptop überspielte und dann an eine E-Mail-Adresse der NUMA schickte.

Während Hanley und Carina die Abgüsse in Schaumstoff verpackten, rief Austin Zavala am Flughafen an. Zavala sagte, sie sollten sich am nächsten Morgen mit ihm treffen, wenn sie in die Vereinigten Staaten zurückfliegen wollten. Die beschädigte Subvette war bereits in die Frachtmaschine verladen worden.

Der Mercedes traf mit ihrem Gepäck ein und brachte Austin und Carina zu einem kleinen Hotel mit Blick über den Bosporus. Sie gingen früh aufs Zimmer, weil sie zu müde waren, um die Aussicht genießen zu können, und waren bereits eingeschlafen, sobald sie sich auf dem Bett ausgestreckt hatten. Als sie früh am nächsten Morgen aufstanden, wartete der Mercedes schon, um sie zum Flughafen zu bringen.

Zavala begrüßte sie mit frisch gebrühtem Kaffee an Bord.

Innerhalb einer Stunde war die Citation in der Luft und flog mit achthundert Stundenkilometern in Richtung Westen.

»Wie war es in Istanbul?«, fragte Zavala, während das Flugzeug die Ägäis überquerte.

Austin erzählte ihm von der Konfrontation mit Buck und seinen Männern im Topkapi, der wilden Flucht durch den Harem und der Rettung durch Cemil und seine Leute.

»Im Harem! Da wäre ich ja gern dabei gewesen«, sagte Zavala.

»Das wär auch nicht schlecht gewesen. Wir hätten dich gut gebrauchen können, als die Schießerei losging«, sagte Austin.

»Das war es eigentlich nicht, was ich im Sinn hatte. Ich wäre gern dort gewesen, als es im Harem von wunderschönen Frauen wimmelte.«

Austin hätte wissen müssen, dass er von seinem Freund, diesem Schürzenjäger, kein Mitgefühl erwarten konnte.

»Ich habe gehört, dass da eine Stelle als Eunuch frei ist«, sagte Austin.

Zavala presste die Knie zusammen. »Autsch«, sagte er. »Nein danke. Ich glaube, ich werd mal nach vorn gehen und mit dem Piloten plaudern.«

Austin grinste über die Reaktion seines Freundes. Doch seine gute Laune währte nur kurz. Buck und Ridley waren zwar tot und ihre Kameraden aus dem Verkehr gezogen, aber wenn Austins Vermutungen über Viktor Baltazar stimmten, dann würden sie demnächst noch mehr Männern mit kalten Augen begegnen.

Und das Schlimmste war, dass der Killer mit dem Babygesicht immer noch frei herumlief.

34

Angela hatte ein Gefühl, als wäre jemand über ihr Grab gelaufen.

Es gab keinen vernünftigen Grund für die eisige Kälte zwischen ihren Schulterblättern. Sie blieb häufig länger in der Bibliothek und hatte bisher nie Unbehagen empfunden, wenn sie allein gearbeitet hatte. Im Gegenteil, für sie hatte es etwas Tröstliches, von der gesammelten Weisheit mehrerer Jahrhunderte umgeben zu sein.

Sie glaubte, gehört zu haben, wie jemand gerufen hatte. Aber sie war sich nicht sicher. Schließlich war sie ganz auf das Lewis-Material konzentriert gewesen.

Ansonsten hielt sich nur noch ihre Chefin im Gebäude auf. Vielleicht hatte ihr Helen Woolsey Gute Nacht gesagt.

Angela lehnte sich auf dem Stuhl zurück und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Sie hatte auf Zeit gespielt und gehofft, dass Woolsey das Haus verlassen hatte, wenn die Trouts zurückkehrten. Sie konnte ihre Aufregung kaum im Zaum halten. Sie hatte ihnen viel zu erzählen.

Sie horchte. Stille. Aber sie hatte trotzdem das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte.

Angela erhob sich von ihrem Platz und ging durch den stillen Lesesaal. Sie trat in einen dunklen Korridor und schaltete das Licht ein. Doch im Gang blieb es dunkel. Morgen würde sie dem Hausmeister Bescheid sagen. Sie lief durch den Korridor und näherte sich dem Lichtschein, der unter Helens Tür hervordrang.

Sie blieb stehen und klopfte leise. Keine Antwort. Helen

schien vergessen zu haben, das Licht auszumachen. Angela öffnete die Tür, trat ein und erstarrte.

Helen Woolsey saß an ihrem Schreibtisch, die Hände im Schoß zusammengefaltet. Der Kopf lag im Nacken, wie bei einer kaputten Spielzeugpuppe. Ihr Mund stand weit offen, und die toten Augen starrten die Decke an. Dunkelrote Flecken verunzierten ihren blassen Hals.

Ein stiller Schrei hallte in Angelas Schädel. Sie legte eine Hand auf den Mund und unterdrückte das Bedürfnis, sich zu übergeben.

Langsam zog sie sich aus dem Zimmer zurück. Ihr Instinkt drängte sie, schnell zur Eingangstür zu laufen. Sie starrte in den unbeleuchteten Korridor, doch jetzt hielt ihr Instinkt sie davon ab, einfach in den Schatten zu stürmen. Statt in Richtung Eingang lief sie tiefer ins Gebäude hinein.

Antonios massive Gestalt trat aus dem Zwielicht. Er hatte den Lichtschalter mit einem Taschenmesser lahmgelegt und erwartet, dass die junge Frau in Panik geriet und ihm direkt in die Arme lief. Aber sie hatte sich in die entgegengesetzte Richtung gewandt und wie ein Kaninchen in den Bau zurückgezogen.

Antonios Blut war in Wallung geraten, nachdem er die Wächterin getötet hatte. Es war sehr einfach gewesen. Die Aussicht auf eine schwierigere Aufgabe reizte ihn. Es war erheblich befriedigender, das Opfer am Ende einer längeren Jagd zu erlegen.

Er ging an Woolseys Büro vorbei und warf einen Blick auf sein Werk. Woolsey war die Letzte in einer langen Reihe von Wächtern gewesen, die im Geheimen in der Philosophischen Gesellschaft gearbeitet hatten. Das Wächtersystem reichte Jahrhunderte zurück. In Forschungseinrichtungen auf

der ganzen Welt wurden heimlich Wächter rekrutiert, deren einzige Aufgabe darin bestand, Alarm zu schlagen, sobald es einen Hinweis gab, dass das *Geheimnis* aufgedeckt werden könnte.

Vor zweihundert Jahren hatte ein anderer Wächter in der Philosophischen Gesellschaft Jeffersons Entdeckungen gemeldet. Es war einer der Gelehrten gewesen, die Jefferson um eine Übersetzung der Worte auf dem Pergament gebeten hatte. Mit der Vernichtung von Jeffersons Dokumenten hätte das Problem eigentlich erledigt sein sollen, doch dann wurde die Verbindung zu Meriwether Lewis entdeckt. Also hatte man Mörder ins Louisiana-Territorium schicken müssen, um dieses lose Ende zu verknüpfen.

Woolsey hatte nicht ahnen können, dass ihr erster Anruf als Wächterin eine Kette von Ereignissen in Gang setzte, die schließlich zu ihrer Ermordung führen würden. Sie hatte die Aufgabe gehabt, jede ernsthafte Anfrage zu melden, bei der es um phönizische Kontakte zu Amerika ging. Pflichtbewusst hatte sie also den Fund des Jefferson-Dokuments gemeldet. Als sie die Anweisung erhalten hatte, das Material einem Kurier zu übergeben, war es bereits von einem Vertreter des Außenministeriums abgeholt worden. Wütend hatte sie die Schuld auf ihre Assistentin geschoben, woraufhin man ihr gesagt hatte, Angela gegenüber nichts von dem Vorfall zu erwähnen. Als sie erneut angerufen hatte, um den Besuch der Trouts bei Angela zu melden, hatte sie damit ihr Todesurteil unterschrieben.

Woolsey hatte dafür sorgen sollen, dass Angela länger in der Bibliothek blieb. Antonio hatte sich nach dem offiziellen Dienstschluss in dem Gebäude eingefunden, die Bibliothekarin abserviert und erfolglos versucht, ihre Assistentin in einen Hinterhalt zu locken.

Er ging den Korridor entlang und probierte systematisch sämtliche Türen. Alle Büros waren abgeschlossen. Dann kam er an eine Kreuzung von vier Gängen und schnupperte wie ein Spürhund.

Klick.

Das Geräusch eines zuschnappenden Türschlosses war kaum wahrnehmbar. Während einer Jagd waren Antonios Sinne extrem geschärft. Er wandte sich nach rechts und folgte dem Gang bis zu einer Tür. Er öffnete sie und trat in einen dunklen Raum.

Antonio war noch nie in der Bibliothek gewesen, aber er kannte den Grundriss. Nach Angelas Entdeckung der Dokumente hatte er Leute geschickt, die das Gebäude auskundschaften sollten. Er betrachtete sich als Profi und wollte mit einem Einsatzgebiet möglichst gut vertraut sein.

Er wusste, dass sich Tausende von Büchern in dem dunklen Raum befanden, die in hohen Regalen untergebracht waren, die wiederum in parallelen Reihen aufgestellt waren.

Angela hatte sich zwischen zwei Regalen versteckt, als sie gehört hatte, wie die Tür geöffnet und wieder geschlossen wurde. Sie war zu einem Ausgang auf der hinteren Seite des Raumes unterwegs gewesen. Nun war sie überzeugt, dass allein schon das laute Pochen ihres Herzens sie verraten würde.

Antonio drückte auf den Wandschalter: Der Raum wurde in helles Licht getaucht.

Angela duckte sich und kroch auf Händen und Knien bis zum Ende der Regalreihe und dann durch einen schmalen Gang zwischen den Regalen und der Wand.

Antonios feines Gehör nahm das Scharren von Knien und Handflächen auf dem Boden wahr.

Er ging langsam weiter, nahm sich Zeit und blickte in jeden Gang zwischen den Regalen, bevor er sich weiterbewegte. Er hätte Angela innerhalb einer Sekunde aufspüren können, aber er wollte die Jagd noch ein wenig hinauszögern und sich an dem wachsenden Entsetzen seines Opfers weiden.

Nachdem er mehrere Regalreihen überprüft hatte, sah er etwas am Boden liegen und trat zwischen die Bücherregale, um es genauer in Augenschein zu nehmen: ein Schuh. Ein zweiter lag ein Stück weiter. Angela hatte sie ausgezogen, um sich leiser fortbewegen zu können.

Antonio lachte leise und streckte die Finger, um sie zu lockern.

»Komm zu mir, Angela«, gurrte er wie eine Mutter, die nach ihrem Kind rief.

Als sie überraschend ihren Namen hörte, rappelte sich Angela auf und rannte in Richtung Ausgang. Von hinten näherten sich schnelle Schritte. Eine Hand berührte sie und packte den Rücken ihrer Bluse. Sie schrie auf und riss sich los.

Antonio hatte sie jedoch absichtlich entkommen lassen. Er spielte gern mit seinen Opfern.

Angela duckte sich zwischen zwei Regale und drückte sich mit dem Rücken gegen die Bücherreihen.

Antonio bog eine Reihe früher ab und zeigte sein Babygesicht in einer Lücke zwischen den Büchern.

»Hallo«, sagte er.

Angela fuhr herum und sah die runden blauen Augen. Sie wollte schreien, aber ihre Kehle war wie zugeschnürt.

»*Angela.*«

Eine Frauenstimme hatte ihren Namen gerufen.

Antonios spontaner Impuls war, den Eindringling sofort anzugreifen. Er näherte sich dem Ursprung der Stimme. Er

würde erst diese Frau zusammenschlagen, sie abservieren und sich dann wieder Angela widmen.

Er kam um eine Ecke und sah zwei Personen, die durch die Tür getreten waren. Eine rothaarige Frau und einen Mann, der sogar noch größer als er selbst war. Sie schienen zunächst überrascht auf seinen Anblick zu reagieren, hatten sich aber schnell wieder gefasst.

»Wo ist Angela?«, fragte die Frau.

Er sagte nichts. Doch er hörte ein Wimmern aus den Regalreihen. Angela.

Die aggressive Haltung der beiden demonstrierte, dass sie nicht beabsichtigten, vor ihm zurückzuweichen. Der Mann setzte sich in Bewegung und ging auf Antonio zu. Die Frau machte einen weiten Bogen und nahm ihn von hinten in die Zange.

Antonio war es nicht gewohnt, dass man ihm Widerstand leistete. Die Situation wurde immer komplizierter. Er setzte zu einem Scheinangriff gegen den Mann an, dann drehte er sich um und lief zum Ausgang. Er schlug auf einen Lichtschalter und flüchtete aus dem Raum.

»Angela, ist alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragte Gamay. »Wir sind es, die Trouts.«

»Seien Sie vorsichtig«, sagte Angela. »Er ist hinter mir her.«

Das Licht ging wieder an.

Angela stürmte heraus und schlang die Arme um Gamay. Ihr Körper wurde von Schluchzern geschüttelt.

Paul durchsuchte schnell den Raum. Dann öffnete er die Ausgangstür und trat in den Korridor hinaus. Alles war still. Er kehrte ins Büchermagazin zurück. »Er ist weg. Wer war dieser Typ?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Angela. »Er hat Helen umgeb-

racht. Und dann hatte er es auf mich abgesehen. Er kannte meinen Namen.«

»Die Eingangstür war nicht abgeschlossen«, sagte Paul. »Auf der Suche nach Ihrem Büro haben wir uns verlaufen, und dann hörten wir Sie schreien. Sie sagen, er hätte Ihre Chefin ermordet?«

Obwohl es ihr widerstrebte, zum Schauplatz des Mordes zurückzukehren, führte sie die Trouts durch den Korridor zu Woolseys Büro. Paul schob die Tür mit der Schuhspitze auf und trat ein. Er ging zum Schreibtisch und legte ein Ohr über Woolseys offenen Mund, doch er konnte ihren Atem weder hören noch spüren. Allerdings hatte er auch nicht damit gerechnet, dass sie noch am Leben war, nachdem er die ungewöhnliche Kopfhaltung und die Druckstellen an ihrer Kehle gesehen hatte.

Also kehrte er in den Korridor zurück. Gamay hatte der jungen Frau einen Arm um die Schultern gelegt. Sie sah den ernsten Gesichtsausdruck ihres Mannes und wählte mit ihrem Handy die Notrufnummer. Dann gingen sie nach draußen und warteten auf die Polizei.

Der Streifenwagen war innerhalb von Minuten da. Zwei Polizisten stiegen aus, und nachdem sie mit den Trouts und Angela gesprochen hatten, riefen sie Verstärkung. Dann zogen sie ihre Pistolen. Einer ging ins Gebäude, während der andere außen herumlief.

Antonio kam aus der Deckung eines Baumes, der in einem kleinen Park dem Bibliothekseingang gegenüber stand. Die rot-blauen Lichter des Streifenwagens spiegelten sich auf seinen weichen Gesichtszügen. Neugierig blickte er auf den großen Mann und die rothaarige Frau, die seine Jagd unterbrochen hatten.

Ein weiterer Streifenwagen kam mit quietschenden Reifen zum Stehen und zwei Polizisten stiegen aus.

Antonio tauchte wieder in die Dunkelheit und verließ die Umgebung der Bibliothek, ohne dass ihn jemand gesehen hätte. Er konnte sehr geduldig sein. Er wusste ja, wo Angela wohnte. Und wenn sie heute Nacht nach Hause kam, würde er auf sie warten.

35

Austin schwebte zwischen Wachen und Schlafen, als er eine Änderung des Flugverhaltens der Citation spürte. Er öffnete die Augen und schaute aus dem Fenster. Er erkannte in dem Lichtermeer Washington und die dicht bevölkerten Vorstädte in Virginia.

Carina schlief mit dem Kopf auf seiner Schulter. Er tippte gegen ihren Arm. »Wir sind zu Hause.«

Sie wachte auf und gähnte. »Das Letzte, woran ich mich erinnere, ist unser Start in Paris.«

»Du wolltest mir von deinen Plänen für die Ausstellung erzählen.«

»Tut mir leid.« Sie rieb sich den Schlaf aus den Augen. »Ich werde sofort in mein Hotel gehen und mich gründlich ausschlafen. Morgen früh nehme ich einen Zug nach New York. Ich muss mit den Leuten vom Metropolitan Museum of Art über die Eröffnung reden.«

»Du willst es auch ohne den *Navigator* durchziehen?«

»Mir bleibt nichts anderes übrig. Wenn man es positiv sieht, könnte die Nachricht vom Diebstahl der Statue mehr Besucher anziehen.«

Austin suchte nach Worten, die nicht den Eindruck erweckten, dass er sie bevormunden wollte. »Hältst du es in Anbetracht der jüngsten Ereignisse wirklich für eine gute Idee, allein zu reisen?«

Sie küsste ihn auf die Wange. »Danke, Kurt, aber nur sehr wenige Personen werden von meinen Plänen erfahren.« Sie gähnte erneut. »Glaubst du, dass ich immer noch in Gefahr bin?«

Austin presste die Lippen zu einem dünnen Lächeln zusammen. Er wollte Carina keine Angst einjagen, aber sie sollte sich darüber im Klaren sein, dass sie mit einer Zielscheibe auf dem Rücken herumlief.

»Unser Freund Buck sagte, dass du entführt werden sollst. Die Leute, für die er arbeitet, haben einen weitreichenden Einfluss. Das haben wir schon in der Türkei erlebt.«

Carina streckte ihr Kinn trotzig vor. »Ich werde mir von *niemandem* einreden lassen, dass ich mich für den Rest meiner Tage im Wandschrank verstecken sollte.«

»Das kann ich dir nicht zum Vorwurf machen«, sagte Austin. »Ich würde dir gerne eine Alternative bieten. Bleib heute Nacht im Bootshaus. Ich werde das Thai-Restaurant ein üppiges Mahl zubereiten lassen. Schlaf deinen Jetlag aus und mach dich morgen früh ausgeruht an die Arbeit.«

»Das würde mir gefallen«, sagte Carina, ohne zu zögern.

Der Pilot gab durch, dass die Maschine den Landeanflug auf den Dulles Airport eingeleitet hatte und in fünfzehn Minuten aufsetzen würde. Austin blickte sich zu Zavala um, der wie ein Toter schlief. Er konnte auf einem Nagelbrett einschlafen und schlagartig wieder aufwachen, uneingeschränkt einsatzbereit.

Austin zog das Handy aus Zavalas Jacke und rief die Trouts an. Paul meldete sich. Austin sagte, dass er aus der Türkei zurückgekehrt sei, und fragte, ob sie das Jefferson-Dokument erhalten hatten.

»Wir haben es gelesen«, sagte Paul. »Wir haben zwar ein gutes Computermodell eines Schiffes aus Tarschisch, nur brauchen wir mehr Daten, um einen Kurs berechnen zu können. Aber ich muss dir noch etwas ganz anderes sagen, Kurt. Wir sind einer Spur zur Amerikanischen Philosophi-

schen Gesellschaft gefolgt und in ein Schlangennest getreten.«

»Es fällt mir schwer, mir diese altehrwürdige Institution als Ansammlung von Nattern vorzustellen.«

»Die Zeiten haben sich da wohl geändert. Kurz nach unserem Besuch in der Bibliothek wurde eine Bibliothekarin ermordet. Ihre Assistentin hätte das gleiche Schicksal ereilt, wenn Gamay und ich nicht zufällig aufgekreuzt wären und den Killer verjagt hätten.«

»Konntet ihr sein Gesicht sehen?«

»Ja. Großer Kerl, Babygesicht und runde blaue Augen.«

»Diesem Herrn bin ich bereits begegnet. Geht es der Assistentin gut?«

»Bis auf die zittrigen Knie, ja. Wir haben sie überredet, aus Philadelphia zu verschwinden, nachdem sie ihre Aussage bei der Polizei gemacht hat. Sie wollte vorher zu ihrer Wohnung fahren, aber wir bestanden darauf, dass sie ohne Umweg nach Georgetown mitkommt. Gamay hat ihr ein paar von ihren Sachen geliehen.«

»Ich würde mich gerne mit ihr unterhalten. Wie wäre es mit morgen früh um sieben?«

»Wir bringen Donuts und Kaffee mit. Du hast mir noch gar nichts von eurer Stippvisite in Istanbul erzählt.«

»Auch die Türkei hat ein Problem mit Schlangennestern. Wir sehen uns morgen.«

Der Ruck, mit dem das Fahrwerk des Flugzeugs auf der Rollbahn aufsetzte, weckte Zavala aus seinem leichten Schlaf. Er blickte aus dem Fenster. »Das ging ja schnell«, sagte er.

Austin gab ihm das Handy zurück. »Du hast die gesamte Atlantiküberquerung verträumt.«

Zavala blies die Wangen auf. »Ich hatte Albträume, in denen es um Eunuchen ging. Vielen Dank dafür.«

Das Flugzeug rollte zu einem speziellen NUMA-Hangar. Die drei Passagiere stiegen aus und verluden sorgfältig die Gipsabgüsse zusammen mit ihrem Gepäck in einen Jeep Cherokee aus dem Fuhrpark der NUMA. Austin setzte Zavala ab und fuhr zu seinem Bootshaus, nachdem er einen Zwischenstopp an einem Thai-Restaurant eingelegt hatte, um seine Bestellung abzuholen.

Das Abendessen fand auf der Terrasse statt. Dazu lief im Hintergrund eine Auswahl aus Austins Progressive-Jazz-Sammlung. Carina und er tranken zur Musik von John Coltrane und Oscar Peterson Brandy und einigten sich, jetzt einmal nicht über die Rätsel im Zusammenhang mit dem *Navigator* zu sprechen. Stattdessen unterhielten sie sich über ihre Arbeit. Carina konnte auf jedes NUMA-Abenteuer mit einer eigenen faszinierenden Episode kontern.

Die Kombination aus Brandy und einer stundenlangen Flugreise forderte ihren Tribut, und Carina nickte immer wieder ein. Austin führte sie zum Schlafzimmer im viktorianischen Türmchen und ging anschließend in sein Arbeitszimmer, da er noch nicht schlafen konnte. Er streckte sich in einem bequemen Ledersessel aus und studierte die bernsteingelbe Flüssigkeit in seinem Glas, als würde er in eine Kristallkugel blicken, im Geist ging er noch einmal sämtliche Details durch, angefangen bei dem SOS-Ruf von der Bohrinsel.

Er hatte gehofft, seine Grübeleien würden ein neues Bild entstehen lassen, das die Klarheit eines Rembrandt-Gemäldes besaß, aber es kam nicht mehr als ein abstraktes Kunstwerk von Jackson Pollock heraus. Er erhob sich aus dem Sessel, trat an ein Regal und suchte Anthony Saxons Buch hervor. Dann setzte er sich wieder und begann zu lesen.

Anthony Saxon war ein wahrer Abenteurer. Er hatte sich mit der Machete durch den Dschungel gekämpft und verlorene südamerikanische Ruinen wiederentdeckt. Dann war er nur knapp dem Tod durch nomadische Wüstenstämme entronnen. Er hatte zahllose staubige Grabmäler durchstöbert und die Bekanntschaft mehrerer Mumien gemacht. Wenn nur ein Zehntel von dem, was er schrieb, der Wahrheit entsprach, war er aus dem gleichen Holz geschnitzt wie berühmte Forscher vom Schlag eines Hiram Bingham, Stanley und Livingstone oder Indiana Jones.

Vor mehreren Jahren hatte sich Saxon in sein möglicherweise größtes Abenteuer gestürzt. Er wollte mit dem Nachbau eines phönizischen Schiffes vom Roten Meer bis zur Küste von Nordamerika segeln. Die Überquerung des Pazifiks hätte seine Theorie bewiesen, dass Ophir, die legendären Goldminen von König Salomon, in Amerika lagen. Doch eines Nachts brannte sein Schiff unter mysteriösen Umständen bis zur Wasserlinie ab.

Saxon glaubte, dass Ophir kein einzelner Ort war, sondern der Kodename für mehrere Quellen, aus denen Salomon seinen Reichtum bezogen hatte. Er spekulierte, dass Salomon zwei Flotten auf den Weg geschickt hatte, geführt von Hiram, dem phönizischen Admiral. Eine Flotte brach im Roten Meer auf. Die zweite überquerte den Atlantik, nachdem sie die Straße von Gibraltar passiert hatte.

Saxon hatte in einer peruanischen Ruine eine seltsame Glyphe gefunden, die ähnlichen Symbolen entsprach, die in Tontafeln aus dem Libanon und Syrien geritzt worden waren. Er bezeichnete diese Glyphe als Tarschisch-Symbol und glaubte, dass sie eine Abkürzung für »Ophir« war. Von dieser Glyphe gab es in seinem Buch mehrere Fotos.

Austin starrte auf die Bilder.

Das Symbol war eine horizontale Linie mit je einem gespiegelten 2 an beiden Enden – genauso wie das Zeichen, das in den Kilt des *Navigators* und in das Fell der bronzenen Katze graviert war.

Saxon war jeder Spur im Zusammenhang mit Salomon und Ophir nachgegangen. Dann beschrieb er im Kapitel »Epiphanie«, wie er auf die Idee gekommen war, nach der Königin von Saba zu suchen. Niemand hatte Salomon nähergestanden als Saba. Vielleicht hatte es zwischen ihnen sogar Bettgeflüster gegeben. Seine Fahndung nach Ophir rückte nun an die zweite Stelle – also hinter die Suche nach Sabas Grabmal.

Saxon hatte viele Jahre und Tausende von Kilometern in diese Forschung investiert. Er war ganz und gar in die antike Königin vernarrt. Saxon war überzeugt, dass Saba tatsächlich existiert hatte und keine sagenhafte Gestalt war, wie die meisten Gelehrten glaubten. Sie war dunkelhäutig und stammte wahrscheinlich aus dem Gebiet des heutigen Jemen. Er rekapitulierte die Legende von König Salomon und der Königin von Saba. Sie war neugierig geworden, als sie die Geschichten über Salomons Weisheit gehört hatte, und machte sich auf den Weg, um ihn zu besuchen. Die beiden fühlten sich schon bald mehr und mehr zueinander hingezogen, und sie zeugten ein Kind. Schließlich kehrte Saba heim, um sich wieder um ihr eigenes Königreich zu kümmern. Wie es heißt, wurde ihr Sohn König von Äthiopien.

Eine dunkelhäutige Schönheit mit Verbindungen nach Äthiopien, sinnierte Austin. Er warf einen Blick zur Treppe, die ins Turmschlafzimmer führte.

Eine Stunde später beendete Austin das letzte Kapitel und

legte das Buch weg. Er prüfte, ob die Türen abgeschlossen waren, löschte die Lichter und stieg die Wendeltreppe zum Schlafzimmer leise hinauf. Er zog sich aus, schlüpfte unter die Decke, ohne Carina zu wecken, legte schützend einen Arm um ihren warmen Körper und war kurz darauf eingeschlafen.

Früh am nächsten Morgen wurde er von Carinas Stimme geweckt. Sie hatte eine Kanne Kaffee gekocht und hing am Telefon, um einen Platz im Zug zu reservieren und sich mit den Leuten vom Metropolitan Museum of Art zu verabreden. Nachdem sie geduscht, sich angezogen und gefrühstückt hatten, fuhr Austin Carina zur Union Station. Sie drückte ihm einen Kuss auf die Lippen und sagte, dass sie noch am Abend nach Washington zurückkehren würde. Sie wollte ihn anrufen, wenn sie in New York in den Zug gestiegen war.

Von der Union Station fuhr Austin zum NUMA-Turm. Er nahm den Lift von der Tiefgarage zum fünfzehnten Stock, folgte einem Korridor und trat durch eine Tür in einen großen, schwach beleuchteten Raum. An einer breiten Wand war eine Reihe schimmernder Fernsehbildschirme aufgereiht, die all die Informationen darstellten, die von NUMASat gesammelt wurden.

Das alles sehende System wurde von den literarisch beschlagenen Mitarbeitern der NUMA als »Auge von Sauron« bezeichnet. Jack Wilmut, der Wächter des Auges, hatte jedoch keinerlei Ähnlichkeit mit den Furcht erregenden Kreaturen aus Tolkiens Saga. Wilmut war ein sanftmütiger, pummeliger Mann in den Vierzigern, der das NUMASat-System von einer komplizierten Konsole aus überwachte, die mitten im Raum aufgebaut war.

Auf beiden Seiten der Konsole befanden sich kleinere Com-

puterarbeitsplätze. Eine Satellitenempfangsanlage sortierte die zahlreichen Anfragen, die von Wissenschaftlern, Universitäten und Meeresorganisationen aus der ganzen Welt hereinkamen.

Austin fragte sich, warum Genies zur Exzentrik neigten, wenn es um Frisuren ging. Einstein. Beethoven. Mark Twain. Supermans Widersacher Lex Luthor. Hiram Yeager, der bärtige Computerfreak der NUMA. Wilmut hatte sich die Haare in einem komplexen Muster quer über die Halbglatze gekämmt.

Austin trat hinter Wilmut und sagte mit seiner tiefsten Stimme: »Ich grüße Euch, o alles sehender Sauron!«

Wilmut schwang mit dem Stuhl herum und grinste entzückt. »Ich grüße *Euch,* Sterblicher! Ich habe Euch bereits erwartet.«

»Das Auge von Sauron sieht alles und weiß alles«, sagte Austin.

»Verdammt, nein«, erwiderte Wilmut. »Ich habe lediglich die E-Mail und die Bilder bekommen, die du aus der Türkei geschickt hast. Hol dir einen Stuhl und sag mir, wie ich dir helfen kann.«

Austin ließ sich in einem Drehstuhl nieder. »Die Fotos zeigen Gipsabgüsse der Gravuren in einer antiken Statue. Ich glaube, die Schnörkellinien sind die Umrisse einer Landkarte. Möglicherweise irgendeine Stelle an der Ostküste der Staaten. Wäre es möglich, die Karte mit Satellitenfotos abzugleichen?«

Wilmuts Antwort bestand aus einem Mausklick. Das Bild, das Austin von der Katze des Navigators aufgenommen hatte, erschien innerhalb eines rechteckigen Fensters. Es war schärfer als das Originalfoto. »Ich habe die Bilddatei optimiert«, erklärte Wilmut. »Das Programm hat die Grauzonen, die verschwommenen Stellen und den Schmutz wegradiert. Die klareren Grenzlinien helfen bei der Visualisierung.«

Austin tippte mit dem Zeigefinger auf den Bildschirm. »Dieses Symbol könnte für ein gesunkenes Schiff stehen. Das Problem ist nur, dass ich nicht weiß, ob dieser Kartenausschnitt einen Kilometer, zehn oder vielleicht sogar hundert Kilometer groß ist.«

»Das Bild ist etwas Ähnliches wie ein Fingerabdruck«, sagte Wilmut. »So etwas wird anhand von Rillenmustern verglichen, die man Galton-Details nennt. Das sind bestimmte Identitätsmerkmale, die bei der Daktyloskopie angewendet werden. Ich habe einen Algorithmus programmiert, der die Charakteristika dieser primitiven Karte mit Satellitenfotos vergleicht. Ich lasse den NUMASat-Computer nach möglichen Ähnlichkeiten suchen. Das wird eine Weile dauern.«

Austin sagte zu Wilmut, dass er zwar jetzt einen Termin habe, dass er aber trotzdem anrufen solle, falls es etwas Neues gäbe. Dann nahm er den Lift und fuhr damit in ein anderes Stockwerk. Im Korridor traf er Zavala, und sie gingen gemeinsam in den Besprechungsraum. An den Wänden hingen Bilder von Segelschiffen. Ein langer Eichentisch schien wie ein Schiff auf dem dicken blauen Teppich zu schwimmen.

Die Trouts hatten bereits mit ernster Miene neben einer jungen Frau Platz genommen. Austin vermutete, dass es sich um Angela Worth handelte. Sie schien immer noch ein wenig unter Schock zu stehen. Innerhalb weniger Stunden hatten die Trouts sie besucht, war ihre Chefin ermordet worden, und beinahe hätte es auch noch sie selbst erwischt. Sie hatte diese Dinge immer noch nicht ganz verarbeitet, als sie ins Herz von NUMA gebracht worden war, einer Organisation, von deren Arbeit sie bisher nur flüchtig gehört hatte.

Dann öffnete sich die Tür, und die zwei Männer, die in den Raum traten, schienen geradezu einem Abenteuerroman ent-

sprungen zu sein. Der stämmig gebaute Mann mit den durchdringenden blau-grünen Augen und dem seltsam bleichen Haar kam zu ihr und stellte sich und seinen attraktiven schwarzhaarigen Freund vor. Angela war buchstäblich sprachlos.

Sie setzten sich an den Tisch, und Paul reichte ihnen Ausdrucke des computergenerierten Modells des Schiffes aus Tarschisch. »Wir glauben, dass dies der Schiffstyp ist, mit dem Nordamerika erreicht werden konnte. Mit der transatlantischen Route sind wir vorläufig nicht weitergekommen, also haben wir einen anderen Ansatz gewählt. Uns fiel auf, dass es mehrere Verbindungen zur Philosophischen Gesellschaft gibt, also sind wir dieser Spur nachgegangen. Dabei sind wir auf Angela gestoßen.«

»Meinen Glückwunsch, dass Sie das Jefferson-Dokument gefunden haben«, sagte Austin mit einem freundlichen Lächeln, bei dem sich Angela ein wenig entspannte.

»Danke«, sagte sie. »Eigentlich war es reines Glück.«

»Angela scheint in der Tat ein Glückskind zu sein«, sagte Gamay. »Erzählen Sie Kurt und Joe, was Sie sonst noch gefunden haben.«

»Wir glauben, dass Meriwether Lewis ermordet wurde, um ihn daran zu hindern, wichtiges Informationsmaterial zu Thomas Jefferson zu bringen.«

»Mich würde interessieren, wie Sie zu dieser Schlussfolgerung gelangt sind«, sagte Austin.

Angela zog eine Mappe aus einer ramponierten ledernen Aktentasche.

»Ich habe verschiedene Dokumente durchstöbert, um nach Informationen über Lewis' Sklaven zu suchen, einen jungen Mann namens Zeb. In den Berichten heißt es, dass er mehrere Wochen nach Lewis' Tod in Monticello eintraf. Es ist auch möglich, dass er von einem Mann namens Neelly

begleitet wurde, der mit der Nachricht nach Monticello reiste, dass Lewis ums Leben gekommen war. Neelly wollte offenbar wissen, was mit Lewis' Sachen geschehen sollte, und hat den Sklaven mitgebracht. Ich habe mich gefragt, was anschließend aus Zeb geworden ist.«

»Damals wäre der Sklave als Teil von Lewis' Besitztümern betrachtet worden«, sagte Austin.

»Das habe ich zunächst auch gedacht. Er wäre zusammen mit Lewis' sonstigem Besitz an dessen Familie vererbt worden. Aber dann habe ich mir eine Liste der Sklaven angesehen, die in Monticello lebten. Dabei bin ich auf etwas Erstaunliches gestoßen.«

Sie reichte Austin ein Blatt, auf dem die Namen von Sklaven sowie ihr Alter, ihr Geschlecht und ihr Beruf verzeichnet waren. Austin überflog die Aufstellung und reichte sie ohne Kommentar weiter.

»Hier wird Zeb als *Freier* aufgeführt«, sagte Gamay. »Er arbeitete im Haushalt.«

»Wie konnte er im Alter von achtzehn Jahren ein Freier werden?«, fragte Austin.

»Ich glaube, es war eine Belohnung«, sagte Angela.

»Das ergibt Sinn«, sagte Austin. »Auf diese Weise hat Jefferson dem jungen Mann für die Dienste gedankt, die er ihm geleistet hat.«

»Die Texte von Lewis«, sagte Gamay. »Ich wette, er hat sie Jefferson ausgehändigt.«

»Wissen Sie, was mit ihm geschehen ist?«, wollte Austin von Angela wissen.

»Er blieb in Monticello und hatte innerhalb des Haushalts eine gute Stellung. Jahre später verschwand er von der Liste, aber das ist noch nicht das Ende der Geschichte.«

Sie legte die Kopie eines alten Zeitungsausschnitts auf den Tisch.

Gamay las den Artikel. »Ist das unser Sklave?«

»Es heißt, dass er für Präsident Jefferson gearbeitet hat«, sagte Angela.

Gamay gab den Ausschnitt an Paul weiter. »Das ist Dynamit. Er war über neunzig und wurde kurz vor seinem Tod interviewt. Auf dem Sterbebett sagt er ganz offen, dass Meriwether Lewis ermordet wurde.«

»Wie hoch stehen die Chancen, dass er Jefferson dasselbe erzählt hat?«, fragte Austin.

»Wir glauben«, antwortete Paul, »Jefferson hat die ganze Zeit über gewusst, dass es Mord war. Trotzdem hat er öffentlich die Selbstmordvariante vertreten, obwohl diese Geschichte kein gutes Licht auf den Ruf seines alten Freundes warf.«

»Jefferson war sich nicht zu fein für Winkelzüge, aber er muss einen guten Grund für sein Verhalten gehabt haben«, sagte Austin.

Paul nahm die Risszeichnung des Schiffes in die Hand.

»Wir glauben, er wollte keine Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, dass er über dies hier Bescheid wusste.«

»Ich meine, damit ist klar, was wir als Nächstes tun werden«, sagte Gamay. »Wir fahren nach Monticello, um zu sehen, ob wir mehr über diesen Zeb herausfinden können.«

Austin wollte sich gerade damit einverstanden erklären, als er sich entschuldigte, denn sein Handy klingelte. Es war Wilmut.

»Ich habe es!«, hörte er Wilmuts aufgeregte Stimme.

»Du konntest die Position des Schiffes ermitteln?«

»Noch besser, Kurt. Ich habe das Schiff gefunden!«

36

Austin stand auf dem Deck seines Catboats und blickte auf die Chesapeake Bay hinaus. Die Bucht war für ihn vertrautes Gelände. Er hatte fast jeden Winkel mit dem vierundzwanzig Fuß langen Segelboot erkundet, das er selbst restauriert hatte. Trotz des breiten Rumpfs war der Flachkieler erstaunlich schnell und wendig und wurde seinem Ruf gerecht, sich so flink und gewandt wie eine Katze zu bewegen. Austin hatte eine Schwäche für Tempo, und er liebte es, in einer steifen Brise mit dem großen Gaffelsegel hart am Wind über das Wasser zu brausen.

Aber nicht heute. Austin verließ das Segelboot und lief zum Parkplatz zurück. Er half Zavala, ihr Gepäck aus dem Jeep auszuladen. Nach der Besprechung im NUMA-Turm hatten sie sich Ausrüstung besorgt und waren zum Bootshafen südlich von Annapolis gefahren. Austin hatte vorher beim Bootsverleih angerufen und ein zwanzig Fuß langes Rennboot aus Fiberglas bestellt.

Zavala trug die Seesäcke, in denen sich ihre Taucherausrüstung befand. Austin schleppte zwei Plastikkisten. Sie brachten die Sachen zum Anleger und verstauten sie im Rennboot. Dann machten sie die Leinen los und fuhren in südlicher Richtung auf die Bucht hinaus. Zavala hatte das Ruder übernommen. Austin beschäftigte sich mit den Seekarten und dem tragbaren Navigationsgerät.

Die Chesapeake Bay war die größte Flussmündung der Vereinigten Staaten und erstreckte sich über fast vierhundert Kilometer – von Havre de Grace in Maryland, wo der Sus-

quehanna River in die Bucht mündete, bis nach Norfolk in Virginia. Die größte Ausdehnung hatte die Bucht in der Nähe der Mündung des Potomac River, wo sie eine Breite von sechzig Kilometern erreichte, während sie bei Aberdeen in Maryland nur sieben Kilometer breit war.

Zavala blickte über die weite Wasserfläche, die im Sonnenlicht glitzerte. »Wie viele Wracks liegen insgesamt am Grund der Chesapeake Bay?«, fragte er mit lauter Stimme, um das Tuckern des Motors zu übertönen.

Austin sah von seinen Karten auf. »Nach der letzten Zählung etwa eintausendachthundert. Von einem Segler aus dem sechzehnten Jahrhundert vor Tangier Island bis zur *Cuyahoga,* einem Boot der Küstenwache, das nach einer Kollision gesunken ist. Aber unser Wrack, das von dem Satelliten geortet wurde, konnte der NUMA-Historiker nicht zuordnen.«

»Auf welche Wassertiefe müssen wir uns einstellen?«

»Die Chesapeake Bay ist größtenteils ziemlich seicht«, antwortete Austin. »Im Durchschnitt etwa einundzwanzig Fuß. Aber die Bucht ist von Furchen durchzogen, die bis zu zweihundert Fuß tief sein können.« Er tippte mit dem Finger auf die Seekarte. »Wie es aussieht, liegt unser Wrack ausgerechnet in einem der tiefsten Löcher.«

Das Rennboot fuhr weiter nach Süden und sprang über die zwei Fuß hohe Dünung hinweg, vorbei an Austernkuttern und Segelbooten. Auf dem Intercoastal Waterway, der mitten durch die Bucht führte, gab es einen steten Verkehr in beide Richtungen.

Eine knappe Stunde nachdem sie den Bootshafen verlassen hatten, konsultierte Austin noch einmal das GPS und gab Zavala ein Zeichen, worauf dieser den Motor drosselte und das Boot nach Austins Handzeichen steuerte. Als sie die rich-

tige Position erreicht hatten, zeigte Austin nach unten und brüllte: »Hier!«

Das Boot kam zum Stehen. Austin legte das Navigationsgerät weg und warf den Anker. Etwa hundert Meter von einer kleinen Insel entfernt schwankte das Boot auf den Wellen. Nach dem Tiefenmesser hatten sie etwa sechsundvierzig Fuß Wasser unter dem Kiel. Zusammen mit Zavala studierte er das Satellitenfoto, das Wilmut ihnen zur Verfügung gestellt hatte. Der vage Umriss eines Schiffes war gut zu erkennen. Es musste sich genau unter ihnen befinden.

Austin öffnete eine Plastikkiste und hob einen ROV von SeaBotix heraus. Das Remote-Operated Vehicle war ein Tauchroboter, etwa in der Größe und Form eines Staubsaugers. Die NUMA hatte ROVs, die so groß wie ein Auto waren, und Austin hätte sich jederzeit ein Modell mit ausgefeilten Sensoren, die ein wesentlich größeres Spektrum abdeckten, ausleihen können. Aber für diese Erkundung brauchte er etwas Schnelleres. Er konnte auf ein zeitaufwändiges Magnetometer oder ein 360-Grad-Sonar verzichten und hatte sich stattdessen für ein Gefährt entschieden, das für geringe Wassertiefen geeignet und leicht zu transportieren war.

Am vorderen Ende des hellroten Kunststoffgehäuses waren eine hochauflösende Farbkamera und Halogenlampen angebracht. Auf der Rückseite sorgten zwei leistungsfähige Strahlruder für die Fortbewegung. Seitliche Ruder erlaubten vertikale und horizontale Manöver. Metallverstrebungen auf beiden Seiten des Tauchroboters dienten gleichzeitig als Kufen und zum Schutz des Gehäuses.

Zavala klappte den Deckel der zweiten Kiste auf, der die Kontrollen des ROV und einen Acht-Zoll-Monitor enthielt. Er war ein geschickter Pilot und würde mit der Joystick-

Steuerung, die leicht zu bedienen war, keine Schwierigkeiten haben. Er und Austin schlossen die hundert Meter lange Kabelverbindung an das Fahrzeug und die Kontrollen an. Austin hob den Tauchroboter am Griff hoch und warf ihn ins Wasser. Zavala vollführte ein paar komplizierte Manöver, um ein Gefühl für die Steuerung zu bekommen. Dann richtete er die Nase des ROV nach unten und gab Schub auf die Strahlruder.

Der Tauchroboter sank schnell auf vierzig Fuß Tiefe. Zavala richtete das Gefährt aus und blickte auf den Monitor. Zwei Lichtkegel erhellten den schlammigen Grund. Von einem Wrack war nichts zu sehen. Er fuhr die Umgebung in parallelen Zickzacklinien ab, als würde er Rasen mähen. Immer noch kein Wrack.

»Ich hoffe, der geortete Umriss war kein Schluckauf von NUMASat«, sagte er und drehte sich zu Austin um, der ihm über die Schulter blickte.

»Auf gar keinen Fall«, sagte Austin. »Setz die Suchroutine in Richtung Steuerbord fort.«

Zavala aktivierte die seitlichen Strahlruder und bewegte das ROV nach rechts. Er begann ein neues Suchmuster mit Wendungen nach jeweils zehn Metern. Nach mehreren Läufen tauchte im Scheinwerferlicht des Gefährts eine dunkle, gekrümmte Linie auf, die sich aus dem Boden erhob.

Zavala ließ den ROV auf der Stelle schweben. »Das ist entweder eine Seeschlange oder ein Schiffsspant.«

Das Bild auf dem Monitor ließ ein Grinsen auf Austins Gesicht entstehen.

»Ich würde sagen, wir haben unser Wrack gefunden«, sagte er. »Erinnere mich daran, dass ich dem Auge von Sauron einen Hobbit opfere.«

Zavala setzte den Tauchroboter wieder in Bewegung, so-

dass er an dem Objekt vorbeizog. Weitere Spanten kamen in Sicht. Dann war der skelettartige Umriss des Schiffes zu erkennen. Die Spanten wurden allmählich kleiner: Das ROV näherte sich dem Bug.

»Das Holz ist ziemlich gut erhalten, mit Ausnahme der oberen Enden, wo es verkohlt aussieht«, sagte Zavala.

»Das wäre eine Erklärung dafür, dass es gesunken ist. Der Teil des Schiffes, der aus dem Wasser ragte, ist abgebrannt.«

»Was schätzt du, wie lang es ist?«

Austin blickte auf den Monitor. »Einhundertfünfzig Fuß. Vielleicht etwas mehr. Was ist das da, ganz rechts?«

Zavala ließ das ROV eine schnelle Wendung vollführen. Im Licht tauchte etwas auf, das wie die längliche Schnauze eines Tieres aussah. Der obere Teil des Kopfes war so stark verbrannt, dass nichts mehr davon zu erkennen war.

»Sieht aus wie ein kaputtes Steckenpferd«, sagte Zavala.

Austins Pulsschlag beschleunigte sich. Er griff in seinen Seesack und zog eine wasserdichte, mit durchsichtiger Folie geschützte Mappe hervor. Darin befand sich der Ausdruck des computergenerierten Schiffsmodells, das ihm die Trouts gegeben hatten. Er hielt die Zeichnung neben den Monitor. Der Pferdekopf am Grund der Bucht und auf dem Bild waren nahezu identisch.

»Du darfst noch einmal raten, *amigo*. Wahrscheinlich sind wir seit über zweitausend Jahren die ersten Menschen, die ein phönizisches Schiff aus Tarschisch zu Gesicht bekommen.«

Zavalas Miene hellte sich auf. »Ich würde eine Kiste mit Anejo-Tequila dafür hergeben, diese Dame *auf dem* Wasser sehen zu können.«

Er bewegte den Tauchroboter langsam an der Backbordseite des Wracks entlang.

Austin sah etwas Dunkles, Rundes genau auf halber Strecke neben dem Rumpf liegen. Er tippte auf den Monitor. »Was ist das?«

Zavala bewegte das Gefährt zentimeterweise weiter.

Das Licht der Scheinwerfer fiel auf ein Metallgitter, das teilweise von Meereslebewesen überwuchert war. Zavala drehte den Tauchroboter herum und benutzte die Strahlruder, um den Sand rund um das Objekt wegzublasen.

Dann sagte Austin: »Das ist ein Taucherhelm.«

»Ich weiß, dass die Phönizier eine Menge draufhatten, aber mir war bislang nicht bekannt, dass sie auch das Tieftauchen erfunden haben.«

»Haben sie auch nicht. Jemand hat das Wrack schon vor uns gefunden, und wie es aussieht, hat er sich seitdem nicht von der Stelle gerührt.«

Zavala ließ das ROV auf der Stelle schweben, damit der Helm im Blickfeld blieb. Austin breitete seine Taucherausrüstung auf dem Deck aus. Er entkleidete sich bis auf die Badehose und zog den Neoprenanzug, die Füßlinge, die Handschuhe und die Kapuze über. Dann schnallte er sich die Schwimmflossen an. Zavala half ihm mit dem Bleigurt und der Druckluftflasche. Austin machte einen schnellen Check und prüfte den Lungenautomat. Dann zog er sich eine Tauchermaske über das Gesicht und klemmte sich das Mundstück zwischen die Zähne. Er setzte sich auf das Schandeck und ließ sich rückwärts ins Wasser fallen.

Austin versank in einer Wolke aus Luftblasen. Für einen kurzen Augenblick wurde ihm kalt, bevor sich das Wasser, das zwischen Anzug und Haut drang, auf Körpertemperatur erwärmen konnte. Mit den kräftigen Stößen seiner muskulösen Beine tauchte er tiefer ins dunkler werdende Wasser ab,

bis er den silbrig-grünen Schein der Lampen des ROV erkennen konnte.

Austin schwamm zur Vorderseite des Tauchroboters und hielt den hochgereckten Daumen vor die Kameralinse. Zavala ließ das ROV ein paar Mal auf und ab wackeln, als würde es nicken. Austin winkte zurück und untersuchte dann die Spanten. Das Holz war eindeutig verkohlt.

Er wollte sich gerade dem Helm widmen, als er in der Nähe ein rechteckiges Objekt entdeckte. Er hob es auf und vermutete, dass es sich um eine Stein- oder Tontafel handelte, etwa zwanzig Zentimeter im Quadrat und mehrere Zentimeter dick. Auf einer Seite waren Linien in die Oberfläche geritzt.

Austin steckte die Tafel in einen Beutel, der an seiner Tarierweste befestigt war, und wandte sich nun ganz dem Helm zu. Er säuberte die Basis von Vegetation. Der Helm war immer noch am Brustteil befestigt. Er grub sich tiefer in den Schlamm. Fetzen aus verrottetem Leinenstoff hingen am Rand des Brustteils.

Austin wurde erneut kalt, doch diesmal lag es nicht nur an der Wassertemperatur.

Er löste eine wasserdichte Taschenlampe von seinem Gürtel, schaltete sie ein und richtete den Strahl auf das Gitter. Die leeren Augen eines menschlichen Schädels starrten zurück.

Austin überlegte, wie man nun weiter vorgehen sollte. Genauso wie die meisten Männer des Meeres hatte er den größten Respekt vor einem nassen Grab. Er konnte auftauchen und seinen Fund den Behörden melden. Aber die groben Hände von Polizeitauchern zerstörten vielleicht die Geheimnisse, die sich noch im Wrack verbargen.

Er legte die Arme um den Helm und zog ihn vorsichtig

aus dem Schlamm. Der Schädel fiel unten heraus und landete kopfüber auf dem Grund. Austin tröstete sich damit, dass der tote Taucher immer noch grinste.

Er wich dem Blick der traurigen Augenhöhlen aus und zog einen Hebesack aus einer der Taschen. Er band die Leinen am Halsstück des Helms fest und füllte den Sack mit Luft aus seiner Druckluftflasche. Dann blies er seine Tarierweste auf, griff nach dem Helm und stieg langsam zur Wasseroberfläche hinauf.

Zavala hatte die primitive Bergungsaktion über den Monitor des ROV beobachtet. Er sah, wie Austins Kopf auftauchte, und warf ihm eine Leine zu. Austin knotete die Leine am Helm fest, damit er nicht wieder unterging. Er reichte Zavala die Druckluftflasche, den Bleigurt und die Flossen, dann stieg er über eine Leiter ins Boot.

Sie packten gemeinsam die Leine und hievten den Helm an Bord.

Austin zog seine Kapuze ab und ging neben dem Helm in die Knie. »Das ist ein Oldtimermodell«, sagte er. »Wahrscheinlich liegt er schon seit vielen Jahren da unten.«

Zavala untersuchte den Anschluss für den Luftschlauch und den Aufbau des Helms. Er ließ die Finger über die Metallrundung gleiten. »Erstaunlich gut gearbeitet. Das Ding besteht aus Messing und Kupfer.« Er versuchte den Helm und das damit verbundene Bruststück anzuheben. »Dieses Baby scheint mehr als fünfzig Pfund zu wiegen. Der Kerl, der diesen Anzug getragen hat, muss verdammt zäh gewesen sein.«

»Nicht zäh genug«, sagte Austin.

»Das habe ich auch vermutet«, sagte Zavala mit einem Blick über die Bordwand. »Wer er wohl war?«

Austin kratzte einen Belag ab, unter dem eine ovale Me-

tallscheibe zum Vorschein kam. Darauf war der Hersteller des Helms eingraviert, der am Brustteil festgenietet war. Die Inschrift besagte, dass die Ausrüstung von der *Morse Diving Equipment Company* in Boston stammte. Darunter stand eine Seriennummer.

»Vielleicht finden wir es damit heraus.«

Er nahm sein Handy und rief die historische Abteilung der NUMA an. Er wurde mit einer Forscherin verbunden, die sich als Jennifer vorstellte, und gab ihr die Informationen von der Herstellerplakette. Jennifer wollte auch die Nummern auf den Riemen wissen und versicherte dann, dass sie die Sache recherchieren und ihn später zurückrufen werde.

Zavala hatte sich wieder an die ROV-Kontrollen begeben und den Tauchroboter an die Oberfläche geholt. Er hievte das kompakte Gefährt aus dem Wasser, während Austin das Kabel einholte und ordentlich zusammenlegte. Dabei fiel ihm der Beutel wieder ein, den er auf den Tauchgang mitgenommen hatte. Er öffnete ihn und zog die Tafel hervor. Unter Wasser hatte sie grünlich-grau ausgesehen, doch nun nahm sie eine braune Färbung an, während sie trocknete. Mehrere sich kreuzende gerade Linien waren auf einer Seite vielleicht einen Zentimeter tief eingraviert. Er gab das Stück an Zavala weiter.

»Das habe ich in der Nähe des Helms gefunden. Ich dachte, die Linien wären natürliche Zeichnungen im Stein, aber jetzt bin ich mir nicht mehr sicher.«

Zavala hielt die Tafel in unterschiedlichen Winkeln ins Licht. »Diese Linien sind viel zu regelmäßig und zu tief, um natürlich sein zu können«, sagte er. »Die parallelen Seiten scheinen völlig gerade zu sein. Eindeutig von Menschenhand gefertigt. Wie gut ist dein Phönizisch?«

»Ziemlich eingerostet«, sagte Austin. Er nahm die Tafel wieder an sich und steckte sie in den Beutel zurück.

Sie sahen sich noch einmal die Aufnahmen an, die das ROV bei der ersten Erkundung des Wracks gemacht hatte, und gelangten nun zu einer neuen Einschätzung der Ausmaße des Schiffes. Nach dem Tauchgang war Austin überzeugt, dass es mehr als zweihundert Fuß lang war.

»Nur eins ist ganz sicher«, sagte Zavala. »Das war kein Ruderboot.«

Austins Handy klingelte.

»Wie es aussieht, haben Sie einen echten Schatz gehoben«, sagte Jennifer, die NUMA-Forscherin. »Das ist ein authentischer MK-Tauchhelm der Marine, mit zwölf Bolzen und vier Fenstern. Morse war eine Messingverarbeitungsfabrik in Boston, die während des Bürgerkrieges mit ersten Taucherhelmen experimentierte.«

»Das Ding hier sieht aber wesentlich neuer aus«, sagte Austin.

»Ist es auch. Ihr Helm muss im Jahr 1944 hergestellt worden sein. Dieses MK-Modell wurde um die Jahrhundertwende eingeführt und im Laufe der Jahre immer weiter verbessert. Die Navy hat sie massenweise benutzt, für alle U-Boot-Bergungsarbeiten während des Zweiten Weltkriegs.«

»Heißt das, er wurde zuletzt im Krieg benutzt?«

»Nicht unbedingt. Jemand könnte ihn aus Armeebeständen erworben haben. Wenn er noch gut in Schuss ist, bringt er auf dem Sammlermarkt eine Menge Geld ein.«

»Zu schade, dass wir nicht wissen, wer der Besitzer ist«, sagte Austin.

»Ich kann Ihnen zwar auch nicht sagen, wer der Taucher ist, aber ich habe im Marinearchiv nachgesehen und heraus-

gefunden, wer ihn während des Krieges benutzt hat. Ein Navy-Taucher namens Chester Hutchins. Es heißt, dass er nach dem Krieg den ausgemusterten Helm gekauft hat. Sein damaliger Wohnort war Havre de Grace in Maryland.«

Austin kannte die Hafenstadt in der Nähe der Mündung des Susquehanna River. »Vielen Dank. Vielleicht leben dort noch Verwandte von ihm.«

»Tatsächlich gibt es dort eine Mrs. Chester Hutchins. Haben Sie was zu schreiben?«

Aus einer Kiste mit Ersatzteilen kramte Austin einen Kugelschreiber hervor und kritzelte die Nummer auf den Rand der Seekarte. Er bedankte sich noch einmal bei Jennifer und gab die Informationen an Zavala weiter.

»Das ist doch schon eine ganze Menge.«

»Mal sehen, was noch kommt«, sagte Austin. Er wählte die Nummer. Eine Frau meldete sich am Telefon. Austin zögerte, weil er nicht für einen Herzinfarkt verantwortlich sein wollte. Aber eine solche Nachricht ließ sich einfach nicht beschönigen.

Er fragte sie, ob sie mit Chester Hutchins verwandt war.

»Ja, das bin ich. Das heißt, ich *war* es. Mein erster Mann lebt schon seit vielen Jahren nicht mehr. Wer spricht denn da, bitte?«

»Mein Name ist Kurt Austin. Ich arbeite für die *National Underwater and Marine Agency*. Ich habe heute mit einem Freund einen Tauchgang zu einem Wrack in der Chesapeake Bay unternommen, und dabei haben wir einen Taucherhelm gefunden. Als wir seine Herkunft zu ermitteln versuchten, stießen wir auf den Namen Ihres Mannes.«

»Gütiger Himmel«, sagte sie. »Nach so langer Zeit …«

»Möchten Sie, dass wir Ihnen den Helm bringen, Mrs. Hutchins?«

»Bitte, ja. Ich gebe Ihnen meine Adresse.«

Sie sprachen noch ein paar Minuten miteinander, bis Austin auflegte.

Zavala sah ihn erwartungsvoll an. »Und?«, fragte er.

»Volltreffer!«, sagte Austin grinsend.

37

Carina fühlte sich, als würde sie auf Wolken gehen.

Das Mittagessen mit den zwei Ausstellungsorganisatoren im Gartencafé des Metropolitan Museum of Art war viel besser verlaufen, als sie erwartet hatte. Alles entsprach genau ihrem Plan. Endlich!

Die Organisatoren hatten mit Begeisterung auf ihren Vorschlag reagiert, den Diebstahl des *Navigators* der Presse zu melden, um mehr Besucher ins Museum zu locken. Sie konnten ihre Aufregung kaum im Zaum halten, als Carina von ihrer langen Suche nach der Statue und den zwei Versuchen berichtete, sie zu stehlen, von denen einer gescheitert und der andere geglückt war.

Die Organisatoren hatten sich gegenseitig Ideen wie Tischtennisbälle zugespielt und sich auf ihren elektronischen Organizern Notizen gemacht.

Der *Navigator* würde einen eigenen Raum erhalten. Geplant war eine Ausstellung innerhalb der Ausstellung, mit großen Fotos aus dem *National Geographic,* die die Ausgrabung der Statue in Syrien dokumentierten. Dazu Fotos aus dem irakischen Nationalmuseum, von den ägyptischen Pyramiden, vom Containerschiff, vom Smithsonian Institute. Sämtliche Teile des Puzzles. Im Zentrum der Ausstellung sollte ein leerer Sockel stehen, der für die Statue reserviert war, was dem Ganzen auch noch den passenden Hauch des Geheimnisvollen verlieh.

Das Thema der Ausstellung war von Anfang an klar: *Verschollen.*

Sie würde in der Museumsszene als ganz großes Ereignis gehandelt werden. Als *Blockbuster.*

Während Carina mit dem Lift vom Dachcafé hinunterfuhr, lächelte sie innerlich. Typisch Amerikaner! Sie mochten ihre Probleme haben, in der globalen Wirtschaft wettbewerbsfähig zu bleiben, aber sie wussten immer noch, wie man Luft zu Geld machte.

Der Gedanke an die Amerikaner erinnerte sie daran, Austin anzurufen.

Sie war zwar in Versuchung, einige der beeindruckenden Ausstellungen des Museums zu erkunden, doch ein Blick auf die Uhr sagte ihr, dass das Arbeitsessen länger gedauert hatte als erwartet.

Mit zügigen Schritten durchquerte sie die große Eingangshalle und verließ das Gebäude durch den Haupteingang. Sie stand zwischen den hohen Säulen am oberen Ende der breiten Treppe, die zur Fifth Avenue hinunterführte, und kramte ihr Handy aus der Handtasche. Sie rief das Nummernverzeichnis auf und hielt inne, als sie sich daran erinnerte, dass Austin sein Telefon ins türkische Meer geworfen hatte.

Carina rief die Auskunft an und erkundigte sich nach der Nummer der NUMA-Zentrale. Sie war froh, mit einem realen Menschen zu reden. Admiral Sandecker hatte automatische Ansagen noch nie gemocht, und die NUMA war vermutlich die einzige staatliche Organisation in Washington, bei der immer noch Menschen in der Telefonzentrale arbeiteten.

Sie sprach eine Nachricht auf Austins Anrufbeantworter und sagte, dass sie mit dem Taxi zur Penn Station fahren und aus dem Zug anrufen würde – oder erst später, wenn sie in

Washington eingetroffen war. Die gleiche Nachricht hinterließ sie auch im Bootshaus. Falls sie sich nicht mehr erreichten, würde sie mit einem Taxi zu ihrem Hotel fahren und warten, dass Austin zurückrief.

Während Carina telefonierte, wurde sie vom Vordersitz eines Taxis aus, das in der Nähe des Museumseingangs stand, genauestens beobachtet.

Ohne den Blick von der Zielperson abzuwenden, sprach der Fahrer in ein Funkgerät. »Nehme Fahrgast am Met auf.«

Carina steckte das Handy in ihre Handtasche zurück und stieg die Stufen hinab.

Das Taxi setzte sich langsam in Bewegung, und das Schild auf dem Wagendach leuchtete auf, um anzuzeigen, dass es frei war. Mit exaktem Timing blieb das Taxi genau vor Carina stehen, als sie den Bordstein erreicht hatte.

Sie konnte ihr Glück kaum fassen.

Carina öffnete die Tür und setzte sich auf die Rückbank. »Wohin darf ich Sie bringen?«, fragte der Fahrer, ohne sich umzudrehen.

»Zur Penn Station, bitte.«

Der Fahrer nickte und schob die Plastikscheibe zu, die den vorderen vom hinteren Bereich des Innenraums trennte. Das Taxi fuhr los und fädelte sich in den dichten Verkehr auf der Fifth Avenue ein. Carina blickte aus dem Fenster auf die Straße. New York war eine ihrer Lieblingsstädte. Sie liebte die Energie, die diese Metropole verströmte, die Kultur, die Macht und die unglaubliche Vielfalt ihrer Bewohner.

Manchmal machte sie sich Sorgen, dass sie selbst keine richtige Heimat hatte. Sie war ein Kind zweier Kontinente und stand mit einem Bein in Europa und mit dem anderen in Afrika. Sie wohnte und arbeitete in Paris, verbrachte aber viel

mehr Zeit unterwegs als zu Hause. Sie freute sich schon darauf, wieder Austins Bootshaus zu besuchen. Sie mochte diesen furchtlosen und gut aussehenden Amerikaner und beneidete ihn darum, wie er das Gleichgewicht zwischen der Existenz als Globetrotter und seinem Zuhause hielt. Sie wollte ihn irgendwann darauf mal ansprechen, wie er es eigentlich schaffte, das Beste zweier Welten miteinander zu verbinden.

Carina wurde sich plötzlich eines süßlichen Dufts bewusst, als hätte eine stark parfümierte Frau das Taxi bestiegen. Davon wurde ihr geradezu schwindlig. Sie versuchte, ein Fenster zu öffnen, aber der Heber funktionierte nicht. Der Geruch wurde immer intensiver. Sie hatte das Gefühl, erstickt zu werden. Sie rutschte auf die andere Seite der Rückbank und probierte den dortigen Fensterheber aus, doch er klemmte ebenfalls.

Sie fühlte sich benommen. Sie würde gleich in Ohnmacht fallen, wenn sie keine frische Luft bekam. Also klopfte sie gegen die Trennscheibe, um mit dem Taxifahrer zu reden. Er reagierte nicht. Sie blickte auf den Ausweis, der am Armaturenbrett hing, und hatte den Eindruck, dass das Foto gar nicht zum Gesicht des Fahrers passte. Ihr Herzschlag beschleunigte sich, und dann brach ihr der kalte Schweiß aus.

Ich muss … hier … raus.

Sie hämmerte mit den Fäusten gegen die Plastikscheibe. Der Fahrer blickte in den Rückspiegel. Sie konnte seine Augen sehen. Sie wirkten mitleidslos. Das Bild im Rückspiegel wurde immer verschwommener.

Ihre Arme schienen aus Blei zu bestehen. Sie war nicht mehr in der Lage, die Hände zu heben. Sie streckte sich auf der Rückbank aus, schloss die Augen und war im nächsten Augenblick schon weggetreten.

Der Taxifahrer blickte wieder in den Rückspiegel. Als er sah, dass Carina bewusstlos geworden sein musste, legte er einen Schalter am Armaturenbrett um und unterbrach die Gaseinleitung. Er bog von der Fifth Avenue ab und fuhr in Richtung Hudson River weiter.

Einige Minuten später fuhr er mit dem Taxi zu einem Wachhäuschen, das am Eingang zu einem umzäunten Gelände stand. Der Wachmann winkte ihn durch und zeigte auf einen Helikopterlandeplatz am Ufer des Flusses. Zwei Männer mit kalten Augen standen neben einem Hubschrauber, dessen Rotoren sich langsam drehten.

Das Taxi hielt neben der Maschine. Die Männer öffneten die hinteren Türen, zogen Carinas schlaffen Körper heraus und verfrachteten sie in den Hubschrauber.

Der eine Mann stieg auf den Pilotensitz, der andere setzte sich neben Carina. Er hielt ein Fläschchen bereit, um ihr eine weitere Dosis Betäubungsgas zu verabreichen, falls sie wieder aufwachen sollte.

Die Rotoren drehten sich immer schneller. Ein Ruck ging durch den Hubschrauber, dann hob er vom Landeplatz ab. Wenige Augenblicke später war er nur noch ein kleiner Punkt am Himmel.

38

»Nur hier bin ich glücklich«, zitierte Gamay aus dem Reiseführer. »Jefferson hat nicht den geringsten Zweifel daran gelassen, wie sehr er Monticello liebte.«

»Kann man es ihm etwa zum Vorwurf machen?« Paul zeigte durch die Windschutzscheibe auf den vertrauten Portikus und die Rotunde auf einem fernen Hügel, der sich über die grüne Landschaft von Virginia erhob.

Es war mindestens ein Jahr her, seit die Trouts Jeffersons berühmten Ruhesitz zuletzt besucht hatten, im Verlauf eines Geländeausflugs mit ihrem Humvee. Normalerweise fuhr Paul. Gamay dirigierte ihn und hielt Vorträge über die Sehenswürdigkeiten, wobei sie auf einen hohen Stapel aus Reiseführern zurückgriff. Mit ihren ständigen Kommentaren konnte sie ihm manchmal ziemlich auf den Geist gehen.

»Aha!«, sagte Angela.

Trout zuckte zusammen. Angela, die hinten im Wagen Platz genommen hatte, erwies sich als genauso verrückt nach kleinen Reiseanekdoten, wie Gamay es war. Seit sie früh am Morgen von Georgetown losgefahren waren, hatten sich die beiden Frauen damit abgewechselt, Fakten und Geschichten über Jefferson und Monticello zum Besten zu geben.

»Zu spät«, sagte Paul, der die junge Frau rechtzeitig ausbremsen wollte. »Wir sind schon da.«

»Aber das ist sehr *wichtig*«, sagte Angela. Sie hatte ihre Nase in ein dickes Taschenbuch mit dem Titel *Das Leben von Thomas Jefferson* gesteckt. »Hier geht es um die Jefferson-Dokumente, die auf der Flussfahrt nach Monticello gestohlen wurden.«

Trout spitzte die Ohren. »Lesen Sie vor.«

Angela musste sich nicht zwei Mal bitten lassen. »Jefferson schreibt an seinen Freund Dr. Benjamin Barton und berichtet ihm, dass er seine indianischen Vokabellisten verloren habe. Barton war Naturforscher und Mitglied der Philosophischen Gesellschaft. Jefferson bezeichnet den Diebstahl als ›nicht wieder gutzumachendes Unglück‹. In dreißig Jahren hatte er fünfzig verschiedene Indianersprachen erforscht, zögerte aber mit der Veröffentlichung, weil er das von Lewis gesammelte Material noch nicht eingearbeitet hatte. Er glaubte, dass einige indianische Wörter Ähnlichkeiten mit dem Russischen hatten. Er konnte ein paar Blätter aus dem Fluss bergen, darunter Mitteilungen über die Sprache der Pani-Indianer, die von Lewis stammten, ›und das kleine Fragment eines anderen Blattes‹. Wie ich sehe, ist es in seiner Handschrift verfasst, aber es gibt keinen Hinweis, um welche Sprache es geht.«

»Mich würde interessieren, ob es in diesen fragmentarischen Listen Ähnlichkeiten zu den Wörtern auf der Karte gibt, die als Phönizisch identifiziert wurden«, sagte Gamay.

»Das wäre möglich«, antwortete Paul. »Vielleicht hat Jefferson an Lewis geschrieben und ihm von den phönizischen Wörtern auf der Karte erzählt. Dann hat Lewis bemerkt, dass die Wörter Ähnlichkeiten zu anderem Material hatten, das er zwar auf seinen Reisen gesammelt, aber nicht an Jefferson weitergeleitet hatte.«

»Warum sollte er dieses Material zurückhalten?«, fragte Gamay.

»Vielleicht hat er die Bedeutung anfangs nicht erkannt. Nachdem er das Schreiben von seinem alten Chef erhalten hatte, ließ er alles stehen und liegen und machte sich auf den

Weg nach Monticello, um Jefferson etwas Bestimmtes zu zeigen.«

»Das heißt, dass die Karte von großer Bedeutung ist«, sagte Gamay. »Sie stellt die Verbindung zu den Phöniziern her und zeigt, wo Ophir liegt.«

»Eine interessante Idee, ohne weitere Informationen aber völlig nutzlos«, sagte Trout kopfschüttelnd. »Eine Windrose. Eine Entfernungsangabe. Landmarken. Solche Daten würden uns weiterhelfen.«

Angela öffnete ihre Aktentasche, kramte im Jefferson-Dokument und zog das Blatt mit den Schnörkeln, Punkten und phönizischen Wörtern hervor.

Sie hielt die Karte hoch. »Wir alle sind uns vermutlich darin einig, dass einige Details der Karte fehlen«, sagte sie.

»Richtig«, bestätigte Paul. »Wie es scheint, ist sie nur ein Teil einer größeren Darstellung.«

»Wenn das stimmt«, sagte Gamay mit wachsender Aufregung, »wäre es doch möglich, dass Lewis die andere Hälfte der Karte zu Jefferson bringen wollte. Angeblich hatte Lewis bei seiner Pazifik-Expedition eine Goldmine gefunden.«

»Wow!«, rief Angela. »Das bedeutet, wenn unsere Theorie über den jungen Sklaven stimmt, hat Jefferson *gewusst,* wo sich Ophir befindet.«

»Einen Moment«, sagte Paul grinsend. »Wir haben vielleicht einen falschen Eindruck erweckt. Gamay und ich spielen gerne mit Ideen, aber wir können nicht vergessen, dass wir Wissenschaftler sind. Das heißt: wir gehen im Ernstfall immer nur von Fakten aus. Hier äußern wir lediglich Vermutungen, die auf nicht bewiesenen Annahmen basieren.«

Angela wirkte plötzlich niedergeschlagen.

Gamay versuchte, die junge Bibliothekarin wieder aufzu-

muntern. »Du musst aber auch zugeben, dass es aufregende Vermutungen sind, Paul, trotz aller Fragen, die noch offen bleiben.«

»Ich wäre der Erste, der dir beipflichten würde, dass sie plausibel klingen«, sagte Paul. »Vielleicht finden wir ja hier ein paar Antworten.«

Er stellte den Humvee auf einem Parkplatz in der Nähe der Jefferson-Bibliothek ab. Es war ein imposantes, zweieinhalbgeschossiges Gebäude mit weißem Schindeldach, das fast einen Kilometer östlich vom Haupteingang des Anwesens lag. Sie betraten die Eingangshalle, nannten der Frau am Empfang ihre Namen und baten um ein Gespräch mit dem Archivar, mit dem sie zuvor schon telefoniert hatten. Ein paar Minuten später kam ein großer Mann in braunem Anzug in die Eingangshalle und streckte ihnen eine Hand entgegen.

»Freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte er mit breitem Lächeln und in einem sanften, leicht schleppenden Virginia-Dialekt, »Mein Name ist Charles Emerson. Jason Parker, der Archivar, mit dem Sie gesprochen haben, hat Ihre Anfrage an mich weitergeleitet. Willkommen in der Jefferson-Bibliothek.«

Emerson sprach mit tiefer Stimme und dem höflichen Ton eines Gentleman aus den Südstaaten. Seine mahagonifarbene Haut wirkte erstaunlich glatt, abgesehen von ein paar Lachfältchen um die Augen. Sein athletischer Körper füllte den Anzug aus, aber die stahlgraue Farbe seines Haars deutete darauf hin, dass er möglicherweise schon in den Sechzigern war.

Gamay stellte Paul und Angela vor. »Danke, dass Sie bereit sind, uns zu empfangen.«

»Kein Problem. Jason sagte, dass Sie für die *National Underwater and Marine Agency* arbeiten.«

»Paul und ich sind bei der NUMA. Miss Worth ist Bibliothekarin bei der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft.«

Emerson hob eine Augenbraue. »Ich fühle mich geehrt. Die Leistungen der NUMA sind mir gut bekannt. Und die Philosophische Gesellschaft gehört zu den Juwelen der Gelehrsamkeit in unserem Land.«

»Vielen Dank.« Angela blickte sich in der Eingangshalle um. »Ihre Bibliothek ist aber auch sehr beeindruckend.«

»Wir sind stolz auf dieses Haus«, sagte Emerson. »Die Renovierung hat fünfeinhalb Millionen Dollar gekostet, das Haus wurde im Jahr 2002 eröffnet. Unser Regalplatz reicht für achtundzwanzigtausend Bände, und es gibt die verschiedensten Lese- und Multimedia-Bereiche. Ich mache einen kleinen Rundgang mit Ihnen.«

Emerson zeigte ihnen die Lesesäle und Forschungsarbeitsplätze und führte sie dann in sein geräumiges Büro.

Er forderte seine Besucher auf, sich zu setzen, und nahm selbst hinter einem großen Eichenholzschreibtisch Platz.

»Ich bin mir allerdings nicht sicher, wie unsere Bibliothek der NUMA behilflich sein könnte«, sagte er. »Die Hügel von Virginia sind recht weit von den Ozeanen entfernt.«

»Das ist uns aufgefallen«, sagte Gamay lächelnd. »Aber Sie haben vielleicht mehr für uns, als Sie glauben. Meriwether Lewis hat auf Anweisung von Thomas Jefferson eine Expedition zum Pazifik unternommen.«

Falls Emerson diese Erklärung für recht weit hergeholt hielt, ließ er es sich nicht anmerken. »Meriwether Lewis«, sagte er nachdenklich. »Ein faszinierender Mann.«

Angela konnte sich nicht mehr zurückhalten. »Eigentlich interessieren wir uns mehr für seinen Diener. Einen jungen

Mann namens Zeb Moses, der sich bei Lewis befand, als er starb.«

»Jason sagte schon, Sie hätten Zeb erwähnt, als Sie anriefen. Das ist auch der Grund, warum er Ihre Anfrage an mich weitergeleitet hat. Zeb war ein ganz erstaunlicher Mann. Er wurde als Sklave geboren und hat fast sein ganzes Leben lang in Monticello gearbeitet. Er starb mit über neunzig, nachdem er lange genug gelebt hatte, um die Emanzipationsproklamation noch lesen zu können.«

»Sie scheinen recht viel über ihn zu wissen«, sagte Paul.

Emerson lächelte. »Kein Wunder. Zeb Moses ist mein Vorfahr.«

»Ein ganz wunderbarer Zufall«, sagte Paul. »Damit sind Sie genau der Richtige für die Frage, die uns beschäftigt.«

»Ich werde mein Bestes tun. Fragen Sie.«

»Wissen Sie, wie Zeb so kurz nach seiner Ankunft den Status als freier Sklave erlangen konnte?«

Paul hatte die Angewohnheit, wenn er in Gedanken versunken war, den Kopf ein wenig schräg zu legen und mit den großen braunen Augen zu blinzeln, als würde er über den Rand einer imaginären Brille schauen. Es war eine irritierende Eigenart, mit der er die Leute häufig verunsicherte. Emerson war da keine Ausnahme.

Er schien für einen Moment den Ausdruck unverbindlicher Freundlichkeit zu verlieren. Sein Lächeln wurde zu einer beinahe finsteren Miene, doch dann hatte er sich sofort wieder in der Gewalt. Er verzog die Lippen zu einem breiten Grinsen.

»Wie ich bereits sagte, mein Vorfahr war eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Woher wissen Sie, dass Zeb ein Freier war?«

»Wir haben uns über die Bewohner von Monticello vor Kurzem sachkundig gemacht«, sagte Paul. »Das Wort ›Freier‹ steht neben Zebs Namen auf einer Liste in Jeffersons Handschrift.«

»Jefferson hat einige seiner Sklaven in die Freiheit entlassen«, sagte Emerson.

»Aber nicht gerade viele«, erwiderte Angela. »Jefferson hatte gewisse Vorbehalte gegenüber der Sklaverei, aber auf Ihrer eigenen Website steht, dass er über einen längeren Zeitraum mindestens zweihundert eigene Sklaven gehabt habe. Er hat über einhundert verkauft und achtundfünfzig an seine Familie verschenkt. In seinem Testament hat er nur fünf von ihnen in die Freiheit entlassen und zu seinen Lebzeiten bloß drei, darunter auch Ihren Vorfahr.«

Emerson lachte. »Erinnern Sie mich gegebenenfalls daran, dass ich mir keinen intellektuellen Schlagabtausch mit Ihnen liefern sollte, junge Dame. Sie haben natürlich völlig recht. Aber trotzdem zeigt sich, dass er tatsächlich Sklaven entlassen hat, wenn auch leider nicht sehr häufig.«

»Was mich zu meiner Frage zurückbringt«, sagte Paul. »Warum wurde Zeb befreit und mit einer äußerst begehrten Aufgabe im Haushalt betraut, und zwar schon so kurze Zeit nach seinem Eintreffen in Monticello?«

Emerson lehnte sich in seinem Sessel zurück und verschränkte die Hände vor dem Gesicht. »Ich habe keine Ahnung. Wissen Sie vielleicht mehr darüber?«

Paul wandte sich an Angela. Er wollte die junge Dame für den wissenschaftlichen Vortrag entschädigen, den er ihr gehalten hatte. »Das kann Miss Worth erklären.«

Angela sprang sofort in die Bresche. »Wir glauben, dass sich Lewis auf einer Geheimmission befand und Jefferson

wichtige Informationen überbringen wollte. Lewis wurde aus genau diesem Grund ermordet, aber Zeb Moses reiste nach Monticello weiter, um das Ziel der Mission zu erfüllen. Darauf hat Jefferson ihn mit der Freiheit und einer Anstellung belohnt.«

»Eine kuriose Geschichte«, sagte Emerson kopfschüttelnd, um seine Skepsis zum Ausdruck zu bringen, ohne dabei unfreundlich zu werden. »Welche Art Information könnte man dem jungen Zeb denn anvertraut haben?«

Gamay wollte nicht zu viel preisgeben. Sie antwortete, bevor Angela etwas sagen konnte. »Wir glauben, dass es sich um eine Landkarte handelte.«

»Eine Landkarte wovon?«

»Das wissen wir nicht.«

»Davon habe ich noch nie gehört«, sagte Emerson. »Aber ich verspreche Ihnen, dass ich der Sache nachgehen werde. Sie haben meine Neugier geweckt. Ich hätte mir niemals träumen lassen, dass Zeb an Nacht-und-Nebel-Aktionen beteiligt gewesen sein könnte.« Er blickte auf die Uhr und erhob sich von seinem Sessel. »Leider muss ich dieses faszinierende Gespräch jetzt unterbrechen. Ich habe einen Termin mit einem potenziellen Mäzen.«

»Dafür haben wir natürlich Verständnis«, sagte Paul. »Danke, dass Sie uns einen Teil Ihrer kostbaren Zeit widmen konnten.«

»Keine Ursache«, sagte Emerson, während er seine Gäste zur Tür führte.

Für Emerson mochte das Thema beendet sein, aber nicht für Angela.

»Ach, das hätte ich fast vergessen, Mr. Emerson«, sagte sie. »Haben Sie jemals von Jeffersons Artischocken-Gesellschaft gehört?«

Emerson hielt überrascht inne, die Hand am Türknauf. »Nein«, sagte er. »Noch nie. Hat es etwas mit Landwirtschaft zu tun?«

»Vielleicht«, antwortete Angela mit einem Schulterzucken.

»Auch zu diesem Thema müsste ich zunächst einige Nachforschungen anstellen.«

Emerson beobachtete vom Eingang aus, wie seine Besucher in den Humvee stiegen und davonfuhren. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck tiefster Besorgnis.

Schnell kehrte er in sein Büro zurück und wählte eine Telefonnummer.

Eine Männerstimme antwortete. Sie klang trocken und spröde. »Guten Morgen, Charles. Wie geht es Ihnen?«

»Ich habe mich schon besser gefühlt. Die Leute, die gestern angerufen haben und mehr über Zeb Moses wissen wollten, haben die Bibliothek soeben verlassen. Ein Ehepaar, das für die NUMA arbeitet, und eine junge Frau von der Philosophischen Gesellschaft.«

»Ich gehe davon aus, dass Sie Ihr ganzes rhetorisches Geschick eingesetzt haben, um sie abzuwimmeln.«

»Ich dachte auch tatsächlich schon, es wäre mir gelungen, bis die junge Frau nach der Artischocken-Gesellschaft fragte.«

Mehrere Sekunden lang herrschte am anderen Ende der Leitung Schweigen, bis die kalte, trockene Stimme sagte: »Wir sollten lieber ein Treffen mit den anderen einberufen.«

»Ich werde mich sofort darum kümmern«, sagte Emerson.

Er legte auf und starrte einen Moment lang ins Leere. Dann schien er wieder aufzuwachen und tippte die erste Telefonnummer einer Liste ein, die er auswendig gelernt hatte.

Während er darauf wartete, dass sich die erste Person meldete, nahm ein Bild vor seinem geistigen Auge Gestalt an. Es

war das Bild eines riesigen Garnknäuels, das sich langsam entwirrte.

»Erste Eindrücke?«, fragte Paul, als sie von Monticello abfuhren.

»Aalglatt, aber nicht sehr mitteilsam«, sagte Gamay.

»Er hat uns etwas verheimlicht«, pflichtete Angela ihr bei.

»Ich habe seine Reaktion beobachtet, als Sie die Artischocken-Gesellschaft erwähnten«, sagte Paul. »Wie ein Hirsch, der im Scheinwerferlicht erstarrt.«

»Das ist auch mir aufgefallen«, sagte Gamay. »Angelas Frage hat ihn eindeutig erschüttert. Vielleicht sollten wir uns diese kleine Gesellschaft mal etwas genauer ansehen. Kennt irgendwer einen Experten für Artischocken?«

»Ich kenne wirklich jemanden«, sagte Angela. »Einen Autor, der alles zum Thema Artischocken recherchiert – für ein Buch. Ich werde ihn sofort anrufen.«

Stocker war zu Hause und freute sich, wieder einmal von Angela zu hören. »Geht es Ihnen gut? Ich habe von dem Mord in der Bibliothek erfahren und schon versucht, Sie zu Hause anzurufen.«

»Mit mir ist alles in Ordnung. Ich erzähle Ihnen später davon. Jetzt möchte ich Sie aber um einen Gefallen bitten. Vielleicht erinnern Sie sich daran, dass ich Ihnen von einer Artischocken-Gesellschaft erzählt habe. Mich würde interessieren, ob Sie bei Ihren Nachforschungen mehr darüber herausgefunden haben?«

»Jeffersons Geheimklub?«

»Genau der. Was wissen Sie darüber?«

»Inzwischen bin ich auf einen Artikel über Geheimgesellschaften an der University of Virginia gestoßen. Darin wird

dieser Klub erwähnt. Aber ich bin der Sache dann gar nicht weiter nachgegangen, einfach weil sie offenbar keine große Bedeutung hat.«

»Wissen Sie noch, wer den Artikel geschrieben hat?«

»Ein Professor an der UVA. Ich gebe Ihnen seinen Namen und seine Telefonnummer.«

Sie notierte sich die Informationen und sagte zu Stocker, dass sie sich wieder bei ihm melden werde. Dann teilte sie den Trouts mit, was sie erfahren hatte. Gamay machte sich sofort an die Aufgabe, den Professor ans Telefon zu bekommen.

»Gute Neuigkeiten«, sagte sie, nachdem sie aufgelegt hatte. »Der Professor würde sich zwischen zwei Seminaren gerne mit uns treffen, aber wir müssen uns beeilen.«

Trout drückte aufs Gaspedal.

»Nächster Halt: University of Virginia.«

39

Die Witwe des verstorbenen Wracktauchers lebte in einem quadratischen, dreistöckigen Haus, das einst einen eleganten Anblick geboten haben mochte, bevor dann aber die jahrelange Vernachlässigung ihren Tribut gefordert hatte. Die uralte gelbe Farbe blätterte ab. Die Läden hingen schief in den Fensterrahmen. Der Eindruck der Baufälligkeit verflüchtigte sich jedoch, wenn man den frisch gemähten Rasen und die ordentlichen Blumenbeete vor dem Haus betrachtete.

Austin drückte auf den Klingelknopf. Als er kein Läuten hörte, klopfte er an die Tür. Niemand antwortete. Dann pochte er, so laut er konnte, ohne sich die Knöchel zu brechen oder die Tür einzuschlagen.

»Ich komme ja schon!« Ein weißhaarige Frau kam hinter dem Haus hervor. »Entschuldigung«, sagte sie mit einem strahlenden Lächeln. »Ich war draußen im Garten.«

»Mrs. Hutchins?«, fragte Austin.

»Nennen Sie mich doch Thelma.«

Sie wischte sich den Schmutz von den Händen und schüttelte erst Austin und dann auch Zavala die Hand. Ihr Griff war erstaunlich fest, und beide Männer spürten die Schwielen an ihrer Hand.

Austin und Zavala stellten sich vor.

Sie kniff die stahlblauen Augen leicht zusammen. »Sie haben mir am Telefon gar nicht gesagt, wie gut Sie aussehen«, bemerkte Thelma lächelnd. »Dann hätte ich mich etwas aufgetakelt, statt Ihnen wie ein altes Sumpfhuhn gegenüberzutreten. Sie sind es also, der Hutchs Helm gefunden hat.«

Austin zeigte auf den Cherokee, der vor dem Haus stand. »Er liegt hinten auf der Ladefläche des Jeeps.«

Thelma marschierte zielstrebig die Auffahrt hinunter und öffnete die Heckklappe des Wagens. Der Helm war von Meeresvegetation gesäubert worden, und nun glänzten das Messing und das Kupfer im Sonnenlicht.

Sie strich zärtlich mit den Fingern über die Wölbung des Helms. »Das ist eindeutig Hutchs Blecheimer«, sagte sie und wischte sich eine Träne aus dem Auge. »Liegt er immer noch da unten?«

Austin erinnerte sich an den grinsenden Schädel. »Ich fürchte ja. Möchten Sie, dass wir die Küstenwache verständigen, damit man seine sterblichen Überreste bergen und bestatten kann?«

»Lassen wir den alten Knaben lieber da, wo er ist«, sagte Thelma. »Man würde seine Knochen ja auch nur in die Erde legen. Das hätte ihm sicher nicht gefallen. Ich hatte seitdem zwei Ehemänner, sie mögen in Frieden ruhen, aber Hutch war der erste und der allerbeste. Das möchte ich ihm nicht antun. Kommen Sie mit nach hinten. Wir werden einen privaten Gedenkgottesdienst für ihn abhalten.«

Austin tauschte einen amüsierten Blick mit Zavala aus. Thelma Hutchins war keineswegs die gebrechliche alte Dame, mit der sie gerechnet hatten. Sie war groß und hielt sich gerade, ohne die Schultern zu beugen, wie es Menschen in ihrem Alter häufig taten. Außerdem bewegte sie sich mit sicheren Schritten, als sie Austin und Zavala zu einem verwitterten Holztisch unter einem verblassten *Cinzano*-Sonnenschirm führte. Dann sagte Thelma, dass sie gleich wieder da wäre.

Von hinten wirkte das Haus sogar noch schlimmer, der

Garten schien dagegen so gepflegt wie ein Golfplatz. Überall waren Blumenbeete angelegt, und der Gemüsegarten war groß genug, um eine Armee von Veganern zu ernähren. Ein verdreckter Labrador kam zu ihnen und sabberte an Austins Knie.

Thelma kehrte mit drei Bierflaschen aus dem Haus zurück und entschuldigte sich für die Billigmarke.

»Ich werde sofort anfangen, nur noch Stella Artois zu trinken, wenn man mir die Rente erhöht. Vorläufig müssen Sie sich mit dieser Pantherpisse zufriedengeben.« Sie blickte auf den Hund. »Wie ich sehe, haben Sie Lush auch schon kennengelernt.« Sie goss etwas Bier in eine Schale und grinste, als der Hund herbeitrottete und das schäumende Getränk aufschlabberte. Dann hob sie ihre Flasche. »Auf Hutch. Ich wusste, dass irgendwer nach all den Jahren den alten Piraten noch mal finden würde.«

Sie stießen mit den Flaschen an und nahmen einen Schluck.

»Wie lange wird Ihr Gatte schon vermisst?«, fragte Austin.

»Mein *erster* Gatte.« Sie nahm einen weiteren Schluck Bier und schürzte die Lippen. »Hutch machte seinen Abgang im Frühjahr 1973. Wo haben Sie ihn gefunden?«

Austin entfaltete die Seekarte, die er mitgebracht hatte, und tippte auf eine Stelle, die er mit einem Kreuz markiert hatte.

»Verdammt!«, entfuhr es Thelma. »Das ist ziemlich weit weg von da, wo ich das Schatzwrack vermutet hatte.«

»Schatzwrack?«, fragte Zavala.

»So hat Hutch es genannt, der Idiot. Das war es auch, was ihn umgebracht hat.«

»Können Sie uns sagen, was geschehen ist?«, fragte Austin.

Ein entrückter Blick trat in ihre Augen. »Mein Ehemann ist an der Bay geboren und aufgewachsen. Im Zweiten Weltkrieg meldete er sich bei der Navy und wurde Taucher. Ein verdammt guter Taucher, wie ich immer wieder gehört habe. Nach dem Krieg hat er der Navy seine Ausrüstung abgekauft. Wir haben geheiratet, und er hat ab und zu kommerzielle Tauchaufträge angenommen, um in Übung zu bleiben. Die meiste Zeit aber war er mit einem Fischkutter draußen. Dabei hat er auch das Wrack gefunden. Sein Netz hat sich darin verfangen. Dieses Wrack hat ihn ziemlich überrascht.«

»Warum?«, fragte Austin.

»Hutch kannte jedes Wrack in der Gegend. Er hat einige auf Tauchgängen erkundet. Er war Amateurhistoriker und hatte eine Menge Studien betrieben. Es gab aber keinerlei Berichte, dass an dieser Stelle jemals ein Schiff untergegangen ist.«

»Er hat Ihnen nie gesagt, wo sich das Wrack befindet?«, fragte Zavala.

»Mein Mann war so stumm wie eine Chesapeake-Auster. Er war richtig altmodisch. Meinte, dass Frauen unverbesserliche Klatschtanten sind. Er sagte, er würde es mir erst dann verraten, wenn er auch Gold für mich heraufgeholt hätte.«

»Wie kam er darauf, dass sich an Bord des gesunkenen Schiffs Gold befindet?«, fragte Austin.

»Viele Leute wissen gar nicht, dass es hier früher überall Goldminen gab. In Maryland, Virginia und rauf bis nach Pennsylvania.«

»Das überrascht mich nicht. Ich habe erst letztes Jahr erfahren, dass die Umgebung der Chesapeake Bay wegen ihrer Goldvorkommen eine große Bedeutung hatte«, sagte Austin. »In Maryland bin ich zufällig auf ein *Gold Mine Café* gestoßen

und erfuhr, dass es nach einer aufgegebenen Mine in der Nähe benannt wurde.«

»Ihr Mann vermutete also, dass mit diesem Schiff Gold transportiert werden sollte«, sagte Zavala.

»Es war aber mehr als nur eine Vermutung, mein Hübscher.« Sie zog an der Kette, die sie um den Hals trug, und zeigte ihnen ein goldenes Medaillon, in der Form eines Pferdekopfes. »Das hier hat er beim ersten Tauchgang gefunden. Hat es mir geschenkt und fest versprochen, dass ich noch mehr davon bekomme.« Sie seufzte schwer. »Ach, Hutch«, sagte sie. »Du warst mir viel mehr wert als jeder Schatz.«

»Tut uns leid, dass wir alte Erinnerungen geweckt haben«, sagte Austin.

Ihr Lächeln kehrte zurück. »Keine Sorge, Kurt. Ich muss mich entschuldigen, dass ich sie vergessen hatte.«

Zavala hatte noch eine andere Frage. »Kurt und ich hatten einige Schwierigkeiten, den Helm aus dem Wasser zu hieven. Zusammen mit dem Bruststück ist er sogar noch viel schwerer. Wie hat Ihr Mann es geschafft, ganz allein in diesen Taucheranzug zu steigen und ihn dann immer wieder auszuziehen?«

»Oh, er war gar nicht allein. Er arbeitete mit einem Matrosen namens Tom Lowry zusammen, als er das Wrack fand. Also hatte er ihn in das Geheimnis einweihen müssen. Tom wurde sein Tauchhelfer. Hutch versprach, halbehalbe mit ihm zu machen, wenn sie etwas fanden.«

»Lebt Tom noch?«, fragte Austin.

»Das Wrack hat auch ihn getötet«, sagte Thelma. »Die Küstenwache vermutete, dass Hutch da unten in Schwierigkeiten geriet. Vielleicht hat sich sein Luftschlauch irgendwo verfangen. Tom war stark wie ein Ochse, aber ihm fehlte

ein Bier zum Sixpack, falls Sie verstehen, was ich damit andeuten will. Er hat immer zu Hutch gehalten, egal, was kam. Ich schätze, er ist einfach ins Wasser gesprungen, ohne nachzudenken. Dann geriet auch er in Schwierigkeiten und ertrank.«

»Wenn das Boot am Wrack ankerte, hätte die Küstenwache es dann nicht finden müssen?«, fragte Austin.

»Noch am gleichen Tag zog aber ein Sturm auf. Das Boot riss sich los und trieb mehrere Seemeilen ab. Toms Leiche wurde weit entfernt angespült. Ich habe das Boot dann an einen Freund von Hutch verkauft, den ich später sogar geheiratet habe.«

»Haben Sie jemals irgendwem von dem Schatz erzählt?«

Sie schüttelte energisch den Kopf. »Nicht einmal der Küstenwache. Das Unglückswrack hatte schon zwei Männer auf dem Gewissen. Ich wollte nicht sämtliche Frauen der Stadt zu Witwen machen.«

»Wie oft ist Hutch zu diesem Wrack getaucht?«, fragte Zavala.

»Er ist zwei Mal hinausgefahren.« Sie spielte mit der Halskette. »Beim ersten Mal hat er dieses Medaillon gefunden. Beim zweiten Versuch scheint er … leider noch mal runtergegangen zu sein, nachdem er doch schon den Krug geborgen hatte.«

Austin stellte seine Bierflasche ab. »Was für einen Krug, Thelma?«

»Ein altes Ding aus Ton. Grün und grau, immer noch versiegelt. Ich habe es zwischen den Tauchersachen gefunden, die Hutch und Tom in einem Bootshaus lagerten. Der Krug war zu leicht, um Gold enthalten zu können, aber ich hatte nie das Bedürfnis, ihn zu öffnen. Ich dachte mir, dass dabei

bestimmt noch mehr Unglück herauskommt. Wie bei dieser Büchse der Pandora.«

»Dürften wir uns diesen Krug einmal ansehen?«, fragte Austin.

Thelma wirkte plötzlich verlegen. »Ich wünschte, Sie wären etwas früher gekommen. Ich habe ihn erst vor ein paar Tagen weggegeben. Ein Mann war hier. Sagte, er würde ein Buch schreiben und hätte in der Stadt Seemannsgarn über Hutch und sein Wrack gehört. Als ich ihm von dem Krug erzählte, fragte er, ob er ihn sich ausborgen könnte, um ihn mit Röntgenstrahlen zu durchleuchten. Ich sagte ihm, dass er das Ding ruhig haben kann.«

»Hieß er zufällig Saxon?«, fragte Austin.

»Richtig. Tony Saxon. Gut aussehender Kerl, aber nicht so gut wie Sie. Kennen Sie ihn?«

»Flüchtig«, sagte Austin mit einem bedauernden Grinsen. »Hat er gesagt, wo er sich einquartiert hat?«

»Nein«, sagte sie nach kurzer Überlegung. »Schließlich habe ich ja nichts Wertvolles weggegeben, oder? Dieses Haus macht eine Menge Arbeit.«

»Mag sein«, sagte Austin. »Aber der Helm gehört Ihnen, und der ist viel Geld wert.«

»Genug, um diese alte Hütte zu reparieren und ihr einen neuen Anstrich zu verpassen?«

»Vielleicht haben Sie anschließend sogar noch genug übrig, um sich ein paar Kisten Stella Artois leisten zu können«, sagte Austin.

Zavala und er lehnten das Angebot ab, darauf mit einem zweiten Bier anzustoßen. Sie holten den Helm aus dem Jeep und stellten ihn im Wohnzimmer ab. Austin sagte zu Thelma, dass er einen Schätzer vorbeischicken werde, der sich mit

solchen Sachen auskannte. Sie dankte den beiden mit jeweils einem Küsschen auf die Wange.

Austin wollte gerade in den Jeep steigen, als er einen Zettel sah, der unter den Scheibenwischer geklemmt war. Er entfaltete das Stück Papier und las die handschriftliche Nachricht.

Lieber Kurt. Tut mir leid wegen der Amphore. Ich werde um 18 Uhr im Tidewater Grill sein. Ich gebe eine Runde aus. AS

Austin reichte Zavala den Zettel. Der las ihn und lächelte. »Ist doch gar nicht so schlecht, wenn dein Freund uns einen ausgeben will.«

Austin setzte sich hinters Lenkrad, und nachdem auch Zavala eingestiegen war, fuhren sie zur Hafenpromenade. Als sie in die Stadt gekommen waren, hatte er das Schild des Tidewater schon gesehen und erinnerte sich auch an den Weg zum Restaurant mit Blick auf die Bay. Zavala und er traten in die Bar und sahen Saxon, der mit dem Barkeeper gerade eine Diskussion übers Angeln führte. Er lächelte, als er Austin bemerkte, und stellte sich Zavala vor. Dann schlug er ein in dieser Gegend gebrautes Bier vor. Mit den Gläsern zogen sie sich an einen Ecktisch zurück.

Austin war nicht gern der Verlierer, aber sein Groll währte für gewöhnlich nur kurz. Er hob sein Bier, um anzustoßen.

»Meinen Glückwunsch, Saxon. Wie haben Sie das geschafft?«

Saxon nahm einen Schluck Bier und wischte sich den Schaum vom Schnurrbart.

»Mit Glück und Spucke«, sagte er. »Ich hatte schon seit Längerem vor, mich auf diese Region zu konzentrieren. Ich hatte mich von der Westküste Nordamerikas abgewandt, nachdem mein Nachbau abgefackelt wurde.«

»Warum glauben Sie, dass es Brandstiftung war?«, fragte Austin.

»Ein paar Tage vor dem Feuer erhielt ich von einem Händler ein Kaufangebot für das Schiff. Ich sagte ihm, dass der Nachbau ein wissenschaftliches Projekt sei, das ich nicht verkaufen werde. Am Ende derselben Woche wurde das Boot in Brand gesteckt.«

»Wer wollte es kaufen?«

»Sie sind ihm bei der Enthüllung des *Navigators* begegnet. Viktor Baltazar.«

Austin erinnerte sich an den wütenden Blick in Saxons Augen, als Baltazar das Lagerhaus des Smithsonian betreten hatte.

»Erzählen Sie uns, was Sie zur Chesapeake Bay gezogen hat«, sagte Austin.

»Ich habe diese Gegend schon immer als einen möglichen Kandidaten betrachtet, weil es hier so viele Goldminen gibt. Auch der Susquehanna River hat meine Aufmerksamkeit erregt. Vor einigen Jahren wurden ein Stück flussaufwärts – in Mechanicsburg, Pennsylvania – ein paar Tafeln mit Zeichen gefunden, die vielleicht phönizischen Ursprungs sein könnten.«

»Und was hat Sie zu Thelma Hutchins geführt?«

»Nach dem Diebstahl des *Navigators* war ich völlig verzweifelt. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, also kam ich hierher und hörte mich in Taucherläden und bei historischen Gesellschaften um. Thelmas Ehemann – oder wohl eher sein Helfer – scheint irgendwann ein paar Andeutungen gemacht zu haben. Ich ging Gerüchten über ein Wrack nach, in dem ein Schatz verborgen sein soll. Dann hörte ich von Thelma und machte sie ausfindig. Sie war mit meinem Vorschlag, die

Amphore mitzunehmen, einverstanden. Offensichtlich ist sie meinem Charme erlegen.«

»*Offensichtlich*«, sagte Austin. »Und wie haben Sie uns gefunden?«

»Wenn die NUMA unauffällig bleiben möchte, schlage ich vor, dass Sie Ihre Fahrzeuge nicht in diesem wunderbaren Türkiston, sondern etwas unscheinbarer lackieren. Ich war gerade auf dem Weg zu einem verspäteten Frühstück, als ich Ihren Wagen sah. Ich bin Ihnen bis zum Bootskai gefolgt und habe dann beobachtet, wie Sie Ihre Tauchersachen ausluden. Nach Ihrem Ausflug bin ich Ihnen bis zu Thelmas Haus gefolgt. Aber jetzt würde ich Ihnen gerne eine Frage stellen. Wie haben *Sie* von dem Wrack erfahren?«

Austin erzählte Saxon von dem zweiten *Navigator,* den sie in der Türkei gefunden hatten, und außerdem von der Landkarte, die in die Statue graviert war.

Saxon lachte trocken. »Eine verdammte Katze! Ich hatte schon immer den Verdacht, dass die Statue noch nicht alle Geheimnisse preisgegeben hat. Vielleicht waren es zwei, die einen Tempel bewacht haben.«

»Salomons Tempel?«, fragte Austin, als er sich an seine Gespräche mit Nickerson erinnerte.

»Wahrscheinlich.« Saxon runzelte die Stirn. »Mich wundert nur, dass die Leute, die die Originalstatue gestohlen haben, nicht auch das Wrack ausfindig gemacht haben.«

»Vielleicht sind sie einfach nicht so schlau wie wir«, sagte Austin. »Sie haben also die Amphore. Was wollen Sie damit machen?«

»Ich habe sie bereits geöffnet und untersuche noch den Inhalt.«

»Sie haben keine Zeit verloren. Was befindet sich darin?«

»Die Antwort hängt von Ihnen ab, Kurt. Ich hoffe, dass wir zu einer Vereinbarung gelangen können. Ich könnte die technischen Möglichkeiten der NUMA gut gebrauchen. Ich bin nicht an Gold oder Schätzen interessiert. Nur an Wissen. Mein höchstes Ziel ist es, die Königin von Saba zu finden. Ich gebe jederzeit zu, dass ich von dieser Dame wirklich besessen bin.«

Austin legte die Stirn in tiefe Falten und wandte sich an Zavala. »Meinst du, wir sollten mit diesem windigen Kerl einen Handel schließen?«

»Verdammt, Kurt, du weißt genau, wie sehr ich auf Abenteuerromanzen stehe. Mein Okay hat er.«

Austin hatte sich bereits entschieden. Die Unterstützung durch die NUMA wäre nur ein kleiner Preis, den sie für Saxons Fachwissen zahlen müssten. Er bewunderte den Mann für seine Brillanz und Hartnäckigkeit.

Schließlich richtete er den Blick auf Saxon. »Wir haben uns einstimmig entschieden. Allerdings unter zwei Bedingungen.«

Saxon wirkte bestürzt. »Wie lautet die erste?«

»Dass Sie mir sagen, was Sie in der Amphore gefunden haben.«

»Eine Papyrusrolle«, sagte Saxon. »Und die zweite?«

»Dass Sie uns noch eine Runde ausgeben.«

»Bei Gott! Es ist einfach ungerecht von Ihnen, Austin, einen Verzweifelten so auszunutzen«, sagte Saxon und zwirbelte das Ende seines Schnurrbarts.

Dann grinste er, rief den Barkeeper und hielt drei Finger hoch.

40

Baltazars Kammerdiener lief durch den dunkel getäfelten Korridor und blieb vor einer Tür aus dickem Eichenholz stehen. Er balancierte das Tablett auf einer Hand und klopfte leise an. Niemand antwortete. Er lächelte. Er wusste ja, dass sich Carina in diesem Zimmer befand. Schließlich hatte er ihren bewusstlosen Körper vom Hubschrauber hierher getragen.

Der Diener zog einen Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn ins Schloss und drückte die Tür auf.

Carina stand direkt vor ihm, das Gesicht zu einer zornigen Maske verzerrt. Mit beiden Händen hielt sie den Fuß einer schirmlosen Tischlampe, als wäre es eine Kriegskeule. Sie war bereit, dem ersten Menschen, den sie sah, den Schädel einzuschlagen. Aber sie hatte nicht mit jemandem gerechnet, der ein Tablett mit einer Teekanne und einer Tasse aus feinstem Porzellan hielt.

Ohne die Lampe sinken zu lassen, verlangte sie zu wissen: »Wer hat mich ausgezogen?«

»Ein weibliches Mitglied des Hauspersonals«, sagte der Diener. »Ihre Kleidung wurde gewaschen. Mr. Baltazar dachte sich, dass es für Sie angenehmer wäre, in der Zwischenzeit saubere Kleidung zu tragen.«

»Sie können Mr. Baltazar sagen, dass ich meine Sachen auf der Stelle wiederhaben will.«

»Sie können es ihm selbst sagen«, erwiderte der Diener. »Er erwartet Sie im Garten. Aber es hat keine Eile. Kommen Sie, wenn Sie bereit sind. Darf ich dieses Tablett abstellen?«

Carina funkelte den Mann böse an, doch dann trat sie zur Seite und ließ ihn ins Schlafzimmer. Er stellte das Tablett auf einen kleinen Tisch, ließ die Lampe aber nicht aus den Augen, während er rückwärts aus dem Zimmer ging, ohne die Tür zu schließen.

Carina war erst wenige Minuten zuvor erwacht und hatte sich in einem fremden Bett wiedergefunden. Sie erinnerte sich nur noch an den süßlichen Duft im Taxi. Sie hatte die Decke zurückgeworfen und festgestellt, dass sie lediglich ihre Unterwäsche trug. Dann hatte sie das gesamte Schlafzimmer nach ihrer Kleidung abgesucht. Das Einzige, was sie gefunden hatte, war ein langes weißes Baumwollhemd mit rundem Ausschnitt.

Mit diesem Hemd in der Hand hatte sie sich umgesehen. Abgesehen von den Gitterstäben vor den Fenstern wirkte der Raum wie ein Schlafzimmer in einem guten Hotel. Sie war zu einem Fenster gegangen und hatte auf einen gepflegten Rasen geblickt, als sie das Klopfen gehört hatte. Schnell hatte sie sich daraufhin das Hemd übergezogen und nach der Lampe gegriffen.

Nachdem der Diener gegangen war, trat sie auf den Korridor hinaus und beobachtete, wie er in einen anderen Gang abbog. Sie kehrte ins Schlafzimmer zurück und schlug die Tür hinter sich zu. Ihre Hände zitterten vor Anspannung. Sie stellte die Lampe ab, ließ sich in einen Polstersessel sinken – und die Tränen fließen.

Die Wut, die ihr den Mut für einen Angriff auf den Diener verliehen hatte, war verraucht. Sie wischte sich die Augen trocken und ging ins Bad, wo sie sich das Gesicht wusch und das zerraufte Haar kämmte. Sie nahm einen großen Schluck Tee, trat erneut in den Korridor und folgte der Richtung, die

der Diener genommen hatte, bis zu einer offen stehenden Terrassentür. Draußen erwartete sie strahlender Sonnenschein. Sie blickte sich um. Tatsächlich befand sie sich in einem großen Garten. Wasser sprudelte in einem Brunnen, der von einer nackten Frau gekrönt wurde, die von ebenso nackten Putten umgeben war. Doch ihr Blick wanderte zu Baltazar, der in dem Beet, das den Springbrunnen umrundete, Blumen schnitt.

Baltazar trug eine lässige Freizeithose, ein schwarzes kurzärmliges Hemd und an den Füßen Espadrilles. Er lächelte, als sie den Garten betrat, und näherte sich ihr, um ihr den Blumenstrauß zu überreichen.

Carina verschränkte die Arme. »Ich will Ihre Blumen nicht. Wo bin ich?«

Er ließ den Strauß sinken und legte ihn auf eine Marmorbank. »Sie sind mein Gast, Miss Mechadi.«

»Ich *will* aber nicht Ihr Gast sein. Ich bestehe darauf, dass Sie mich unverzüglich gehen lassen.«

Immer noch lächelnd betrachtete Baltazar die junge Frau, als wäre er ein Schmetterlingssammler, der ein seltenes Exemplar gefangen hatte. »Gebieterisch. Selbstbewusst. Genau das, was ich von der Mekada-Linie erwartet habe.«

Diese Antwort ließ Carinas Zorn in Verwirrung umschlagen. »Wovon reden Sie?«

»Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen.« Er deutete auf einen runden Marmortisch, der für zwei Personen gedeckt war. »Leisten Sie mir bei Wein und Tapas Gesellschaft, dann werde ich Ihnen die ganze Geschichte erzählen.«

Carina blickte sich im Garten um. Zwei Männer in schwarzen Uniformen standen neben einer Tür, die möglicherweise aus dem Hof hinausführte. Eine Flucht war also

unmöglich. Selbst wenn sie von hier wegkam – was dann? Sie hatte ja keine Ahnung, wo sie war. Es wäre dennoch besser, auf Zeit zu spielen. Sie ging zu dem Tisch und nahm mit steifem Rücken Platz.

Der Diener erschien wie herbeigezaubert und füllte ihre Gläser aus einer Wasserkaraffe. Mehrere Gerichte folgten. Carina hatte sich vorgenommen, nur ein wenig davon zu naschen und Baltazars Gastfreundschaft nicht anzunehmen. Aber dann stellte sie fest, dass sie völlig ausgehungert war. Sie aß, was ihr vorgesetzt wurde, und sagte sich, dass sie wieder zu Kräften kommen musste. Den Roséwein rührte sie nicht an. Sie musste einen klaren Kopf behalten, wenn sie sich mit dem Kommenden auseinandersetzen wollte.

Baltazar schien ihre Gedanken zu lesen. Er war ein guter Menschenkenner und verzichtete während der Mahlzeit auf jede Konversation, außer sie zu fragen, ob das Essen nach ihrem Geschmack sei. Als sie genug hatte, trank sie ihr Glas Wasser aus und schob den Teller von sich.

»Ich habe meinen Teil Ihrer Bitte erfüllt«, sagte sie.

»Das haben Sie.« Baltazar nickte. »Jetzt werde ich auch den meinen erfüllen. Die Geschichte beginnt vor dreitausend Jahren mit Salomon.«

»König Salomon?«

»Der und kein anderer. Der Sohn von David, König der Länder, die dem Gebiet entsprechen, das wir heute als Israel kennen. Nach biblischen Berichten erhält Salomon Besuch von der Königin eines Landes, das als Saba bezeichnet wird. Sie hat von Salomons Weisheit gehört und ist neugierig auf ihn. Als sie eintrifft, ist sie nicht nur von seiner Weisheit, sondern ebenso von seinem Reichtum beeindruckt. Sie verlieben sich ineinander. Er schreibt sogar mehrere erotische

Gedichte, von denen manche glauben, dass sie ihr gelten, zumindest zum Teil.«

»Das Hohelied Salomons«, sagte Carina.

»Richtig. Die Frau stellt sich in den Gedichten selbst vor: ›Ich bin braun, aber gar lieblich, ihr Töchter Jerusalems.‹«

»Sie kam aus Afrika«, sagte Carina.

»So scheint es. In der Bibel wird sie nur kurz erwähnt. Im Koran findet sich eine umfangreichere Geschichte, und die arabischen und später die mittelalterlichen Chronisten spannen den Faden noch weiter. Saba und Salomon heiraten, sie gebiert ihm einen Sohn und kehrt dann in ihr Heimatland zurück. Er hat viele Ehefrauen, Konkubinen und Kinder. Sie wird noch mächtiger und reicher.«

»Und der Sohn?«

»In der Legende heißt es, dass er nach Afrika zurückkehrte und dort als König herrschte.«

»Ein hübsches Märchen«, sagte Carina. »Erlauben Sie mir jetzt, Ihre Gastfreundschaft nicht weiter zu beanspruchen und diesen Ort zu verlassen?«

»Aber das war doch nur der erste Teil der Geschichte«, sagte Baltazar. »Mit Sabas Zofe zeugte Salomon ebenfalls einen Sohn. Der starb zwar in jungen Jahren, aber seine Nachkommen lebten weiter. Sie gingen nach Zypern, wo sie eine Art Schiffsbauunternehmen gründeten und Kontakt zu den Rittern des Vierten Kreuzzugs hatten. Nach der Plünderung Konstantinopels landeten sie in Westeuropa und nahmen einen spanischen Namen an.«

»Baltazar«, sagte Carina.

»Richtig. Bedauerlicherweise bin ich der letzte männliche Abkömmling der Baltazars. Wenn ich sterbe, stirbt meine Familie mit mir.«

Und keineswegs zu früh, dachte Carina. Sie stieß ein recht undamenhaftes Lachen aus. »Wollen Sie damit sagen, dass Sie von Salomon abstammen?«

»Ja, Miss Mechadi. Und Sie ebenfalls.«

»Sie sind noch viel verrückter, als ich bisher gedacht habe, Baltazar.«

»Bevor Sie Urteile über meine geistige Verfassung fällen, hören Sie mich zu Ende an. Der Sohn von Salomon und Saba wurde König von Äthiopien. Seine Familie hat das Land jahrhundertelang beherrscht.«

»Ich wurde zwar in Italien geboren, aber meine Mutter erzählte mir die Geschichte von König Menelik von Äthiopien. Was ist damit?«

»Dann wissen Sie auch vom *Kebra Nagast*. Dieses heilige Dokument enthält die Geschichte von Saba und Menelik.«

Jetzt befand sich Carina auf unsicherem Terrain. »Ich habe den Namen schon einmal gehört, aber den Text nie gelesen. Ich wurde römisch-katholisch erzogen.«

»Das *Kebra Nagast* wurde angeblich im dritten nachchristlichen Jahrhundert gefunden, in der Bibliothek der Hagia Sophia in Konstantinopel. Es könnte auch erst später geschrieben worden sein, aber das spielt jetzt keine Rolle. Wenn Sie es gelesen hätten, wüssten Sie, dass die Bücher die Geschichte von Salomon und Mekada erzählen, der Königin von Saba. Ich habe den Namen ›Mechadi‹ einem Onomastiker vorgelegt, einem Experten für die Herkunft von Namen. Er bestätigte, dass Ihr Familienname tatsächlich auf ›Mekada‹ zurückgeht.«

»Das beweist doch gar nichts! Das wäre dasselbe, als würde man die Abstammung jedes Jungen, der auf den Namen Jesus oder Christian getauft wird, auf den Messias zurückführen.«

»Ich würde Ihnen zustimmen, wenn da nicht noch eine andere Sache wäre. Das Champagnerglas, aus dem Sie tranken, als Sie den *Navigator* ausstellten, enthielt Spuren Ihrer DNS. Ich habe die Probe von drei verschiedenen Labors analysieren lassen, um jeden Zweifel auszuräumen. Das Resultat war in allen Fällen das gleiche. Ihre und meine DNS weisen mehrere Gemeinsamkeiten auf. Ich glaube sogar, dass diese Charakteristika auf Salomon zurückgehen. Sie entstammen der Linie der Königin von Saba, ich der ihrer Zofe. Ich werde die Untersuchungsergebnisse auf ihr Zimmer schicken lassen, damit Sie sich mit eigenen Augen davon überzeugen können.«

»Laborberichte lassen sich fälschen.«

»Das ist wahr. Aber diese sind echt.« Wieder lächelte er. »Also betrachten Sie das hier nicht als Einkerkerung. Es handelt sich vielmehr um eine Art Familienzusammenführung. Bei unserer ersten Begegnung sagten Sie einmal, dass Sie gern mit mir zu Abend essen würden. Um sechs Uhr wird aufgetragen.«

Als Baltazar sich entfernte, rief Carina ihm nach: »Warten Sie!«

Baltazar war es nicht gewohnt, dass man ihm Befehle erteilte. Er drehte sich um, und ein Schatten des Zorns zog über sein Gesicht. »Ja, Miss Mechadi?«

Sie zupfte an ihrem Gewand. Wenn Baltazar schon glaubte, sie stamme von einer Königin ab, dann würde sie sich auch wie eine solche benehmen. »Das hier ist überhaupt nicht nach meinem Geschmack. Ich möchte meine eigene Kleidung wiederhaben.«

Er nickte. »Ich lasse sie auf Ihr Zimmer schicken.«

Dann ging er davon und verschwand im Haus.

Carina stand benommen und schweigend da und wusste nicht, was sie jetzt tun sollte.

Der Diener kam in den Garten. »Mr. Baltazar sagt, dass Sie jetzt in Ihr Zimmer zurückgehen dürfen«, bemerkte er, während er das Geschirr abräumte.

Die Erinnerung an ihren Status als Gefangene riss sie aus ihrer Trance.

Sie drehte sich auf dem Absatz um und ging zurück in ihr Zimmer. Was noch vor Kurzem ein Gefängnis gewesen war, kam ihr nun wie eine sichere Zuflucht vor.

Sie schloss die Tür und lehnte sich dagegen. Dann presste sie die Augenlider fest zu, als könnte sie sich damit an einen anderen Ort versetzen.

Für sie war es unvorstellbar, dass sie mit dieser widerlichen Schlange blutsverwandt sein sollte.

Seine bloße Anwesenheit erzeugte Ekel und Angst in ihr.

Aber noch viel erschreckender war die Möglichkeit, dass seine Geschichte stimmte.

41

Professor McCullough begrüßte seine Besucher auf der Treppe zur Rotunde der University of Virginia, dem Kuppelbau aus roten Ziegeln, der auf Entwürfen von Jefferson beruhte und Anklänge an Monticello und das Pantheon in Rom erkennen ließ. Der Professor schlug einen Spaziergang entlang der von Bäumen gesäumten Kreuzgänge vor, deren Säulen den großen Terrassengarten umschlossen.

»Ich kann Ihnen zwanzig Minuten geben, dann muss ich aber zu meinem Ethik-Seminar eilen«, sagte McCullough, ein großer, schwergewichtiger Mann, dessen voller grauer Bart wie Spanisches Moos an seinem Kinn hing. Seine Wangen waren apfelrot, und sein wankender Gang erinnerte eher an einen Handelsseefahrer im Ruhestand als an einen Akademiker. »Ich muss Ihnen gestehen, dass ich ganz fasziniert war, als Sie anriefen und sich nach der Artischocken-Gesellschaft erkundigten.«

»Die Sache scheint recht geheimnisvoll zu sein«, sagte Gamay, während sie an den Pavillons entlangschlenderten, die den Garten begrenzten.

McCullough blieb plötzlich stehen. »Es ist in der Tat ein *Mysterium*«, sagte er kopfschüttelnd. »Ich bin darüber gestolpert, als ich an einem Aufsatz arbeitete, in dem es um die ethischen Aspekte davon ging, einer Geheimgesellschaft anzugehören.«

»Interessantes Thema«, sagte Paul.

»Das dachte ich mir auch. Man muss nämlich gar nicht einer Verschwörung angehören, die die Weltherrschaft an sich

reißen will, um sich ethisch fragwürdig zu verhalten. Selbst die Mitgliedschaft in einer der *unschuldigen* Organisationen kann unerwünschtes Potenzial freisetzen. Die Exklusivität. Wir gegen die anderen. Die seltsamen Rituale und Symbole. Das Elitedenken. Das *quid pro quo* unter den Mitgliedern. Die Überzeugung, dass nur *sie* die Wahrheit kennen. Viele nehmen nur männliche Mitglieder auf. Einige Länder, zum Beispiel Polen, haben Geheimgesellschaften völlig verboten. Am einen Ende des Spektrums findet man studentische Bruderschaften, am anderen Ende stößt man auf Nazis.«

»Weshalb haben Sie sich für Geheimgesellschaften interessiert?«, fragte Paul.

McCullough setzte den Spaziergang fort. »Die University of Virginia ist für ihre Seilschaften berühmt. Hier auf dem Campus haben wir fast zwei Dutzend Geheimbünde. Und das sind nur die, von denen ich *weiß*.«

»Ich habe mal etwas über die Seven Society gelesen«, sagte Angela, die über einen unerschöpflichen Vorrat an obskurem Wissen zu verfügen schien.

»O ja. Die Sevens sind so geheim, dass man erst erfährt, dass jemand Mitglied war, wenn er stirbt und seine Todesanzeige in der Campuszeitung erscheint. Sein Grab wird mit einem Kranz aus schwarzen Magnolien in Form der Ziffer sieben geschmückt. Die Glocke der Universitätskapelle schlägt sieben Minuten lang alle sieben Sekunden auf dem dissonanten Septakkord.«

»War Jefferson Mitglied einer solchen Gruppe?«, fragte Gamay.

»Er trat der Fiat Hat Society bei, als er am William and Mary studierte. Später ist der Fiat Hat Club daraus geworden.«

»Ein ungewöhnlicher Name?«, fragte Gamay.

»In alten Zeiten trugen die Studenten ständig Akademikerhüte, nicht erst, wenn sie die Doktorwürde erlangt hatten.«

»Wie Harry Potter«, sagte Angela.

McCullough lachte leise über die Anspielung. »Ich weiß nicht, wie es die Hogwarts-Studenten halten, aber die Flat Hats haben sich mit einem geheimen Handschlag begrüßt. Sie trafen sich in regelmäßigen Abständen. Jefferson räumte allerdings ein, dass die Gesellschaft, wie er sich ausdrückte, ›kein nützliches Ziel‹ verfolge.«

Gamay lenkte den Professor wieder auf das eigentliche Thema zurück. »Könnten Sie uns sagen, was Sie über die Artischocken-Gesellschaft wissen?«, bat sie.

»Entschuldigung, dass ich abgeschweift bin. Als ich für meinen Aufsatz in der Universitätsbibliothek recherchierte, stieß ich auch auf einen alten Zeitungsartikel. Ein Reporter behauptete, als er in der Hoffnung auf ein Gespräch mit dem Ex-Präsidenten nach Monticello geritten war, gesehen zu haben, wie John Adams gerade in einer Kutsche das Anwesen verließ.«

»Ein Wiedersehen der Gründerväter?«, fragte Paul.

»Der Reporter wollte seinen eigenen Augen nicht trauen. Er ging zur Tür des Herrenhauses und hatte dann Gelegenheit, mit Jefferson persönlich zu sprechen. Jefferson soll allerdings gesagt haben, dass sich der Reporter geirrt hätte. Er habe lediglich einen Plantagenbesitzer aus der Gegend getroffen, der mit ihm über den Anbau neuer Nutzpflanzen gesprochen hätte. Als er gefragt wurde, um welche Art von Nutzpflanzen es ging, lächelte Jefferson und sagte: ›Artischocken.‹ Der Reporter berichtete über das Gespräch und bemerkte

dazu, dass Jeffersons Freund allerdings eine verblüffende Ähnlichkeit mit Adams gehabt habe.«

»Wer hat den ersten Hinweis darauf gegeben, dass die Artischocken-Gesellschaft tatsächlich existiert?«, fragte Angela.

»Ich fürchte, *ich* bin der Übeltäter selbst«, sagte McCullough mit verlegenem Gesichtsausdruck.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Gamay.

»Ich habe ein ›Was wäre wenn‹ geschrieben. Ausgehend von der Annahme, es hätte wirklich ein Treffen gegeben, wie es der Reporter beschrieben hat. Warum könnten sich die Gründerväter getroffen haben? Damals waren Reisen recht beschwerlich. Ich schrieb einen humoristischen Artikel für eine Universitätspublikation, die auf dieser Geschichte und der universitären Vorliebe für Seilschaften basierte. Ich hatte die Sache schon fast vergessen, als Ihr Freund, dieser Schriftsteller, vergangene Woche anrief. Er hatte einen Artikel von Jefferson über Artischocken in der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft gefunden. Durch eine Google-Suche war er anschließend auf meinen Beitrag gestoßen.«

»Angela arbeitet für die Philosophische Gesellschaft«, sagte Gamay. »Sie war es, die den Artikel entdeckt hat.«

»Welch ein Zufall«, sagte McCullough. »Mr. Nickerson habe ich das Gleiche erzählt.«

»Wer ist Mr. Nickerson?«, fragte Gamay.

»Er sagte, dass er für das Außenministerium arbeite. Er interessiert sich als Hobbyhistoriker für Jefferson und hatte meinen Artikel gelesen und sich gefragt, was ich sonst noch darüber wisse. Er wollte der Sache nachgehen, aber er hat sich dann nicht mehr bei mir gemeldet. Stocker hat letzte Woche angerufen. Dann Sie.« Er sah auf die Uhr. »Oh! Das ist sehr faszinierend, aber gleich beginnt das Seminar.«

Paul reichte ihm eine Visitenkarte. »Bitte rufen Sie uns an, wenn Ihnen noch etwas anderes einfällt.«

»Das werde ich tun.«

»Danke für Ihre Hilfe«, sagte Gamay. »Wir werden Ihre Zeit nicht weiter beanspruchen.«

McCullough schüttelte allen die Hand und machte sich dann auf den Weg ins Universitätsgebäude.

Paul blickte dem Professor nach, wie er über den Rasen davonging.

»In der Datei, die Kurt uns nach Woods Hole geschickt hat, erwähnte er, dass er von einem gewissen Nickerson vom Außenministerium aufgefordert wurde, sich um das phönizische Rätsel zu kümmern. Er hat sich auf einer alten Yacht am Potomac River mit ihm getroffen.«

»Jetzt erinnere ich mich. Glaubst du, dass es derselbe ist?«

Paul zuckte die Achseln und klappte sein Handy auf. Er ging sein Nummernverzeichnis durch, bis er einen Mitarbeiter des Außenministeriums fand, mit dem er gelegentlich zu tun gehabt hatte, wenn es um Seerecht gegangen war. Wenig später unterbrach er die Verbindung wieder.

»Nickerson ist ein Staatssekretär. Mein Kumpel in Foggy Bottom kennt ihn zwar nicht persönlich, aber er sagt, dass Nickerson ein Insider und ein Überlebenskünstler sei. Er gilt als brillant, aber exzentrisch, und er wohnt in einer Oldtimer-Yacht auf dem Potomac. Er hat mir den Namen des Hafens gegeben, nicht aber den der Yacht. Wie wäre es, wenn wir auf dem Heimweg einen kurzen Zwischenstopp am Potomac einlegten?«

»Wäre es nicht besser, wenn wir erst den Namen der Yacht wüssten?«, fragte Angela.

»Wenn wir einfache Aufgaben vorzögen, sollten wir nicht für die NUMA arbeiten«, erwiderte Paul.

Die Suche nach Nickersons Boot war schwieriger, als die Trouts erwartet hatten.

Es gab mehrere Boote, die älteren Baujahrs waren, aber nur eins – eine weiße Motoryacht mit dem Namen *Lovely Lady –,* das sich mit Fug und Recht als Oldtimer bezeichnen ließ.

Paul stieg aus dem SUV und ging zu dem Boot hinüber. Das Deck war verlassen, und an Bord schien es kein Lebenszeichen zu geben. Er lief den Steg hinauf und rief mehrmals »Hallo!«.

Von der Yacht kam keine Antwort, aber auf einem Kajütboot am benachbarten Anlegeplatz zeigte sich jemand. »Nick ist nicht da«, sagte der Mann. »Ist vor einer Weile weggefahren.«

Paul dankte ihm für die Auskunft und kehrte zum Wagen zurück. Zuvor sah er sich den Namen der Yacht etwas genauer an und bemerkte, dass der Heckspiegel weißer als der übrige Rumpf wirkte. Er ging noch einmal zu Nickersons Nachbar und erkundigte sich, ob die Yacht in letzter Zeit umgetauft worden sei.

»Ja, tatsächlich«, sagte der Mann.

Einige Minuten später setzte sich Paul hinter das Lenkrad. »Kein Nickerson«, sagte er.

»Ich habe gesehen, dass du das Heck noch einmal unter die Lupe genommen hast«, stellte Gamay fest.

»War nur neugierig. Der Nachbar sagte, die Yacht hätte früher *Distel* geheißen.«

»*Distel?*« Angela war plötzlich hellhörig geworden. »Sind Sie sich ganz sicher?«

»Ja. Warum?«

»Artischocken!«

»Ich glaube, ich kann Ihnen nicht mehr folgen«, sagte Trout.

»Das ist etwas, worauf ich gestoßen bin, als ich das Material für diesen Schriftsteller zusammengesucht habe. Die Artischocke ist ein *Distelgewächs*.«

42

Saxon schloss die Tür zu seinem gemieteten Bungalow auf und schaltete das Licht ein. Mit einem breiten Grinsen sagte er: »Willkommen im Saxon-Archäologie-Labor!«

Die Stühle und das Sofa waren in dem muffigen Wohnzimmer gegen die Wände geschoben worden, um Platz für einen Kunststoffmülleimer und zwei zusammengestellte Klapptische zu schaffen. Auf den Tischen stapelten sich mehrere Lagen aus dickem Papier, die von Sperrholzplatten zusammengedrückt wurden.

Die Amphore lag in zwei Teilen auf dem Sofa. Die scheckige grüne Oberfläche des schlanken, sich verjüngenden Gefäßes war korrodiert. Der versiegelte obere Teil war am Hals vom Hauptkörper getrennt worden und lag einige Zentimeter daneben. Austin nahm eine Metallsäge vom Tisch und musterte den grünlichen Staub, der sich zwischen den Zähnen festgesetzt hatte.

»Wie ich sehe, benutzen Sie hier nur die ausgefeiltesten Präzisionsinstrumente.«

»Das Beste, was es im Baumarkt gibt«, sagte Saxon grinsend, dann verzog er verlegen das Gesicht. »Ich weiß, dass Sie glauben, ich wäre ein Vandale. Aber ich habe große Erfahrung mit der Konservierung archäologischer Artefakte unter den primitivsten Bedingungen, und ich wollte nicht, dass irgendein Laborheini neugierige Fragen stellt. Es gab ein gewisses Risiko, aber ich wäre glatt durchgedreht, wenn ich nicht bald erfahren hätte, was sich in diesem Krug verbirgt. Ich war also sehr vorsichtig, das können Sie mir glauben.«

»Ich hätte es wahrscheinlich genauso gemacht«, sagte Austin und legte die Säge zurück. »Ich hoffe, Sie erzählen mir jetzt, dass der Patient zwar gestorben ist, die Operation aber erfolgreich war.«

Saxon breitete die Arme aus. »Die Götter der alten Phönizier meinen es offenbar gut mit mir. Der Erfolg hat meine kühnsten Erwartungen sogar noch übertroffen. Die Amphore enthielt eine größtenteils unversehrte Papyrusrolle.«

»Sie lag sehr lange unter Wasser«, sagte Zavala. »Wie hat sie es überstanden?«

»Papyrus hält sich am besten in trockenem Klima, zum Beispiel in der ägyptischen Wüste. Aber die Amphore war fest versiegelt und der Papyrus in einen Lederbeutel eingeschlagen. Ich hoffe auf das Beste.«

Austin hob den Deckel des Mülleimers. »Und wozu dient dieses Stück High-Tech?«

»Das ist meine hypermoderne Befeuchtungsanlage. Die Blätter waren zu spröde, um sie ohne Beschädigung entrollen zu können, und mussten befeuchtet werden. Ich habe etwas Wasser in den Behälter getan, die Rolle in mehrere Schichten Löschpapier gewickelt, sie in einen kleineren Kunststoffbehälter gelegt, in den ich zuvor Löcher gebohrt hatte, und den Deckel dann fest zugedrückt.«

»Und diese Vorrichtung funktioniert wirklich?«

»Theoretisch ja. Wie es praktisch aussieht, wird sich zeigen.« Saxon blickte auf das Sperrholzsandwich, das auf den Tischen lag.

»Und das ist bestimmt Ihr ultraleistungsfähiger Ionendehydrator«, sagte Austin.

»Als die befeuchtete Rolle wieder biegsam war, habe ich sie zwischen Löschpapier und Gore-Tex gepresst, um die

Feuchtigkeit aufzusaugen. Das Gewicht der Sperrholzplatten planiert die Seiten, während der Papyrus gar wird.«

»Haben Sie irgendwelche Schriftzeichen auf dem Papyrus gesehen?«, fragte Austin.

»Papyrus kann im Licht schwarz werden, also habe ich ihn bei zugezogenen Vorhängen entrollt. Ich habe mir die Blätter kurz im Schein einer Taschenlampe angesehen, aber wegen der fleckigen Oberfläche war es schwierig, Schriftzeichen zu erkennen. Ich hoffe, dass die Sache nach dem Trocknen besser aussieht.«

»Wie lange dauert es noch, bis wir einen Blick darauf werfen können?«, fragte Zavala.

»Eigentlich müsste es schon jetzt so weit sein. *Theoretisch*.«

Ein Glucksen drang tief aus Austins Kehle. »Mr. Saxon würde bestimmt einen wunderbaren NUMA-Mitarbeiter abgeben, Joe.«

»Dem stimme ich zu«, sagte Zavala. »Er ist einfallsreich, innovativ, scheut sich nicht zu improvisieren und wirkt äußerst geschickt in der hohen Kunst des RDA.«

»Wie bitte?«, fragte Saxon.

»Das ist Spanisch und heißt ›Rette deinen Arsch‹«, erklärte Zavala.

Saxon zwirbelte das Ende seines Schnurrbarts wie ein Stummfilmschurke. »In diesem Fall bin ich froh, dass Sie hier sind. Wenn ich die Sache verpatze, können wir die Schuld gemeinsam übernehmen.« Er schaltete die Stehlampen aus. »Meine Herren, wir stehen kurz davor zu beweisen, dass die Phönizier an der Küste von Nordamerika gelandet sind, und das bereits viele Jahrhunderte, bevor Kolumbus geboren wurde.«

Austin legte die Finger unter die Kante der oberen Sperrholzplatte. »Wollen wir?«

Vorsichtig hoben sie die Platte von dem Stapel und stellten sie zur Seite. Dann entfernten sie das Gore-Tex und die Schichten aus Löschpapier. Der Papyrus war über vier Meter lang und bestand aus einzelnen Blättern, die etwa dreißig Zentimeter hoch und fünfzig breit waren.

Die Seiten mit den ausgefransten Rändern waren erstaunlich gut erhalten. Viele Stellen des braunscheckigen Papyrus wurden jedoch von dunklen Flecken verunziert. Dazwischen erkannte man zwar Schriftzeichen, aber ein erheblicher Teil des Textes war durch die Flecken unleserlich geworden.

Saxon machte ein Gesicht wie ein Kind, das nur ein Paar Socken zum Geburtstag bekommen hatte. »*Verdammt!* Es ist verschimmelt.«

Seine stürmische Begeisterung war gegen eine Mauer der Realität geprallt. Er starrte enttäuscht auf den Papyrus, dann trat er an ein Fenster und blickte stumm auf die Bay hinaus.

Austin wollte nicht, dass Saxon jetzt das Handtuch warf. Er ging in die Kochnische und füllte drei Gläser mit Wasser. Er kehrte zurück, gab eins Zavala, das zweite Saxon und hob sein eigenes.

»Wir haben noch gar nicht auf den Mann angestoßen, der sein Leben geopfert hat, um diesen Papyrus vom Meeresgrund heraufzuholen.«

Saxon hatte verstanden. Seine Enttäuschung war nichts im Vergleich zum Schicksal des Tauchers, der das Wrack gefunden hatte. »Auf Hutch und seine wunderbare Witwe«, sagte er, während sie die Gläser klirren ließen. Dann versammelten sie sich noch einmal vor dem Papyrus.

Austin riet Saxon, sich zu konzentrieren. »Lassen wir die Schriftzeichen für den Moment einmal beiseite. Was können Sie über die physische Beschaffenheit des Papyrus sagen?«

Saxon nahm eine Lupe und beugte sich über den Tisch.

»Papyrus wurde aus einer großen Zyperngrasart hergestellt, die in der Nilregion heimisch war«, erklärte er. »Diese Blätter sind von bester Qualität und bestehen aus dem Mark der Stängel. Es wurde in Streifen geschnitten und kreuzweise durch Hämmern zusammengepresst. Auch die Tinte war wohl von hervorragender Qualität. Dazu benutzte man Pigmente, die in Gummi arabicum gelöst wurden, und man schrieb mit einer Feder aus Schilfrohr, was der Schrift diesen fließenden, ungebrochenen Stil verleiht.«

»Und jetzt sagen Sie etwas zur Schrift«, forderte Austin ihn auf. »Ist es eindeutig Phönizisch?«

Saxon nahm sich die Zeit, den Papyrus in Ruhe zu studieren. »Daran besteht kein Zweifel. Das aus zweiundzwanzig Buchstaben bestehende phönizische Alphabet war die größte Leistung, die dieses Volk der Welt vermacht hat. Das Wort *Alphabet* selbst setzt sich aus den Namen der ersten beiden Buchstaben zusammen. Die arabischen, hebräischen, griechischen, lateinischen und damit auch unsere heutigen Schriftzeichen führen ihren Ursprung auf die Phönizier zurück. Sie schrieben ohne Wortzwischenräume von rechts nach links und benutzten nur Konsonanten. Senkrechte Striche dienen dazu, Sätze und Begriffe voneinander zu trennen.«

»Vergessen Sie einfach, was wir *nicht* lesen können«, sagte Austin. »Fangen wir erst einmal mit dem an, was entzifferbar ist. Selbst auf dem Stein von Rosetta fehlte ein Teil des Textes.«

»Sie hätten sich als Motivationstrainer selbstständig machen sollen«, sagte Saxon.

Er nahm sich einen Notizblock und einen Stift und beugte sich über ein Ende des Papyrus. Seine Zunge spielte zwischen

den Lippen, er schrieb etwas nieder und wandte sich dann dem nächsten Textfragment zu. Manchmal hielt er sich eine ganze Weile mit einem einzigen Wort auf, manchmal überflog er auch mehrere Zeilen. Ständig murmelte er vor sich hin, während er den Papyrus auf diese Weise systematisch durcharbeitete.

Schließlich blickte er triumphierend auf. »Ich könnte Sie *küssen,* alter Knabe!«

»Ich stehe zu meinem Grundsatz, niemanden zu küssen, der einen Schnurrbart trägt. Ob Mann oder Frau«, sagte Austin. »Worum geht es also in diesem Text?«

Saxon tippte auf den Notizblock. »Das erste Fragment wurde von Menelik geschrieben, der sich selbst als Lieblingssohn von König Salomon bezeichnet. Er berichtet von seiner Mission.«

»Menelik war doch auch der Sohn von Saba«, bemerkte Austin.

»Wundern Sie sich aber nicht, dass sie nicht erwähnt wird. Salomon hatte viele Frauen und Liebhaberinnen.« Er zeigte auf ein paar Zeilen des Textes. »Hier sagt er, dass er für das ihm entgegengebrachte Vertrauen dankbar sei. Diese Wendung wiederholt er mehrere Male, was ich äußerst interessant finde.«

»Inwiefern?«, fragte Austin.

»In der Legende heißt es, dass Menelik in jungen Jahren gemeinsam mit seinem Halbbruder, dem Sohn von Sabas Zofe, die Bundeslade aus dem Tempel gestohlen und nach Äthiopien geschafft hat, um die salomonische Königsdynastie dort zu begründen. Manche behaupten, es wäre mit Salomons Wissen geschehen, und er hätte sie durch eine Nachbildung ersetzt. In einer Variante der Geschichte zaubert er

die Bundeslade nach Äthiopien. In einer anderen befreit er sich selbst von der Schuld. Von schlechtem Gewissen geplagt, bringt er die Lade zurück, woraufhin Salomon ihm verzeiht.«

»Auch Salomon war ein guter Motivationstrainer«, sagte Austin. »Wem könnte man mehr vertrauen als jemandem, der versucht die Schuld für eine frühere Missetat wiedergutzumachen?«

»Salomon hat seinen Ruf als weiser Mann zu Recht erworben. Auf diesem Papyrus gibt es Stellen, die darauf hindeuten, dass Menelik eine Fracht von großem Wert beförderte.«

»Genauer wird es nicht beschrieben?«, fragte Austin.

»Bedauerlicherweise nein. Der Rest des Papyrus ist so etwas wie ein Schiffslogbuch. Es wurde von Menelik verfasst, was bedeutet, dass er der Kapitän gewesen sein muss. Mehrfach findet sich das Wort *Skythen*. Die Phönizier haben zum Schutz ihrer Schiffe häufig Söldner angeheuert. Es wird ein ›Großer Ozean‹ erwähnt, es sind ein paar Wetterbeobachtungen notiert, aber der größte Teil des Logbuchs ist leider vom Schimmel zerstört worden.«

»Jetzt sind Sie dran, *mich* aufzuheitern«, sagte Austin kopfschüttelnd.

»Ich glaube, das könnte mir gelingen«, sagte Saxon. Er zeigte auf mehrere intakte Passagen. »Hier war die Rolle ziemlich fest gewickelt, sodass kein Schimmel herankam. Diese Zeilen beschreiben die Landung an einer Küste. Der Kapitän erzählt, wie sie in eine lange Bucht segeln, die fast wie ein kleines Meer aussieht, wo er den Ozean aber nicht mehr riechen kann.«

Austin war plötzlich hellwach. »Die Chesapeake Bay?«

»Das wäre eine Möglichkeit. Das Schiff ankerte in der Nähe

einer Insel vor der Mündung eines breiten Flusses. Er beschreibt, dass das Wasser nicht mehr blau, sondern eher braun ist.«

»Mir ist jedenfalls aufgefallen, wie schlammig das Wasser war, als wir heute hinausgefahren sind«, sagte Zavala. »In der Nähe des militärischen Versuchsgeländes bei Aberdeen sind wir an einer Insel vorbeigekommen.«

Austin hatte immer noch die Karte der Chesapeake Bay in einer Kunststoffmappe dabei. Er glättete die Falten und breitete sie auf dem Boden aus. Er borgte sich von Saxon einen Marker aus und zeichnete ein X in der Nähe von Havre de Grace an der Mündung des Susquehanna. »Hier haben unsere Phönizier also etwas Landluft geschnuppert. Was aber taten sie mit der Fracht?«

»Vielleicht haben sie sie in eine Goldmine geschafft«, sagte Saxon.

»In Ihrem Buch behaupten Sie, Ophir hätte in Nordamerika gelegen. Wollen Sie damit sagen, dass dieses Ding in den Goldminen von König Salomon versteckt wurde?«

»Als ich mit der Suche nach Salomons Minen begann, konzentrierte ich mich ganz auf die Umgebung der Chesapeake Bay und des Susquehanna River«, sagte Saxon. »Hundert Jahre vor dem großen kalifornischen Goldrausch von 1849 wurde in der näheren Umgebung von Washington eine Menge Gold geschürft.«

»Das ist uns bekannt«, sagte Austin.

»Thelma erwähnte, dass auch ihr Gatte von den Goldminen wusste«, sagte Zavala.

Saxon nickte. »Um die Jahrhundertwende gab es an den Ufern des Potomac über ein halbes Dutzend Minen, von Georgetown bis nach Great Falls und darüber hinaus. Mindestens fünfzehn Minen wurden in Maryland zu beiden Sei-

ten der Chesapeake Bay betrieben. Das Gold wurde in Gesteinen des Piedmont-Plateaus gefunden, das sich von New York bis South Carolina erstreckt.«

»Das ist allerdings ein ziemlich großes Gebiet«, sagte Austin.

»Stimmt. Dann suchte ich nach Hinweisen auf phönizische Kontakte. In Maryland habe ich nichts gefunden, aber weiter im Norden, in Pennsylvania. In der Nähe von Harrisburg, der Hauptstadt des Bundesstaats, wurden Steine mit phönizischen Schriftzeichen gefunden.«

»Was sind das für Steine?«, fragte Austin.

»Ein Mann namens W. W. Strong hatte etwa vierhundert Steine bei Mechanicsburg im Tal des Susquehanna River gesammelt. Dr. Strong interpretierte diese Zeichen als phönizische Buchstaben. Barry Fell glaubt, dass sie in baskischer Sprache verfasst sind. Andere sagen dagegen, dass die Muster auf den Steinen natürlichen Ursprungs seien.«

»Einen Moment!«, sagte Austin. Er ging hinaus zum Jeep und kehrte mit dem Stein zurück, den er am Wrack aufgelesen hatte.

Saxons Unterkiefer klappte bis zum Adamsapfel herunter. »Wo in aller Welt haben Sie das her?«

»Das habe ich als Souvenir von meinem Tauchgang zu dem Wrack mitgenommen.«

»Erstaunlich!«, sagte Saxon. Er nahm das Stück von Austin entgegen und hielt es, als wäre es aus Glas, während er die eingravierten Linien mit dem Finger nachfuhr. »Das ist ein *beth,* das phönizische Symbol für ein Haus, aus dem sich später der griechische Buchstabe Beta entwickelte. Damit gibt es eine klare Verbindung zwischen dem Wrack und Mechanicsburg.«

Austin zeichnete ein zweites X in die Bucht, wo das Wrack lag, und ein drittes an die Stelle der Flussmündung. Dann verband er die Kreuze durch eine Linie und setzte sie flussaufwärts fort. »Bei Mechanicsburg wird die Spur kalt«, sagte er.

»Nicht unbedingt. Ich habe diese Region jahrelang erkundet. Ich habe dort zahlreiche Streifzüge zu Fuß und auf vier Rädern unternommen. Wenn es eine Gegend gibt, die vielversprechend ist, dann diese.« Er zog einen Kreis um einen Bereich, der nördlich von Harrisburg lag. »St. Anthony's Wilderness hat mich schon immer wegen der Geschichten über eine vergessene Goldmine fasziniert. Es gibt sogar eine Gold Mine Road, die mitten hindurchführt. In dieser Gegend wimmelt es nur so von Legenden über verlassene Städte und Bergbausiedlungen. Die Landschaft ist stark zerklüftet und wurde bisher kaum erschlossen.«

»Legenden sind eine Sache«, sagte Austin, »und Fakten eine andere.«

Saxon wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Papyrus zu. »Hier gibt es eine intakte Passage, in der zum einzigen Mal eine Mine erwähnt wird. Der Text davor und danach ist vom Schimmel ausgelöscht worden, bis auf eine Beschreibung, in der von einer U-förmigen Flussbiegung die Rede ist.« Saxons Finger verfolgte den Lauf des Susquehanna bis zu einer auffälligen Flussschleife. »St. Anthony's Wilderness liegt östlich dieser Biegung.« Er schüttelte den Kopf. »Das ist allerdings ein riesiges Gebiet. Wir könnten dort jahrelang suchen, ohne jemals etwas zu finden.«

Austin zog ein Blatt aus der Mappe und legte es neben die Karte. Eine gebogene Linie auf dem Blatt entsprach ziemlich genau der Flussschleife auf der Karte. Andere Schnörkel stellten Berge und Täler östlich des Flusses dar.

»Das ist die Kopie einer phönizischen Karte von Salomons Goldmine. Sie wurde zwischen Dokumenten von Thomas Jefferson gefunden.«

»Jefferson? Das ergibt keinen Sinn.«

»Wir hoffen aber, dass er sich noch offenbaren wird. Was halten Sie von dieser Karte?«

Saxon las die phönizischen Zeichen auf dem Papier. »Das hier zeigt *genau,* wo die Mine liegt.«

»Bevor wir zu sehr in Ekstase verfallen, muss ich auf ein Problem hinweisen«, sagte Austin. »Der Susquehanna ist eine Meile breit und einen Fuß tief, wie die Einheimischen sagen. Er ist voller Inseln und Stromschnellen. Ein Schiff aus Tarschisch kann unmöglich so weit flussaufwärts gefahren sein.«

»Aber man hätte etwas *flussabwärts* schicken können«, sagte Saxon. »Während der Schneeschmelze im Frühling wäre das Wasser tief genug – zumindest für ein Boot.«

»Schwierig, aber durchaus möglich, wenn man über den richtigen Bootstyp verfügt.«

»Der richtige Bootstyp wurde als Susquehanna-Arche bezeichnet«, sagte Saxon mit einem Lächeln. »Im 19. Jahrhundert fuhr man damit von Steuben County im Staat New York flussabwärts nach Port Deposit in Maryland. Es waren im Prinzip große Schwimmflöße, fünfundsiebzig Fuß lang und sechzehn Fuß breit. Sie kamen mit dem Frühjahrshochwasser den Fluss hinunter und transportierten Ware für die Märkte. Danach wurden die Archen auseinandergenommen, das Holz verkauft, und die Besatzungen kehrten zu Fuß zurück. Es dauerte acht Tage, den Fluss hinunterzufahren, und sechs, wieder nach Hause zu laufen. Damit wurde Fracht im Wert von mehreren Millionen Dollar befördert, bevor die Eisenbahn dieses Transportmittel obsolet machte.«

»Ein einfaches, aber brillantes Konzept«, sagte Zavala. »Die Phönizier könnten die gleiche Technik benutzt haben, um Gold zu transportieren.«

Saxon stieß ein herzhaftes Lachen aus. »Henry Rider Haggard würde in seinem Grab rotieren. Er und der Rest der Welt ist davon ausgegangen, dass sich König Salomons Goldminen in Afrika befinden.«

Zavala hatte die Karten studiert. »Ich sehe hier aber noch ein anderes Problem. An der Stelle, die auf der alten Karte markiert wurde, befindet sich heute ein See.«

Saxons Blick folgte Zavalas Finger. »Stimmt. Das verkompliziert die Angelegenheit.«

»Nur ein wenig«, sagte Austin. »Ich schlage vor, dass wir die Spezialeinsatzgruppe zusammenrufen, um morgen eine Unterwassersuche durchzuführen. Bis St. Anthony's Wilderness ist es mit dem Hubschrauber nur noch ein Katzensprung. Wir könnten gleich morgen früh da sein.«

»Ausgezeichnet!«, sagte Saxon. »Ich werde den Papyrus noch einmal genau durchgehen und mit meinen Forschungen vergleichen. Vielleicht habe ich ja auch noch etwas übersehen.«

Austin legte Daumen und Zeigefinger ans Kinn. »Salomon hat sich wirklich große Mühe gegeben, diesen Schatz vor den Augen der Menschheit zu verbergen.«

Zavala spürte die Ernsthaftigkeit in der Stimme seines Kollegen. »Ich glaube, du willst damit sagen, dass wir vielleicht einen Tiger am Schwanz packen.«

»So könnte man es ausdrücken. Gehen wir mal davon aus, dass wir besagtes Objekt finden. Was wollen wir dann damit tun?«

»Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht«, sagte

Saxon. »Religiöse Objekte neigen manchmal dazu, Menschen in große Aufregung zu versetzen.«

»Genau darauf will ich hinaus«, sagte Austin in einem Tonfall, bei dem Saxon die Stirn runzelte. »Als Salomon dieses Ding versteckt hat, war er vielleicht viel weiser als wir sind, wenn wir danach suchen.«

43

Carina lag ausgestreckt auf dem Bett und starrte die Decke an, einfach weil sie nichts Besseres zu tun hatte. Da hörte sie ein leises Klopfen. Sie ging zur Tür und stellte fest, dass jemand draußen einen Korb mit ihrer Kleidung abgestellt hatte. Sie las den Zettel, der oben auf den ordentlich zusammengelegten Sachen lag.

Liebe Miss Mechadi.

Bitte leisten Sie mir beim Abendessen Gesellschaft, wenn es Ihnen genehm ist.

VB

»Wie überaus *kultiviert!*«, murmelte sie, während sie die Tür schloss.

Carina konnte es gar nicht abwarten, das weiße Hemd loszuwerden. Als sie ihre eigene Kleidung wieder trug, hatte sie das Gefühl, die Situation wenigstens etwas mehr unter Kontrolle zu haben. Sie wusste zwar, dass es nur eine Illusion war, aber es fühlte sich trotzdem irgendwie gut an. Sie las die Nachricht noch einmal. Sie hätte es vorgezogen, keine weitere Sekunde in Baltazars Nähe zu verbringen, doch sie wusste, dass er den Schlüssel zu ihrem weiteren Schicksal in den Händen hielt.

Sie reckte die Schultern und marschierte durch die leeren Gänge zum Garten. Dort wartete ein Wachmann auf sie, um sie zu einem anderen Flügel des Hauses zu begleiten. Sie wurde in einen geräumigen Speisesaal geführt, der mit spanischen Motiven eingerichtet war. Die Wände waren weiß

verputzt, von farbigen Kacheln eingerahmt und mit Vorhängen dekoriert. In den Ecken standen hohe Terrakottavasen.

Der Diener erschien und platzierte Carina an einem mit Leder bezogenen Tisch mit Beinen aus Gusseisen. Die Tafel war für zwei Personen gedeckt und wurde von kunstvoll verzierten Kandelabern erleuchtet.

Baltazar traf eine knappe Minute später ein. Er trug eine schwarze Krawatte, als hätte er sich für einen offiziellen Empfang gekleidet.

»Miss Mechadi, wie nett, dass Sie mir Gesellschaft leisten«, sagte er mit der Herzenswärme eines alten Freundes.

Carina lächelte ohne eine Spur von Humor. »Bleibt mir denn eine andere Wahl?«

»Uns bleibt immer eine andere Wahl, Miss Mechadi.«

Baltazar schnippte mit den Fingern, und der Kammerdiener füllte die Weingläser mit einem herzhaften Rioja. Er hob sein Glas und prostete ihr stumm zu, schien sich jedoch nicht daran zu stören, dass sie die Geste ignorierte. Sie stocherte im Salat und in der duftenden Paella herum, die das Hauptgericht war. Den Kuchen, der als Nachtisch serviert wurde, schob sie von sich, aber sie nippte immerhin ein wenig am Espresso.

Sie aßen schweigend, wie ein altes Ehepaar, das sich nichts mehr zu sagen hat. Baltazar fragte, wie ihr das Essen und der Wein schmeckten. Carina antwortete lediglich mit einem Brummen.

»Gut«, sagte er. Dann zog er einen Zigarillo hervor und entzündete ihn, während er Carina die ganze Zeit im Auge behielt. »Ich habe eine Frage«, sagte Baltazar, dessen Kopf hinter einer Wolke aus blauem Rauch verschwand. »Glauben Sie an die göttliche Vorsehung?«

»Ich weiß nicht, was Sie damit meinen.«

»Ich spreche von der Vorstellung, dass der Lauf unseres Lebens weniger von unseren Taten, als vielmehr vom *Schicksal* selbst bestimmt wird.«

»Die Prädestination ist keine Philosophie, die Sie für sich gepachtet haben.« Sie blickte ihm unverwandt in die Augen. »Ich glaube, dass wir alle für die Konsequenzen unseres Verhaltens verantwortlich sind. Wenn Sie im zehnten Stock aus dem Fenster springen, wird die Folge Ihr Tod sein.«

»Das ist natürlich richtig. Unsere Taten beeinflussen unser Leben schon. Aber ich möchte Sie nach den unergründlichen Kräften fragen, die mich dazu bringen, aus dem Fenster springen zu *wollen*.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«, fragte Carina.

»Das ist sehr schwer in Worte zu fassen. Es wäre leichter, wenn ich es Ihnen zeigen könnte.«

»Bleibt mir eine andere Wahl?«

»In diesem Fall nicht«, sagte er und erhob sich von seinem Platz. Er drückte den Zigarillo in einem Aschenbecher aus, trat um den Tisch herum und zog ihren Stuhl zurück. Dann führte er sie zur Porträtgalerie.

»Das sind einige meiner Ahnen«, sagte Baltazar. »Erkennen Sie die Familienähnlichkeit?«

Carina betrachtete die vielen Gemälde, die an den Wänden des großen Raumes hingen. Die meisten Männer hatten sich in dekorativen Rüstungen malen lassen. Während sich die Gesichter physisch oftmals stark unterschieden, hatten aber viele, einschließlich der Frauen, das gleiche wölfische Funkeln in den Augen, das sie auch an Baltazar kannte, als wären gewisse Raubtierinstinkte mit ihren Genen weitergegeben worden.

»Ja«, sagte sie. »Es gibt tatsächlich eindeutige Familienmerkmale.«

»Diese hübsche Maid hier war zum Beispiel eine Gräfin«, sagte er und ging zu einem Gemälde im Stil des achtzehnten Jahrhunderts, das eine junge Frau zeigte. »Sie ist etwas ganz Besonderes.«

Er hielt das Gesicht wenige Zentimeter vor das Porträt und drückte die Hände auf beide Seiten des geschnitzten Rahmens. Carina dachte schon, er würde das Bild küssen. Als er ihren verwunderten Gesichtsausdruck bemerkte, erzählte er ihr von einem verborgenen Computersystem, das seine Retina und die Handabdrücke scannte. Dann führte er sie die Treppe hinunter bis zu der Stahltür mit dem Kombinationsschloss.

Die Tür schwang auf. Carina blickte erstaunt auf die gläsernen Schränke, die an den Wänden aufgereiht waren. »Das sieht wie eine Bibliothek aus«, sagte sie.

»In diesem Raum befindet sich das Familienarchiv der Baltazars. Diese Bände enthalten unsere ganze Geschichte, die mehr als zweitausend Jahre zurückreicht. Es ist eine Sammlung von Intrigen, die in jener Zeit in Europa und Asien gesponnen wurden.«

Er ging zum hinteren Ende der Bibliothek und öffnete eine weitere Tür. Dort nahm er eine Fackel aus einem der Wandhalter und entzündete sie mit seinem Feuerzeug. Der Schein der Flammen erhellte die Steinwände eines kreisrunden Raumes. Carina trat hinein und sah die Statue, die ihr auffordernd die Arme entgegenstreckte.

»Großer Gott! Was ist das?«

»Eine uralte Opferstatue. Sie befindet sich seit Jahrtausenden im Besitz meiner Familie.«

Sie musterte die spitze Nasen- und Kinnpartie und den lüstern grinsenden Mund. Alles wirkte durch die tanzenden Schatten der flackernden Fackel noch extremer.

»Sie *ist grässlich*.«

»So könnten manche Menschen gewiss urteilen. Aber die Schönheit liegt im Auge des Betrachters. Es ist auch gar nicht die Statue, die ich Ihnen zeigen wollte, sondern dieser Band hier.«

Baltazar steckte die Fackel in einen großen Metallständer und ging zum Altar hinauf. Er nahm den Deckel von der juwelenbesetzten Kiste und öffnete die Holzschatulle, die sich darin befand. Dann holte er die zusammengebundenen Pergamentblätter heraus.

Carina wollte Baltazar keine Genugtuung verschaffen, indem sie Interesse zeigte, aber sie konnte ihre Neugier nicht im Zaum halten.

»Das sieht sehr alt aus«, sagte sie.

»Fast dreitausend Jahre. Der Text ist in Aramäisch verfasst. Diese Blätter wurden zur Zeit König Salomons beschrieben.«

»Wer ist der Autor?«, fragte Carina.

»Die Gründermutter der Familie Baltazar. Ihr Name ist jedoch nicht überliefert. Sie bezeichnet sich selbst als ›Priesterin‹ und wird auch von anderen so genannt. Möchten Sie hören, was sie geschrieben hat?«

Carina zuckte aie Achseln. »Im Augenblick habe ich nichts Besseres zu tun.«

»Ich kann den Inhalt auswendig wiedergeben. Hier auf der ersten Seite stellt sie sich vor. Sie war eine heidnische Priesterin, die dann zu einer von Salomons Lieblingskonkubinen wurde. Sie gebar ihm einen Jungen, der Melqart genannt wurde. Wie ich bereits erwähnte, war Salomon ein launischer Mann. Danach verliebte er sich in Saba.«

»*Meine* Ahnin«, sagte Carina.

»Richtig. Sie zeugten einen Jungen, den sie Menelik

nannten. Salomon schenkte Saba die Priesterin, die zu ihrer Zofe wurde. Ihr blieb kaum eine andere Wahl, als zu gehorchen. Die Jungen wurden gemeinsam aufgezogen, aber Menelik blieb der Lieblingssohn. Als die Kinder zu Jugendlichen herangewachsen waren, überredete Melqart seinen Bruder auf Bitten seiner Mutter, einen kostbaren Gegenstand aus dem Tempel zu stehlen. Menelik gab das Gestohlene zwar irgendwann zurück, und der Vater verzieh den beiden Jungen auch, doch er verpflichtete sie zum Dienst in der phönizischen Flotte unter seinem Freund Hiram.«

»Was war das für ein kostbarer Gegenstand?«

»Die Bundeslade. Oder vielmehr das Original der Zehn Gebote, das in der Lade aufbewahrt wurde.«

»Die Tontafeln, die Moses vom Berg herunterbrachte?«

»Nein. Diese bestanden aus Gold. In der Bibel werden sie als Goldenes Kalb bezeichnet. Es heißt zwar, dass Moses sie zerstören ließ, aber das ist in Wahrheit gar nicht geschehen.«

»Warum hätte er das tun sollen?«

»Die Tafeln wurden zu einer Zeit geschrieben, als die alten Religionen starken Veränderungen unterworfen waren. Die Menschen hätten den Tafeln zu viel Aufmerksamkeit geschenkt, sodass Moses sie nicht mehr in die religiöse Richtung hätte bewegen können, die er predigte.«

»Was ist dann mit diesen Tafeln geschehen?«

»Sie wurden bis zu Salomons Zeiten versteckt. Der König betrachtete sie als Quelle möglichen Unheils, wagte es aber nicht, so heilige Objekte zu vernichten. Er machte sich Sorgen, dass die Tafeln vielleicht erneut gestohlen werden konnten. Also beauftragte er Menelik, die Zehn Gebote nach Ophir zu schaffen und sie dort zu verstecken. Die Priesterin schickte Melqart hinterher, damit er die goldenen Tafeln zu-

rückholte. Es kam zum Kampf zwischen den Halbbrüdern. Menelik tötete Melqart, übernahm sein Schiff und kehrte nach Hause zurück, wo er seinem Vater von der Schlacht berichtete. Salomon verbannte Melqarts Mutter, die er in Verdacht hatte, das Volk aufwiegeln und die alte heidnische Religion wiederbeleben zu wollen.«

»Und welche Rolle spielt der *Navigator* in dieser Geschichte?«

»Die Priesterin erfuhr von ihren Kundschaftern, dass Salomon zwei Bronzestatuen von Menelik in Auftrag gegeben hatte. Sie sollten mit Gravuren versehen werden, die den Weg nach Ophir und zu den Tafeln beschreiben. Eine genauere Landkarte, die auf Pergament gezeichnet war, ging während des Bruderkampfes verloren.«

»Warum *zwei* Statuen?«

»Salomon war nicht nur weise, sondern auch vorsichtig. Er ließ sie am Tor zu seinem Tempel aufstellen. Er hat sie ganz offen versteckt.«

»Und die Priesterin?«

»Im Exil kochte sie vor Wut über den Tod ihres einzigen Sohnes – durch die Hand von Menelik, Sabas Sprössling. Sie fand, dass sie selbst die Frau von Salomon sein sollte und dass die Zehn Gebote sowie die Macht, die ihnen innewohnte, ihr rechtmäßiger Besitz seien. Sie beauftragte Melqarts Sohn damit, den Schatz zurückzuholen und sich an den Nachkommen von Salomon und Saba zu rächen. Er scheiterte, gab diese Anweisungen aber an die nächste Generation weiter. Während die Jahre vergingen, sahen sie ihr Hauptziel darin, die Tafeln zu bergen, bevor irgendjemand von ihrer Existenz erfahren konnte. Ein System von Wächtern wurde weltweit eingerichtet, um die Enthüllung des Geheimnisses zu verhindern.«

»Und welche Rolle spielen Sie in dieser langen Geschichte?«

»Mein Vater hat den Auftrag an mich weitergegeben. Als Letzter der Baltazars liegt es nun in meiner Verantwortung, das Versprechen zu erfüllen, das vor Jahrhunderten gegeben wurde.«

»*Das* ist es also. Sie wollen im Namen dieser Priesterin, deren Knochen längst zu Staub zerfallen sind, Rache üben. Sie glauben, dass ich von Saba abstamme, und deshalb wollen Sie mich umbringen.«

»Im Gegenteil. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag unterbreiten. Ich möchte die Linie der Baltazars weiterführen. Und die beste Möglichkeit, dies zu tun, sehe ich in der Verschmelzung unserer beiden Linien.«

Ein schockierter Ausdruck trat in Carinas blaue Augen. »Das kann nicht Ihr Ernst sein! Glauben Sie wirklich, dass ich …?«

»Ich rede nicht von einer Liebesbeziehung«, sagte Baltazar. »Betrachten Sie es als Geschäftsvorschlag.«

»Und dann werden Sie das Geschäft zu Ende bringen, indem Sie mich töten, nachdem ich Ihren sogenannten Erben zur Welt gebracht habe.«

»Das hängt ganz von Ihnen ab.«

»Dann töten Sie mich lieber sofort. Die Vorstellung, dass Sie mich berühren, ekelt mich an.« Sie versuchte, sich an ihm vorbeizudrängen. Doch er versperrte ihr den Weg. Instinktiv drehte sie sich um und suchte nach einem Fluchtweg. Dabei fiel ihr Blick auf das Gesicht der Statue, die vom flackernden Fackelschein erleuchtet wurde.

»Die *Statue*. Jetzt erinnere ich mich. Ich habe so eine schon einmal gesehen, und zwar in Rom. Sie wurde während

der Punischen Kriege aus Karthago mitgenommen. Die Karthager haben sie benutzt, dem Gott Baal ihre Kinder zu opfern, als die Römer die Stadt angriffen. *Deshalb* wurde Ihre geheiligte Priesterin in die Verbannung geschickt. Weil sie Menschenopfer praktizierte.«

»Salomon war ein Scheinheiliger«, blaffte Baltazar zurück. »Er hat zwar die alten Götter verehrt, doch als seine Priester gegen ihn aufbegehrten, hat er ihnen nachgegeben.«

»Ich will nichts mit Ihnen oder Ihren abscheulichen Göttern zu tun haben. Ich will, dass Sie mich sofort gehen lassen.«

»Das ist unmöglich.«

Ein böses Funkeln trat in Carinas Augen. Sie riss die Fackel aus dem Ständer und schlug damit in Baltazars Richtung. Er lachte über ihren Trotz.

»Geben Sie das Ding her, bevor ich es Ihnen wegnehme.«

»Wenn Sie mich nicht gehen lassen, vernichte ich Ihre wunderbare Priesterin!« Sie wirbelte herum und hielt die Fackel in die Nähe der Pergamentblätter auf dem Altar.

Baltazars Hand bewegte sich mit der Schnelligkeit einer Kobra. Er entriss ihr die Fackel, bevor die Seiten Feuer fangen konnten, und schlug ihr mit der Faust ins Gesicht. Carina brach bewusstlos zusammen.

Baltazar blickte zur Statue auf. Die schräg gestellten Mandelaugen glitzerten im Licht. Die Arme reckten sich ihm entgegen, als wollten sie ihn umschließen.

Er schaute auf Carinas schlaffen Körper am Boden, dann wieder zur stummen Statue. Er legte den Kopf schief, als würde er auf etwas horchen.

»Ja«, sagte er nach einer Weile. »Jetzt habe ich verstanden.«

44

Austin ließ den Seesack mit seiner Taucherausrüstung gleich hinter der Tür zum Bootshaus fallen und ging ins Arbeitszimmer. An seinem Telefon blinkte ein rotes Licht. Zwei neue Nachrichten. Er drückte auf den Wiedergabeknopf. Die erste Nachricht war von Carina.

»Hallo, Kurt. Es ist halb zwei, und ich verlasse gerade das Met. Die Konferenz war ein riesengroßer Erfolg! Kann es gar nicht abwarten, dir davon zu erzählen. Hoffe, die Computerrekonstruktion des *Navigators* hat etwas geholfen. Nehme jetzt ein Taxi zur Penn Station. Ich müsste am späten Nachmittag wieder in D. C. sein. Werde anrufen, wenn ich mich auf den Weg mache. *Ciao*.«

Er blickte auf die Uhr an der Wand. Es war nach zehn. Das Piepen, mit dem die zweite Nachricht angekündigt wurde, riss ihn aus seinen Gedanken. Vielleicht hatte Carina noch einmal angerufen.

Die folgende Nachricht war kurz und erschreckend.

»Guten Abend, Mr. Austin«, sagte eine metallisch klingende Stimme. »Wir haben die italienische Ware, an der Sie interessiert sind. Rufen Sie bitte unter dieser Nummer zurück.«

Ein Stimmverzerrer ließ den Anrufer wie einen Roboter klingen. Die Telefonnummer, die auf dem Display stand, hatte eine Auslandsvorwahl. Austin erinnerte sich an Bucks Worte, als sie sich im Topkapi-Palast gegenübergestanden hatten.

Mein Auftraggeber hat andere Pläne für sie.

Carina war also nie in der Penn Station eingetroffen. Austin schürzte die Lippen. Im Geist ging er noch einmal alle von Carinas Schritten durch, in der Hoffnung, dass er einen Hinweis auf ihr Verschwinden fand. Carina hatte niemandem sonst von ihrem Vorhaben erzählt, zum Met zu gehen. Er erinnerte sich, wie sie morgens von seinem Telefon aus noch ein paar letzte Vereinbarungen mit den Museumsmitarbeitern getroffen hatte.

Austin nahm den Hörer ab, um Zavala anzurufen, doch dann hielt er mitten in der Bewegung inne. Er legte das Telefon zurück, als hätte es sich plötzlich in eine Klapperschlange verwandelt, und trat hinaus auf die Terrasse.

In der Luft lag ein fauliger, aber nicht unangenehmer Geruch nach Schlamm und verrottenden Pflanzen. Liebestolle Frösche quakten schmachtend leise Lieder vor dem Chor der Insekten. Der Fluss war ein blasses Gespenst im Licht des Halbmondes. Austin dachte an den Mann, der um sein Haus geschlichen war, als er hier zum ersten Mal mit Carina zu Abend gegessen hatte. Die hohe Eiche, unter der er den Fußabdruck gefunden hatte, hob sich als Schattenriss vor dem bleich schimmernden Fluss ab.

Der Mann war also nicht nur um das Haus geschlichen.

Austin ging wieder hinein und durch die Vordertür hinaus zu seinem Wagen. Er fuhr bis zum Ende der langen Auffahrt, bog auf die Straße ein und hielt nach ein paar Kilometern an. Er nahm das Handy aus der Halterung am Armaturenbrett und tippte aus dem Gedächtnis eine Nummer ein.

Eine tiefe Stimme meldete sich. »Hier Flagg.«

»Ich könnte deine Hilfe gebrauchen«, sagte Austin. »Kannst du zu meinem Haus kommen? Bring etwas zum Ausräuchern mit.«

»In zwanzig Minuten«, sagte Flagg und legte auf.

Flagg war vermutlich in Langley. Austin wusste nicht, wo sein alter Kollege wohnte. Vielleicht hatte er gar keine andere Wohnung als die CIA-Zentrale, wo er den größten Teil seiner Zeit damit verbrachte, auf der ganzen Welt Probleme zu lösen.

Austin fuhr zum Bootshaus zurück. Er war wütend auf sich selbst, weil er nicht darauf bestanden hatte, dass Carina die Öffentlichkeit mied, obwohl es wahrscheinlich auch nichts genützt hätte. Carina war, was ihre eigene Sicherheit betraf, eher furchtlos.

Genau fünfundzwanzig Minuten nach Austins Anruf bogen zwei Fahrzeuge in die Auffahrt ein. Flagg stieg aus einem Yukon. Ein schlanker junger Mann im Overall kam aus einem Kastenwagen, dessen Türen mit dem Namen einer Schädlingsbekämpfungsfirma beschrieben waren.

Der Kammerjäger stellte sich als »Wanzenmann« vor. Er trug einen Alukoffer ins Arbeitszimmer und ließ den Deckel aufschnappen. Dann holte er einen Apparat hervor, der wie eine Laserpistole von Buck Rogers aussah, und richtete den trichterförmigen Lauf auf die Wände, während er sich langsam um die eigene Achse drehte.

Zügig untersuchte der Wanzenmann jedes Zimmer im Erdgeschoss und stieg dann die Wendeltreppe zum Turmschlafzimmer hinauf. Schon ein paar Minuten später kehrte er zurück und packte seine elektronische Ausrüstung wieder ein.

»Hier lauert keine einzige Wanze«, sagte er. »Das Haus ist völlig sauber.«

»Und was ist mit *draußen?*«, fragte Austin und zeigte mit dem Daumen auf die Terrasse.

Der Wanzenmann schlug sich mit der Hand vor die Stirn. »Äh! *Natürlich!*«

Er ging nach draußen und kam nun schon wenige Sekunden später zurück.

»Ich empfange etwas aus der Richtung des Flusses«, sagte er.

»Ich glaube, ich weiß, wo«, sagte Austin. Er holte eine Taschenlampe und führte Flagg und den Wanzenmann über die Terrasse zum Stamm der hohen Eiche. »Vor einigen Tagen hat sich hier jemand herumgetrieben«, sagte er. »Unter diesem Baum habe ich einen Fußabdruck gefunden.«

Der Wanzenmann richtete seine Strahlenkanone auf die Äste. Zahlen erschienen auf dem kleinen LED-Display, und die Pistole piepte ein paar Mal.

Er borgte sich die Taschenlampe aus und bat Flagg und Austin, ihm behilflich zu sein. Sie machten eine Räuberleiter, damit er an den untersten Ast herankam, dann kletterte er ein Stück weiter hinauf. Er zückte ein Taschenmesser und arbeitete an der Rinde, bis er wieder herunterstieg und im Licht der Taschenlampe die Hand ausstreckte. Darauf lag ein schwarzes Plastikgehäuse von der Größe einer Zigarettenschachtel.

»Das Beste, was es zur Zeit auf dem Markt gibt. Vielleicht sogar noch besser. Stimmaktiviert. Mit Solarzellen betrieben. Dieses kleine Ding hat jeden Telefonanruf aufgenommen, den Sie getätigt haben, sowohl über das Festnetz als auch per Handy, und hat alles an einen Horchposten übertragen. Letztlich könnte es an jeden beliebigen Ort auf der Welt weitergeleitet worden sein. Was soll ich mit diesem Ding machen?«

Flagg hatte die Entwanzungsaktion schweigend verfolgt, doch nun meldete er sich zu einem Vorschlag. »Ich würde es

weitermachen lassen. Es könnte sich als sehr praktisch erweisen, wenn du Desinformationen verbreiten willst.«

»Ich hatte schon daran gedacht, es zu benutzen, um dem Horchposten ein paar nette Kraftausdrücke zu übermitteln«, sagte Austin. Aber er wusste, dass Flagg einen weit besseren Vorschlag gemacht hatte.

Der Wanzenmann kletterte noch einmal auf den Baum. Flagg verfolgte seinen Weg von Ast zu Ast. »Jemand hat sich sehr viel Mühe gegeben, dich auszuschnüffeln. Ich dachte, seit du zur NUMA gegangen bist, wärst du nur noch damit beschäftigt, Fische zu zählen.«

»Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie viele große Fische sich so im Ozean tummeln«, sagte Austin. »Wenn dein Freund fertig ist, köpfen wir ein paar Flaschen Bier, und dann erzähle ich dir davon.«

Der Kammerjäger sprang vom Baum, nachdem er die elektronische Wanze wieder angebracht hatte. Er sammelte sein Werkzeug ein und fuhr mit dem Kastenwagen weg. Austin holte zwei Flaschen Sam Adams aus dem Kühlschrank, dann machten Flagg und er es sich im Arbeitszimmer in den Ledersesseln bequem. Die folgende Stunde verbrachte Austin damit, Flagg alles zu berichten, was sich seit dem Überfall auf das Containerschiff zugetragen hatte.

Flagg erlaubte sich ein leichtes Lächeln in dem sonst reglosen Gesicht. »König Salomons Goldminen! Im Vergleich zu deinem Job ist meiner ungefähr so aufregend wie Briefesortieren.« Dann wurde er wieder ernst. »Du hast dich mit ein paar ziemlich schweren Brocken angelegt. Glaubst du eigentlich, dass dieser Baltazar deine Freundin in seiner Gewalt hat?«

»Diese ganze Sache trägt von Anfang an Baltazars Handschrift.«

»Was kann ich für dich tun?«

»Herausfinden, wo der Typ seine Freizeit verbringt.«

»Ich werde mich sofort darum kümmern. Sonst noch etwas?«

»Halt dich bereit.« Austin nahm das Telefon, schaltete den Lautsprecher ein und rief die Nummer auf, unter der sich der anonyme Anrufer gemeldet hatte.

»Wir haben auf Ihren Rückruf gewartet«, sagte die unheimliche Stimme.

»Ich war nicht in der Stadt. Was ist das für eine italienische Ware, von der Sie gesprochen haben?«

»Sie kennen sie als Carina Mechadi. Sie ist in guter Verfassung. *Noch.* Aber ich kann nicht garantieren, dass sie auch in Zukunft gesund und munter sein wird.«

»Was verlangen Sie als Preis?«

»Nicht was, sondern *wen.* Wir möchten die Frau gegen Sie austauschen.«

»Garantiert?«

»Garantie gibt es nur in einer perfekten Welt. Und Ihre Welt ist im Augenblick alles andere als perfekt.«

»Welche Bedingungen stellen Sie?«

»Seien Sie in genau neunzig Minuten vor dem Lincoln Memorial. Bringen Sie niemanden mit. Verzichten Sie auf alle Geräte, mit denen man Sie anpeilen könnte. Wir werden Sie genau untersuchen.«

Austin blickte zu Flagg. »Ich werde da sein.«

Die Verbindung wurde unterbrochen.

»Muss eine tolle Frau sein«, sagte Flagg und erhob sich vom Sessel. »Du solltest dich lieber auf die Socken machen. Ich werde versuchen, Baltazar auf die Schliche zu kommen.«

Austin sagte Flagg, dass er Zavala als Kontaktmann benut-

zen sollte. Nachdem sein Freund gegangen war, rief Austin Joe an und widerstand der Versuchung, dem unbekannten Zuhörer einige Unflätigkeiten an den Kopf zu werfen.

»Hallo, Joe. Hier ist Kurt. Wir können uns morgen doch nicht sehen. Pitt hat angerufen. Er will sich heute Abend mit mir treffen.«

»Muss etwas ziemlich Wichtiges sein.«

»Das ist es auch. Ich rufe dich später noch einmal an.«

Den zweiten Anruf machte Austin fünfzehn Minuten später, während er über den Beltway in Richtung Washington fuhr.

»Ich habe schon auf deinen Rückruf gewartet«, sagte Zavala. »Ich kann mir nicht vorstellen, wie du dich heute Abend mit Pitt treffen willst. Nach meinen letzten Informationen treibt er sich gerade irgendwo auf dem Japanischen Meer herum.«

»Tut mir leid, das war eine Irreführung. Jemand hört mein Telefon ab.«

Dann erzählte ihm Austin von Carina und seiner Absicht, den Forderungen der Kidnapper nachzukommen.

»Ich werde alles mitmachen, was du willst, Kurt, aber glaubst du wirklich, dass du Carina auf diese Weise helfen kannst?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht komme ich ihr dadurch nahe genug, um ihr zu helfen. Dass ich den wahrscheinlichen Standort der Mine kenne, verschafft mir möglicherweise einen weiteren Ansatzpunkt.«

»Ich raube dir nur ungern deine Illusionen, aber was ist, wenn sie es einfach nur auf deine Haut abgesehen haben und gar nicht verhandeln wollen?«

»Über diese Möglichkeit habe ich selber schon gründlich

nachgedacht. Das Risiko muss ich aber eingehen. In der Zwischenzeit möchte ich, dass du die Mine ausfindig machst. Das könnte unsere Trumpfkarte werden. Schnelligkeit ist das oberste Gebot.«

»Ich habe bereits einen Hubschrauber bestellt und mit den Trouts gesprochen. Bei Tagesanbruch werden wir mit Saxon aufbrechen. Dir bis dahin viel Glück.«

»Danke«, sagte Austin. »Das kann ich brauchen.«

Austin sagte Zavala noch, dass sich Flagg bei ihm melden werde, und legte auf. Er parkte den Jeep in der NUMA-Tiefgarage und fuhr mit dem Taxi zum Lincoln Memorial. Er traf dort eine Minute vor Ablauf der Anderthalb-Stunden-Frist ein. Wenige Sekunden, nachdem sich das Taxi entfernt hatte, hielt ein schwarzer Cadillac Escalade am Straßenrand, und die Hintertür des SUV öffnete sich. Ein Mann stieg aus und zeigte auf die Rückbank.

Austin atmete einmal tief durch und stieg in den Wagen. Der Mann folgte ihm und quetschte ihn zwischen sich und einem weiteren Insassen ein. Das SUV fuhr sofort los und fädelte sich in den Verkehrsstrom ein.

Der Mann links von ihm griff unter seine Jacke. Austin sah Metall glänzen. Er konnte nicht erkennen, ob es ein Messer oder eine Pistole war. Er verfluchte sich für seine Fehleinschätzung. Sie würden ihn nirgendwohin bringen. Sie würden ihn auf der Stelle umbringen.

Er hob den Arm, um sich zu schützen.

Etwas Kaltes drückte sich gegen seinen Hals, dann hörte er ein leises Zischen.

Und nun zog jemand vor seinen Augen einen schwarzen Vorhang zu.

Sein Körper erschlaffte, er konnte die Augen nicht mehr

aus eigener Kraft öffnen, und sein Kopf kippte vornüber. Nur die Anwesenheit der Männer hinderte ihn daran, ganz das Bewusstsein zu verlieren.

Nach kurzer Zeit hatte das SUV den Stadtrand der Hauptstadt hinter sich gelassen und näherte sich mit gerade noch erlaubter Höchstgeschwindigkeit dem Flughafen.

45

Der Mehrzweckhubschrauber McDonnell Douglas MD 500 raste hoch über der Chesapeake Bay durch den Himmel. Der türkisfarbene Rumpf schimmerte im sanften Licht der Morgendämmerung. Joe Zavala saß an den Kontrollen, Gamay im Schalensitz neben ihm. Paul Trouts lange Gestalt war auf der Rückbank ausgestreckt – er teilte sie sich mit der Taucherausrüstung.

Zavala blinzelte durch das getönte Kanzeldach und zeigte mit dem Finger nach unten. »Dort sind Kurt und ich zum Wrack getaucht«, sagte er. »Und da vorn kommt Havre de Grace in Sicht.«

Die weiße Spitze des Concord-Leuchtturms war zu erkennen. Dann die Eisenbahnbrücke an der Mündung des Susquehanna River.

Zavala folgte dem vom Schlamm getrübten Wasserlauf nach Nordwesten. Immer wieder ragten zerklüftete Inseln aus dem Fluss. Weite Ackerbauflächen wie aus einem Gemälde von Grant Wood flankierten beide Ufer des Susquehanna.

Mit einer Geschwindigkeit von zweihundertfünfzig Stundenkilometern hatte der Hubschrauber kurz darauf Harrisburg erreicht. Auf den Straßen wirkte der Verkehr immer noch recht spärlich. Etwa fünfzehn Kilometer nördlich der Hauptstadt des Bundesstaats bog die Maschine nach Osten ab, ließ den Fluss hinter sich und steuerte auf einen Gebirgszug zu. Sie flogen über dichte Wälder und Farmen, bis sie durch den frühmorgendlichen Nebel sanken und auf einem grasbewachsenen Landeplatz aufsetzten.

Saxons gebrauchter Chevy Suburban stand am Straßenrand. Als die Kufen des Hubschraubers den Boden berührten, ließ Saxon den Wagen an und fuhr quer über den Platz. Der Suburban hielt neben dem Hubschrauber an, und Saxon sprang heraus. Er ging unter den knatternden Rotoren hindurch, um Zavala und die Trouts mit forschem Händedruck zu begrüßen. Seine Kleidung passte eher zu einer afrikanischen Safari: Cargohosen, Patronenweste und ein Tropenhut, dessen Krempe auf einer Seite hochgeschlagen war.

»Wo ist Kurt?«, fragte Saxon.

»Er musste unerwartet einen anderen Auftrag übernehmen«, sagte Zavala. Er überspielte seine Bedenken über Austins Vorhaben mit einem fröhlichen Lächeln.

»Zu schade«, sagte Saxon enttäuscht. »Kurt wird den ganzen Spaß verpassen, wenn wir die Mine finden.«

»Sie klingen sehr zuversichtlich, was das betrifft«, sagte Paul.

»Joe weiß aus Erfahrung, dass ich zu grandiosen Vorankündigungen neige«, gab Saxon zu. »Mein Beruf hat viel mit Showgeschäft zu tun. Aber ich würde bei Sabas Grab schwören, dass die Mine in greifbarer Reichweite liegt. Ich werde es Ihnen zeigen.«

Saxon ging zu seinem Wagen und klappte die Hecktür auf. Er öffnete seinen ramponierten Koffer und holte einen dicken Stapel Papier heraus.

»Offenbar waren Sie fleißig«, sagte Zavala.

»Ich kann kaum noch die Augen offen halten, weil ich die ganze Nacht recherchiert habe«, sagte Saxon. »Aber es hat sich gelohnt. Dies ist eine topografische Karte der betreffenden Region. Hier verlief die alte Eisenbahnstrecke, die zu den Goldminen führte. Joe hat Sie inzwischen vermutlich eingeweiht«,

sagte er zu den Trouts, »aber was mich an dieser Gegend fasziniert hat, waren die hartnäckigen Gerüchte über eine legendäre Goldmine und indianische Bestattungshöhlen. Das hier ist die Gold Mine Road, die sich durch die Berge windet, und hier liegt ein verlassenes Dorf namens Gold Mine.«

Trout musterte den Wald, der den Landeplatz umgab. Seine großen braunen Augen blinzelten, wie es oft geschah, wenn sein Gehirn in den Grübelmodus schaltete.

»Verzeihen Sie meine wissenschaftliche Skepsis«, sagte er mit der typischen Neuengland-Direktheit, »aber es ist schwer zu glauben, dass Phönizier um die halbe Welt segelten und mitten in der hübschesten Landschaft von Pennsylvania eine Goldmine fanden.«

»Skepsis ist zwar eine gesunde Einstellung«, sagte Saxon. »Aber Sie dürfen den Kontext nicht außer Acht lassen. Wir sehen hier Wanderwege, verschlafene Dörfer und Farmen. Aber dieses Land wurde einst von mindestens fünf verschiedenen Stämmen bewohnt, die in zwanzig Dörfern lebten. Als die Europäer im Jahr 1600 diese Gegend wiederentdeckten, gab es in diesen Hügeln und Tälern fast siebentausend Susquehannock-Indianer.«

»Was glauben Sie, wie es zum Erstkontakt kam?«, fragte Gamay.

»Ich gehe davon aus, dass ein phönizisches Erkundungsschiff auf der Suche nach Kupfer war und die Seefahrer von den Indianern erfuhren, dass es hier Gold gäbe. Mit ihrem Organisationstalent haben die Phönizier die Einwohner dazu gebracht, die Mine zu öffnen und das Gold zu verarbeiten. Dann mussten sie nur noch dafür sorgen, dass es über die entsprechenden Land- und Seewege nach Hause transportiert wurde.«

»Schwierig, aber nicht unmöglich«, sagte Trout nickend. »Habe ich Sie richtig verstanden, dass Sie uns tatsächlich zur Mine führen können?«

»Ich kann Sie dorthin führen, wo ich *glaube,* dass sie sich befindet. Springen Sie in den Wagen, und wir machen einen kleinen Ausflug.«

Sie luden ihr Gepäck vom Hubschrauber in den Suburban um. Saxon fuhr vom Flugplatz auf eine gewundene Landstraße. Nach einigen Kilometern bog er von der Straße ab und folgte einem Weg, der nur aus zwei parallelen Furchen bestand, in den Wald.

»Willkommen in St. Anthony's Wilderness«, sagte Saxon, während das Auto durch die tiefen Schlaglöcher holperte. »Dies ist das zweitgrößte straßenlose Gebiet in Pennsylvania. Der Appalachian Trail führt mitten hindurch. Zwischen den First und Second Mountains liegen fünfeinhalbtausend Hektar Waldland.«

»Ich wusste gar nicht, dass der heilige Antonius Nordamerika besucht hat«, sagte Gamay.

»Hat er auch nicht. Die Gegend ist nach einem Missionar namens Anthony Seyfert benannt worden. Die Einheimischen sprechen meistens vom Stony Valley. Jetzt herrscht hier Totenstille, aber im 19. Jahrhundert schufteten Hunderte von Männern und Jungen in den Kohlebergwerken. Die Eisenbahn wurde bis ins Dorf Rausch Gap gebaut, und später gab es einen Anschluss an den Erholungsort Cold Springs. Als die Minen geschlossen wurden, haben fast alle Einwohner diese Gegend verlassen.«

»Sie sagten *fast*«, warf Zavala ein.

Saxon nickte. »Ein paar schlaue Geschäftsleute überlegten sich, wie sie von den Legenden über die Goldmine profitie-

ren könnten. Sie bauten das *Hotel Gold Stream,* und Touristen kamen, um Bootsfahrten in eine Höhle zu machen – davon gibt es in Pennsylvania jede Menge. Der Höhepunkt der Tour war jeweils die Möglichkeit, sich als Goldwäscher zu versuchen.«

»Hat man wirklich Gold gefunden?«, fragte Gamay.

»Genug, um die Touristen glücklich zu machen. Im Hotel wurden Medaillons verkauft, in denen man seinen Goldstaub aufbewahren konnte. Dann aber machte der Laden dicht, nachdem die Eisenbahn stillgelegt wurde.«

»Für den Goldstaub muss es eine Quelle gegeben haben«, sagte Paul.

Saxon grinste. »Völlig richtig. Deshalb glaube ich auch, dass das Hotel der Schlüssel zur Enträtselung des ganzen Geheimnisses ist.«

»Wie das?«, fragte Zavala.

»Sie werden es sehen«, versprach Saxon.

Während der Suburban immer tiefer in den Wald vordrang, berichtete Saxon von den Kriegen zwischen den Indianern und den Siedlern und wies die anderen auf Ruinen der alten Minensiedlungen und auf die Türme hin, die über den Schächten errichtet worden waren. Dann endete die Straße abrupt am Ufer eines Sees. Saxon brachte den Suburban zum Stehen.

»Willkommen am *Hotel Gold Stream*«, sagte er.

Sie stiegen aus dem Wagen und folgten Saxon über einen abwärts führenden Pfad bis zum Seeufer. Kaum eine Welle störte die spiegelglatte Wasseroberfläche.

»Das Hotel liegt im See?«, fragte Zavala.

»Es wurde in einem Tal gebaut«, sagte Saxon. »Nachdem diese Gegend verlassen war, kamen Goldsucher und wollten

die Quelle ausfindig machen. Leider besaßen sie mehr Dynamit als Hirn. Sie sprengten einen natürlichen Damm, danach lief das Tal mit dem Wasser aus einem Flüsschen voll, und das Hotel soff ab.«

Zavala ging zum Ufer hinüber und blickte auf den See hinaus. Er schätzte, dass er zwei Kilometer breit und drei lang war. Die Wasserfläche war ringsum von dicht bewaldeten Hügeln umgeben. »Wie tief ist er?«

»An der tiefsten Stelle etwa dreißig Meter«, sagte Saxon. »Der See wird von einer Quelle gespeist.«

»Beim Tauchen ist es die übliche Vorgehensweise, den Gang ins Wasser zu planen und dann den Plan ins Wasser fallen zu lassen«, sagte Zavala. »Es ist ein großer See. Irgendeine Idee, wo wir anfangen sollten?«

»Ich werde es Ihnen zeigen«, sagte Saxon.

Als sie wieder am Surburban waren, zog Saxon eine Mappe mit der Aufschrift HOTEL GOLD STREAM aus einer Tasche und reichte Zavala eine vergilbte Broschüre, die mit der Außenansicht des Hotels warb, einem zweistöckigen Steingebäude.

Ein Pfad führte vom Hotel zu einer Treppe, hinter der der Höhleneingang lag, wo die Ausflugsboote festgemacht waren. Eine Zeichnung stellte Menschen in viktorianischer Kleidung dar, wie sie Gold wuschen. Zavala blickte vom Plan wieder auf den See und versuchte sich bildlich vorzustellen, wie es unter der Oberfläche aussah.

»Als das Hotel noch auf dem Trockenen lag, hat niemand die Goldmine gefunden«, sagte er. »Wie kommen Sie darauf, dass es unter Wasser einfacher sein könnte?«

»Die gleiche Frage kam auch mir in den Sinn«, sagte Saxon. »Ich wollte die Expedition schon abblasen, als ich in

einer Zeitschrift einen Artikel über das Hotel las. Jemand vom ehemaligen Küchenpersonal erwähnte eine Falltür in der Küche. Sie war zwar mit einem Schloss gesichert, aber irgendwann brach das Personal es doch mal auf und ließ etwas hineinfallen, nur um zu sehen, wie tief es nach unten gehen mochte. Niemand hat gehört, wie es auf dem Boden landete. Danach wurde ein stärkeres Schloss an der Falltür angebracht, weil die Küchenleute anfingen, Abfälle in den Schacht zu werfen.«

»Vielleicht diente der Schacht zur Ventilation einer Mine«, sagte Paul.

Saxon öffnete einen Notizblock, auf dem er nach der Vorlage in der Broschüre eine Skizze des Hotels angefertigt hatte. Zwei vertikale Linien markierten den Schacht.

»Ich glaube, das Hotel wurde *über* der Mine gebaut«, sagte er. »Die Höhle könnte, bevor sie einstürzte, durchaus ein Teil des Mineneingangs gewesen sein. Dadurch wurde der Zugang versperrt, aber das goldhaltige Wasser konnte weiter abfließen. Wenn wir durch diesen Schacht hineingehen, kommen wir genau in die Mine. Glauben Sie, dass sich das machen ließe?«

Zavala sah sich die Zeichnung eine Weile an und ging im Geiste die Einzelschritte des Tauchgangs durch. »Haben Sie eine Vorstellung davon, wie breit die Öffnung des Schachts gewesen ist?«

»Im Artikel wurden keine Angaben dazu gemacht«, sagte Saxon.

Zavala war ein umsichtiger Taucher. Er schlug einen zweistufigen Plan vor. Er und Gamay würden zuerst die Höhle erkunden und sich dann den Schacht ansehen. Gamay war ihrerseits eine äußerst geschickte Taucherin, die viele

Wracks in den Großen Seen erforscht und später als nautische Archäologin gearbeitet hatte. Da sie beide schlank gebaut waren, schafften sie es vielleicht, in den Schacht zu tauchen.

Während Paul ein Schlauchboot aufblies, legten die Taucher ihre Ausrüstung an. Saxon hatte die Lage des Hotels auf einer topografischen Karte unter wasserdichter Kunststofffolie markiert.

Trout paddelte das Boot mit Gamay und Zavala auf den See hinaus. Sie warfen eine Markierungsboje ins Wasser. Alles war bereit. Die Taucher ließen sich vom Boot in den See fallen und verschwanden in der Tiefe. Nur noch ein paar kleine Wellen deuteten auf ihren Übergang von einer Welt in eine andere hin.

46

Austin wachte auf und fühlte sich, als hätte man ihn zusammengeschlagen. Idiotischerweise hatte er erwartet, bei vollem Bewusstsein zu sein, wenn er mit Baltazar zusammentraf. Stattdessen hatte er sich überrumpeln lassen.

In weniger als einem Meter Entfernung tauchte jemand auf. Auf der rechten Seite des Kopfes trug er einen dicken Verband.

»Geht's Ihnen wieder besser?«, fragte der Mann in gleichgültigem Tonfall.

Austin hatte Kopfschmerzen, seine Zunge fühlte sich pelzig an, und sein Sichtfeld blieb verschwommen.

»Zumindest besser als etwas, das vom Auto überfahren wurde«, sagte er. »Wer sind Sie?«

»Sie können mich Squire nennen. Ich arbeite für Baltazar.« Er bot Austin ein Glas mit klarer Flüssigkeit an. Als er Austins Zögern bemerkte, verzog er die Lippen zu einem schiefen Grinsen, das mehrere Zahnlücken offenbarte. »Keine Angst. Wenn Baltazar Sie um die Ecke bringen wollte, würden Sie sich schon längst die Radieschen von unten anschauen. Das lindert die Wirkung der Droge, die man Ihnen verpasst hat.«

Austin nahm einen kleinen Schluck. Die Flüssigkeit war kalt und schmeckte nach künstlichem Süßstoff. Das Pochen in seinem Kopf ließ etwas nach, und seine Augen lieferten nun ein klareres Bild. Er lag auf einer Armeepritsche. Sein neuer Freund hatte sich auf einen Klappstuhl gehockt. Sie befanden sich in einem großen rechteckigen Zelt. Sonnenlicht fiel durch die roten und weißen Streifen.

»Ich war die ganze Nacht bewusstlos«, sagte Austin.

»Sie scheinen die Jungs ziemlich nervös gemacht zu haben. Die haben Ihnen genug von dem Schlummertrunk gegeben, um einen Ochsen umzuhauen.«

Austin trank das Glas leer und gab es zurück. Der Mann hatte den kräftigen Körperbau eines Profiringers und trug einen Overall aus blauem Jeansstoff. Zwei Aluminiumkrücken lehnten gegen seinen Stuhl.

»Was ist mit Ihrem Gesicht passiert?«, fragte Austin.

Die linke Hälfte seines Gesichts zog sich mürrisch nach unten. »*Nichts* ist damit passiert!«, blaffte er zurück. »Stehen Sie auf.«

Squire brauchte die Krücken, um sich aufzurichten. Er stützte sich darauf und sah zu, wie Austin langsam die Beine über die Bettkante schwang und aufstand. Ihm wurde ein wenig schwindlig, doch er spürte, dass seine Kräfte schnell zurückkehrten. Er spannte und entspannte abwechselnd die Finger.

Squire bemerkte die subtile Bewegung. »Falls Sie daran denken sollten, etwas … Gewagtes zu versuchen – draußen vor dem Zelt stehen zwei Wachmänner, und im Gegensatz zu mir sind das keine so netten Kerle. Mr. Baltazar hat mich befugt, die beiden nötigenfalls auf Sie zu hetzen. Haben Sie verstanden?«

Austin nickte.

Squire deutete zur Tür. Austin trat nach draußen und blinzelte im grellen Sonnenlicht. Die Wachmänner standen zu beiden Seiten der Zelttür. Die mittelalterlichen Gewänder, die sie trugen, passten ganz und gar nicht zu den Maschinenpistolen, die sie auf Austin richteten. Die Männer machten den Eindruck, als würden sie sich freuen, wenn Austin ihnen einen Vorwand lieferte, ihre Langeweile zu beenden.

Das Zelt war eins von etwa einem Dutzend. Sie waren in zwei Reihen auf einer großen Freifläche aufgebaut, die von Wald gesäumt wurde. Mitten in der gegenüberliegenden Reihe hatte man eine erhöhte Tribüne mit Dach und Wänden an den Seiten errichtet. Die Ecken wurden jeweils von Türmchen gekrönt. Fahnen mit einem stilisierten Stierkopf flatterten im Wind.

Ein freier Streifen von etwa fünfzehn Metern Breite trennte die Zeltreihen. Genau in der Mitte zog sich ein niedriger Zaun über fast die ganze Länge der Fläche. An beiden Enden warteten, auf verschiedenen Seiten des Zauns, zwei Männer in voller Rüstung, die auf riesigen Pferden saßen. Sie hielten Holzlanzen mit stumpfen Metallspitzen. Den großen Tieren hatte man ebenfalls Rüstungen angelegt, die im morgendlichen Sonnenlicht glänzten.

Jemand auf der Tribüne schwenkte etwas, das wie ein grünes Taschentuch aussah. Die Ritter gaben ihren Pferden die Sporen und stürmten mit gesenkten Lanzen aufeinander zu. Der Boden zitterte unter dem Hufgetrappel. In der Mitte trafen sich die Ritter, und Lanzen schlugen mit lautem Krachen gegen Schilde. Die langen Waffen zerbrachen. Beide Männer ritten bis zum Ende des Zauns und wendeten dann. Nun griffen sie sich mit gezückten Schwertern erneut an. Die zweite Phase des Kampfes konnte Austin allerdings nicht mehr verfolgen, da ihn die Wachmänner zwischen zwei Zelte dirigierten.

Er blickte sich um und sah Felder und Wälder. Etwas Rotes blitzte zwischen den Bäumen auf. Ein Auto näherte sich mit hoher Geschwindigkeit. Der Fahrer trat im letzten Moment auf die Bremse, und der Bentley kam schlingernd zum Stehen. Die schwere Stoßstange war nur noch wenige Zentimeter von Austins Knie entfernt.

Die Tür flog auf, und Baltazar stieg auf der Fahrerseite aus. Das Sonnenlicht schimmerte matt auf dem Kettenhemd, das er unter einem Umhang trug, der von einem Stierkopf geziert wurde. Ein breites Grinsen lag auf dem großen Gesicht. »Wie immer Nerven aus Stahl, Austin.«

»Nach dem Cocktail, den Ihre Männer mir verabreicht haben, bin ich nur ein bisschen träge, Baltazar.«

Baltazar klatschte in die Hände. Squire brachte zwei mit Leder bezogene Stühle, die er so aufstellte, dass man sich gegenübersaß. Baltazar nahm auf einem davon Platz und bot Austin den anderen an.

»Was halten Sie von unserem kleinen Turnier?«, fragte er.

Austin musterte Baltazars Rüstung und Umhang von oben bis unten. »Ich dachte schon, das hier wäre die Filmkulisse für *Ein Yankee aus Connecticut an König Artus' Hof*.«

»Betrachten Sie es als Zeitreise«, sagte Baltazar. »Ich habe alles genauso arrangieren lassen, wie es bei einem Ritterturnier im Frankreich des fünfzehnten Jahrhunderts abgelaufen wäre.«

Austin warf einen Blick zum Wagen. »Einschließlich des Bentley?«

Baltazar quittierte Austins Stichelei mit einem Stirnrunzeln. »In den Tagen des Rittertums dienten die Turniere dazu, die Männer auf den Krieg vorzubereiten und die Mutigen von den nicht so Mutigen zu trennen. Mit meinen Söldnern verfolge ich hier ein ähnliches Ziel. Ich nehme die Angelegenheit sehr ernst.«

»Es freut mich ja, dass Sie ein Hobby haben, Baltazar, aber wir beide wissen doch ganz genau, warum ich Ihre Einladung hierher angenommen habe. Wo also ist Carina Mechadi?«

»Vorläufig in Sicherheit, wie ich bereits am Telefon sagte.«

Er musterte Austin wie ein ungewöhnliches naturwissenschaftliches Untersuchungsobjekt. »Offenbar halten Sie sehr viel von der jungen Frau, wenn Sie sich ihretwegen sogar freiwillig in Gefangenschaft begeben.«

Austin lächelte. »Ich hatte einfach Sehnsucht nach *Ihnen,* Baltazar. Und auf diese Weise bekomme ich die Gelegenheit, Ihr Gesicht wiederzusehen.«

Baltazar reckte sein übergroßes Kinn vor. »Dann *reden* Sie, Mr. Austin. Ich bin sehr neugierig, ob Sie mir etwas Interessantes zu sagen haben.«

»Zunächst wüsste ich gern, was ich Ihnen bieten muss, damit Sie Carina freilassen.«

»Ah, Sie wollen verhandeln! Was hätten Sie denn zu bieten?«

»Den Standort von König Salomons Mine.«

»Sie bluffen, Austin«, sagte Baltazar mit einem verächtlichen Schnauben. »Außerdem habe ich den echten *Navigator,* mitsamt Landkarte. Warum sollte ich also mit Ihnen verhandeln?«

»Wenn Sie wüssten, wo sich die Mine befindet, hätte für Sie keine Notwendigkeit bestanden, Carina zu kidnappen, um sie als Köder für mich zu benutzen.«

»Vielleicht habe ich es ebenso getan, wie man nach einer Fliege schlägt, die einen nervt, Austin. Aber ich will nachsichtig mit Ihnen sein. Erzählen Sie mir von der Mine. Vielleicht können Sie mit dieser Information Ihre Verhandlungsposition verbessern.«

Austin verzog das Gesicht, als träfe er eine schmerzhafte Entscheidung. »Die Muster auf dem Fell der Bronzekatze bilden eine Landkarte. Nach der Rekonstruktion durch den Computer konnten wir die Lage eines phönizischen Schiffswracks ausfindig machen. Eine Amphore, die aus diesem

Wrack geborgen wurde, enthielt einen Papyrus mit detaillierten Informationen über die Mine.«

»Und kennen Sie auch den Verfasser dieses sagenhaften Papyrus?«, fragte Baltazar.

»Sein Name ist Menelik. Er ist ein Sohn von Salomon.«

»*Menelik?*« Er zischte den Namen.

»Richtig. Er hat eine heilige Relique nach Nordamerika transportiert.«

Baltazars Reaktion fiel gedämpfter aus, als Austin erwartet hatte.

»Ihr Versuch, mich mit Ihrem Wissen zu schockieren, beweist mir nur, wie wenig Sie über das Gesamtbild wissen. Haben Sie irgendeine Vorstellung, worum es sich bei dieser heiligen Reliquie handeln könnte?«

»Vielleicht können Sie mich aufklären.«

Baltazar lächelte. »Es ist das Original der Zehn Gebote, auf Tafeln aus massivem Gold geschrieben.«

»Damit legen Sie mich nicht rein, Baltazar. Die originalen Zehn Gebote wurden auf *Tontafeln* geschrieben.«

»Ihre Worte offenbaren nur Ihre Unwissenheit. Angeblich gab es drei Versionen des Dekalogs, alle in Ton gebrannt. Aber in Wirklichkeit waren es *vier.* Hier geht es nun um die Fassung, die allen anderen vorausging. Diese Version basiert auf den heidnischen Glaubensvorstellungen meiner Vorfahren, die jedoch zu kontrovers eingeschätzt wurden. Angeblich wurden die Goldtafeln vernichtet. In Wahrheit jedoch hat man sie heimlich weitergegeben, bis zu König Salomon, der entschied, sie in den fernsten Winkel seines Reiches schaffen zu lassen.«

»Sie sind vermögender als Krösus«, sagte Austin. »Was bedeuten Ihnen ein paar Pfund Gold mehr oder weniger?«

»Diese Tafeln sind der rechtmäßige Besitz meiner Familie.«

»Sie machen aber nicht unbedingt den Eindruck eines Familienmenschen auf mich, Baltazar.«

»Ganz im Gegenteil, Austin, das hier ist in erster Linie eine *Familienangelegenheit*. Wenn Sie sich umsehen und diese ritualisierte Gewalt beobachten, glauben Sie vielleicht, das wäre alles, was die Familie Baltazar ausmacht. Dabei sind wir keinen Deut schlechter als die Regierungen dieser Welt. Was glauben Sie denn, warum es nach dem Kalten Krieg genauso viele Konflikte wie vorher gibt? Die gewaltige militärische Infrastruktur hat den Kalten Krieg nicht nur überlebt, sie hat sogar beträchtlich davon profitiert.«

»Was äußerst günstig für Firmen wie die Ihre ist, die sich angeblich für Frieden und Stabilität einsetzen«, sagte Austin.

»Furcht und Spannung liegen in unserem geschäftlichen Interesse.«

»Und wenn es zu wenig Furcht und Spannung gibt, erzeugen Sie selber welche.«

»Wir müssen uns gar nicht bemühen, menschliche Leidenschaften anzustacheln«, sagte Baltazar. »Die Leute würden sich sowieso gegenseitig umbringen, ob wir nun existieren oder nicht. Hier steht wesentlich mehr auf dem Spiel, als auf den ersten Blick ersichtlich ist. Die Entdeckung der Tafeln wird Zweifel an den Grundlagen der Regierungen und Religionen der Welt säen. Überall werden Unruhen ausbrechen.«

»Angefangen im Nahen Osten.«

»Richtig, aber dort wird es nicht enden.«

»Und es wird Ihnen viel Reichtum und Macht einbringen. Was kommt aber als Nächstes, Baltazar? Die ganze Welt?«

»Ich bin kein James-Bond-Bösewicht, der die Weltherr-

schaft an sich reißen will«, sagte Baltazar. »Der Verwaltungsaufwand wäre auch viel zu groß.«

»Was wollen Sie dann?«

»Das Weltmonopol für die Sicherheitsbranche.«

»Da haben Sie aber eine ganze Menge Konkurrenz. Es gibt Dutzende von Firmen, die im sogenannten Friedensgeschäft tätig sind, ganz zu schweigen von den Armeen dieser Welt.«

»Wir werden sie vom Markt drängen oder schlucken, bis niemand von Bedeutung mehr übrig ist. PeaceCo. Unsere Firmenzweige, die sich mit Sicherheitsdienstleistungen und der Metallverarbeitung beschäftigen, werden gegenseitig voneinander profitieren. Die Industrienationen können ihre teuren Heer- und Marinestreitkräfte behalten. Unsere Privatarmee kann angeheuert werden, um in den armen Ländern Afrikas, Südamerikas und Asiens für Sicherheit zu sorgen, im Austausch gegen ihre natürlichen Reichtümer. Ich werde ein ökonomisch-militärisches Imperium errichten, das seinesgleichen sucht.«

»Imperien kommen und gehen, Baltazar.«

»Dieses aber wird viele Jahre überdauern. Da ich keine Erben habe, werde ich es vielleicht Antonio vermachen. Er ist wie ein Sohn für mich.«

»Sie sind ein Schurke, Baltazar.«

»Nur ein Geschäftsmann, der sich auf viele kleine, aber endlose Kriege freut. Den *Pax Baltazar.* Aber eins nach dem anderen, Austin. Zuerst müssen wir die Tafeln finden.«

»Dann kommen wir vielleicht ins Geschäft. Ich sage Ihnen, wo sich die Mine befindet, und Sie lassen Miss Mechadi frei.«

Baltazar hob eine Hand. »So einfach ist das nicht. Sagen Sie mir, was Sie wissen. Dann lasse ich es von jemandem überprüfen.«

Austin lachte. »Ich bin kein Idiot, Baltazar. Sie würden mich töten, sobald Sie die Bestätigung haben, dass die Mine gefunden wurde.«

»Sie sind überaus misstrauisch. Also werde ich Ihnen einen Kompromiss anbieten. Eine Chance, meinem üblen Griff zu entkommen. Sie haben sich für eine Dame eingesetzt. Nach den Gesetzen der Ritterlichkeit sind Sie ihr Meister und müssen sich auch als solcher verhalten.«

Austin dachte über diese Formulierung nach und kam zur Schlussfolgerung, dass Baltazar wahnsinnig sein musste. Er zwang sich zu einem Lächeln. »Sagen Sie mir, was Sie im Sinn haben.«

Baltazar erhob sich vom Stuhl. »Ich werde es Ihnen *zeigen.* Steigen Sie in den Wagen.«

Baltazar hielt Austin die Beifahrertür des Bentley auf und setzte sich dann hinters Lenkrad. Er ließ den starken Motor an und beschleunigte auf der geraden Straße bis auf fast einhundertachtzig Stundenkilometer.

Wenig später wurde Baltazar langsamer, dann trat er auf die Bremse, und schließlich kam der Wagen wenige Meter vor dem Rand einer tiefen Schlucht zum Stehen.

Über die Schlucht spannte sich eine Brücke aus Stahlgliedern, die fünfzehn Meter lang und über fünf Meter breit waren. Es gab kein Geländer. Nur einen Holzzaun, der die Mittellinie der Brücke markierte. Das Holz sah so neu aus, als hätte man den Zaun erst vor kurzer Zeit errichtet.

Sie stiegen aus dem Wagen und liefen bis zum Abgrund. Die steilen Felswände fielen etwa einhundert Meter ab. Ganz unten verlief ein Bach, der sich zwischen Felsen hindurchwand.

»Die Einheimischen bezeichnen diese Stelle als *Totengraben*«, sagte Baltazar. »Diese Brücke habe ich allerdings errichten lassen, um die verschiedenen Teile meines Grundbesitzes miteinander zu verbinden. In Erwartung Ihres Besuchs habe ich ein paar Modifikationen vornehmen lassen.«

»Das wäre doch wirklich nicht nötig gewesen«, sagte Austin.

»Keine Ursache. Mein Vorschlag lautet folgendermaßen: Ich werde meinen Wagen mit Miss Mechadi darin auf der anderen Seite der Schlucht abstellen.« Er zeigte auf die Grasfläche, die hinter der Brücke begann. »Ich selbst werde mich in die Mitte begeben und die Rolle des mythischen Drachen spielen. Wir werden um die Gunst der holden Jungfer kämpfen.«

Austin drehte sich zu den zwei SUVs um, die ihnen gefolgt waren. »Was ist mit Ihren Gorillas?«

»Ich werde meinen Männern die Anweisung geben, auf dieser Seite zu bleiben.«

»Sie würden uns entkommen lassen?«

»Ich gebe Ihnen eine faire Chance, was wesentlich mehr ist, als Sie jetzt haben.«

»Und wenn ich Ihren Vorschlag ablehne?«

»Dann lasse ich Sie vor den entsetzten Augen Ihrer Herzensdame in die Schlucht werfen.«

»Ich wüsste nicht, wie ich Ihnen ein so großzügiges Angebot abschlagen könnte, Baltazar.«

Baltazar grinste auf unangenehme Weise und bedeutete Austin, wieder in den Wagen zu steigen. Mit halsbrecherischer Geschwindigkeit fuhren sie zum Turnierplatz zurück. Er ließ Austin vor dem Zelt aussteigen. Squire stand, auf seine Krücken gestützt, vor dem Zelteingang.

»Ihr Knappe wird dafür sorgen, dass Sie angemessen gerüstet in den Kampf ziehen«, sagte Baltazar. »Wir werden nur ein Kettenhemd und einen Helm tragen. Es wäre doch unritterlich, Sie mit einer vollständigen Rüstung zu belasten. Sie werden Schild und Lanze mit sich führen. Die Pferde haben keine Rüstung, damit das Ganze schneller ablaufen wird. Wir sehen uns auf dem Kampfplatz.« Er trat auf das Gaspedal, die Reifen drehten auf dem Gras durch, dann raste er davon.

Squire beobachtete, wie sich Baltazar entfernte, und sagte zu Austin, er solle ins Zelt gehen. Er half ihm beim Anlegen eines Kettenhemdes und reichte ihm einen Umhang ohne Emblem. Die Kapuze des Kettenhemdes besaß eine Öffnung für das Gesicht. Squire setzte Austin eine Strickmütze auf und probierte aus, ob ihm der Helm passte. Er saß ein wenig locker, aber damit musste er leben. Er schnallte Austin ein Schwert um die Hüfte und verpasste ihm Sporen. Dann reichte er ihm den Schild.

Als er Austin musterte, verzogen sich seine Lippen zu einem schiefen Grinsen. »Sie sind zwar kein Sir Lancelot, aber damit müssen Sie sich abfinden. Setzen Sie sich, dann gebe ich Ihnen noch ein paar Tipps.«

Austin nahm den Helm ab und hockte sich auf die Pritsche.

»Hören Sie genau zu. Baltazar greift am liebsten in drei Runden an. Beim ersten Mal spielt er nur mit Ihnen. Er landet keinen einzigen Treffer. In der zweiten Runde streift er Sie mit der Klinge. Vielleicht trifft er auch nur Ihren Schild. Beim dritten Angriff aber geht es ums Ganze. Er wird Sie wie ein Schwein mit seiner Lanze aufspießen. Noch Fragen?«

»Kann ich mir hier irgendwo eine AK-47 ausborgen?«

Squire schnaubte. »Die werden Sie gar nicht brauchen.

Baltazar benutzt eine Lanze mit Metallkern. Er sorgt dafür, dass sein Gegner eine Holzlanze bekommt, die an seiner Rüstung zersplittert und mit dem Schild leicht abgelenkt werden kann.«

»Das klingt aber nicht sehr ritterlich«, sagte Austin.

»Das ist es auch nicht. Aber diesmal werden *Sie* die metallverstärkte Lanze haben. Baltazar gebe ich eine Lanze aus schwererem Holz. Ich hoffe, dass er so begierig darauf sein wird, Sie zu töten, dass er den Gewichtsunterschied überhaupt nicht bemerkt.«

»Warum tun Sie das, Squire?«

Der Mann legte eine Hand an sein bandagiertes Gesicht. »Das hat mir der Mistkerl mit seiner unritterlichen Lanze angetan. Die Ärzte sagen, dass ich wie Quasimodo aussehen werde. Und auf der ganzen Welt gibt es keine Pille, die die Schmerzen in meinen zertrümmerten Beinen lindern kann. Denken Sie aber nicht an mich. Die dritte Runde ist die entscheidende. Er wird auf Ihren Schild zielen und glauben, dass die Lanze mühelos durch Leder und Holz geht. Zielen Sie auf seine Körpermitte. Dort bietet er die größte Angriffsfläche. Aber zielen Sie nicht daneben.«

»Was passiert mit Ihnen, wenn ich es tue?«

»Für mich spielt es keine Rolle mehr. Ich bin auf jeden Fall weg von hier. Vielleicht bekomme ich noch einen Job in irgendeiner Bank.«

Ein Wachmann steckte den Kopf ins Zelt. »Es wird Zeit.«

Ein SUV parkte vor dem Zelt. Squire brachte Austin zur Brücke, begleitet von einem zweiten Fahrzeug mit Wachleuten. Dort sah es wie bei einem Karneval aus. Fahnen mit Stierköpfen flatterten an hastig aufgestellten Masten. Die Neuigkeit über das bevorstehende Turnier hatte sich unter

Baltazars Söldnertruppen verbreitet. Zusätzlich zu den allgegenwärtigen Wachen wurde die Schlucht von Männern in mittelalterlichen Kostümen gesäumt, die sehen wollten, wie Austin aufgespießt wurde oder ins Verderben stürzte.

»Sie haben mir gar nicht gesagt, dass wir auf eine Party gehen«, sagte Austin.

»Baltazar liebt Publikum.« Squire deutete auf zwei große Pferde, die gerade aus ihren Anhängern geführt wurden. »Das graue Pferd ist das von Baltazar. Das gescheckte ist Ihres. Es heißt Valiant. Baltazar wollte, dass Sie einen lahmen Gaul bekommen, aber ich habe dafür gesorgt, dass es ein gutes Pferd ist. Val ist ein ganz zuverlässiger Bursche. Vor einem Angriff schreckt er nicht zurück.«

Squire hielt neben den Pferdeanhängern. Austin stieg aus dem SUV und trat an sein Pferd heran, um sich ihm vorzustellen. Aus der Nähe wirkte das Tier so riesig wie ein Elefant. Austin tätschelte seine Flanke und flüsterte ihm ins Ohr: »Lass mich nicht im Stich, Val. Anschließend gebe ich dir so viel Zucker, wie du essen kannst.«

Das Pferd schnaubte und schüttelte den Kopf, was Austin als Zustimmung deutete. Dann ging er zur Brücke, um den Kampfschauplatz zu inspizieren. Wenn hier zwei Pferde aneinander vorbeistürmten, wurde es ziemlich eng. Falls er aus dem Sattel geworfen wurde, blieb ihm kaum noch Spielraum.

Austin hörte Jubel von der versammelten Menge. Der Bentley raste auf die Schlucht zu. Er fuhr weiter über die Brücke, gefolgt von einem schwarzen Escalade, und hielt etwa hundert Meter vom Abgrund entfernt an. Baltazar stieg aus dem Wagen und öffnete die Tür des SUV.

Eine Gestalt in weißem Kleid wurde von zwei Wachmännern nach draußen geführt. Sie hatte gerade noch die Gele-

genheit, kurz zu winken, bevor man sie auf den Beifahrersitz des Bentley drängte. Baltazar und seine Wachen fuhren über die Brücke zurück.

Dann kam Baltazar zu Austin. Er zeigte auf den Bentley. »Da ist Ihre Herzensdame. Ich habe also meinen Teil der Abmachung erfüllt. Jetzt sind Sie an der Reihe.«

Austin streckte eine Hand aus. »Die Autoschlüssel.«

Baltazar hob den Helm, den er sich unter den Arm geklemmt hatte. Ein Schlüsselbund hing an einem der zwei Metallhörner, die den Helm zierten.

»Sie müssen sie sich holen. Wir wollen es uns doch nicht zu einfach machen.«

»Ich brauche Papier und Kugelschreiber«, sagte Austin.

Baltazar gab einen knappen Befehl. Einer seiner Männer lief zum nächsten SUV und kehrte mit Notizblock und Kugelschreiber zurück. Austin benutzte die Motorhaube als behelfsmäßigen Schreibtisch und notierte ein paar Anweisungen und skizzierte eine kleine Landkarte. Er unterstrich das Wort Gold Mine.

Baltazar streckte eine Hand aus. Austin stopfte den Zettel in seinen Helm.

»Wie Sie ganz richtig sagten, Baltazar, wir wollen es uns doch nicht zu einfach machen.«

Austin wusste, dass Baltazar seinen Männern befehlen konnte, ihn einfach zu überwältigen, ihm den Lageplan der Mine abzunehmen und ihn in die Schlucht zu werfen. Aber er setzte darauf, dass Baltazars wahnsinniges Ego auf gar keinen Fall die Show verderben wollte, die er für seine Leute vorbereitet hatte.

»Es wird allmählich Zeit, unser Stehvermögen zu beweisen, Austin.«

Mit einem finsteren Blick, der jede Glühbirne zum Erlöschen gebracht hätte, machte Baltazar auf dem Absatz kehrt und stapfte zu seinem Pferd hinüber. Mit unglaublicher Leichtigkeit schwang er sich in den Sattel. Baltazars Knappe hielt die Zügel. Es war ein groß gewachsener Mann, der einen scharlachroten Kapuzenumhang trug und Austin den Rücken zuwandte. Dann drehte er sich um und sah Austin an, der ihn als den Killer mit dem Babygesicht wiedererkannte. Antonio lächelte und zeigte auf den Bentley.

Es war klar, was er damit andeuten wollte. Wenn Austin verlor, würde sich Antonio Carina holen.

Baltazar gab seinem Pferd die Sporen. Er galoppierte über die Brücke und ließ das Tier am anderen Ende wenden.

Austin ging zu Val und wuchtete sich in den Sattel. Das Gewicht des Kettenhemdes war ungewohnt für ihn, und er war längst nicht so beweglich wie Baltazar. Squire reichte ihm den Helm und sagte, dass er den Kopf nach vorn neigen sollte, um durch die schmalen Augenschlitze blicken zu können.

Austin nahm auch Schild und Lanze entgegen und hörte sich an, wie er sie benutzen sollte.

»Achten Sie auf den Wimpel vorn an der Lanze«, sagte Squire. »Daran sehen Sie, wo die Spitze ist.«

»Hätten Sie sonst noch einen guten Rat?« Austins Stimme hallte im Helm wider.

»Ja«, sagte Squire. »Überlassen Sie dem Pferd die Arbeit, denken Sie an die dritte Runde und beten Sie, dass ein Wunder geschieht.«

Er gab dem Pferd einen leichten Klaps gegen die Flanke, und das gewaltige Tier machte einen Satz nach vorn. Austin versuchte es zu bewegen, im Kreis zu laufen. Val reagierte

sehr gut auf Kniedruck. Das Gewicht seiner Ausrüstung behinderte ihn zwar, aber der Sattel war im Rücken hochgezogen und bot eine gute Stütze.

Doch dann musste er die kurze Probe schon beenden.

Ein Mann im grünen Kostüm eines Herolds schmetterte eine Fanfare auf seiner Trompete: das Signal, sich bereitzumachen. Austin wandte sich mit seinem Pferd in Baltazars Richtung. Die zweite Fanfare war das Zeichen, die Lanzen zu senken. Der dritte Trompetenstoß folgte eine Sekunde später.

Baltazar gab seinem Pferd unmittelbar vor dem Signal die Sporen. Austin folgte nur eine Sekunde später.

Die Pferde galoppierten los, und ihre Hufe schleuderten Erdbrocken wie aufgescheuchte Vögel in die Luft. Der Boden zitterte, als die schweren Tiere und die metallverkleideten Reiter aufeinander zustürmten.

47

Gamay und Zavala hatten sich an der Leine der Boje orientiert und waren mit geübten Schwimmflossenschlägen in die Tiefe abgetaucht. Die Klarheit der Oberfläche des Sees war trügerisch. Der grünlich-braune Farbton hatte sich zu einer schlammigen Trübe verdichtet, die die Sicht auf wenige Meter beschränkte. Die Dunkelheit schluckte schnell die zwei Lichtkegel ihrer elektrischen Lampen und dämpfte das Hellgelb ihrer Taucheranzüge.

Knapp über dem Grund schwebten sie mit langsamen Flossenbewegungen auf der Stelle, um keine Wolke aus Schlamm aufzuwirbeln, der sie völlig blind machen würde. Sie konsultierten einen Kompass und schwammen in westlicher Richtung weiter, bis ein riesiger Schatten im Halbdunkel aufragte. Das Licht der Lampen fiel auf eine senkrechte Fläche. Gemauerte Steinbrocken waren gerade noch unter dem moosartigen Bewuchs zu erkennen, der das zweistöckige Hotel bedeckte. Fische schossen durch die glaslosen Fenster, die sie – leer wie die Augenhöhlen eines Totenschädels – anstarrten.

Eine Donald-Duck-Stimme quäkte im Lautsprecher von Zavalas Unterwasserfunk.

»Willkommen im idyllischen *Hotel Gold Stream*«, sagte Gamay.

»Hier hat jedes Zimmer Wasserblick«, fügte Zavala hinzu. »Im Augenblick scheint allerdings nicht Saison zu sein. Jedenfalls sehe ich keinen einzigen Hotelgast.«

Obwohl das Gebäude nicht besonders groß war, verliehen

ihm das Mansardendach und die Steinwände eine gewisse Würde. Sie schwammen über die breite Terrasse vor dem Eingang. Der Portikus war eingestürzt. Grüner Schleim überzog dort das verrottende Holz, wo die Gäste eines vergangenen Zeitalters in Schaukelstühlen gesessen hatten, um die frische Landluft zu genießen.

Sie lugten durch den Eingang. Die Finsternis war praktisch undurchdringlich, und die Kälte, die aus dem Innern des Hotels strömte, drang durch ihre Taucheranzüge. Sie schwammen zur Rückseite des Gebäudes. Zavala richtete seine Lampe auf einen einstöckigen Anbau.

»Das könnte der Küchenflügel sein«, sagte er.

»Gut geraten«, sagte Gamay. »Ich glaube, ich erkenne sogar ein Ofenrohr, das aus dem Dach ragt.«

Sie glitten einen sanft geneigten Hang hinunter, dessen Rasen durch Süßwasserpflanzen ersetzt worden war, bis zu einer breiten Steintreppe. Am Fuß der Treppe befand sich ein steinerner Vorsprung, wo früher mal die Ausflugsboote gelegen hatten. Die Anlegepoller aus Granit standen immer noch. Von dort tauchten die beiden hinab in die klaffende Öffnung.

Die Stalaktiten und Stalagmiten in der Höhle waren wie die Zähne eines alten Hundes abgenagt worden, und Unterwassergewächse trübten ihre einst brillant gewesenen Farben. Fantastische Felsformationen gaben einen schwachen Eindruck von der Welt, die sich hier vor hundert Jahren den Augen der Touristen geboten haben musste.

Nachdem sie etwa einen halben Kilometer weit gegen die leichte Strömung geschwommen waren, erreichten sie das Ende der Höhle. Der Weg wurde durch riesige Felsblöcke versperrt. Ein großes Loch in der Höhlendecke schien der Ursprung dieser Lawine gewesen zu sein. Da sie hier aber

nicht weiterkamen, kehrten sie zum Höhleneingang zurück. Mit der Strömung ging es etwas schneller.

Einige Minuten später hatten sie die Höhle verlassen und befanden sich wieder auf der Rückseite des Hotels. Zavala suchte die Außenwände des Küchenanbaus ab, bis er einen großen Durchgang erreichte. Er schwamm hinein, dicht gefolgt von Gamay. Der Innenraum war geräumig genug für einen Speisesaal. Zavala schwamm an den Wänden entlang, bis er eine weitere Tür gefunden hatte. Im angrenzenden Zimmer fielen die Lichtkegel ihrer Lampen auf leere Küchenregale und große Spülbecken aus Schieferplatten. Ein Haufen Rost in der Ecke war vielleicht einmal ein gusseiserner Herd gewesen. Sie untersuchten jeden Quadratzentimeter des Fußbodens. Doch es gab überhaupt nichts, was auch nur entfernt einer Falltür ähnelte.

»Vielleicht war die Geschichte mit dem Schacht doch nur Spinnerei«, sagte Zavala.

»Gib nicht so schnell auf«, erwiderte Gamay. »Der alte Küchenhelfer hat ziemlich genaue Angaben gemacht. Probieren wir es in dem Raum da drüben.«

Sie schwamm durch eine Öffnung in einen Nebenraum, der nur ein Viertel von der Größe der Küche besaß. Regale säumten die Wände, also hatte sich hier vermutlich die Speisekammer befunden. Gamay ließ sich hinabsinken, bis ihre Tauchermaske nur noch wenige Zentimeter vom Boden entfernt war. Nachdem sie eine Weile gesucht hatte, stieß sie auf einen rechteckigen, leicht erhöhten Teil des Fußbodens. Sie wischte den Schlamm weg und legte Scharniere und ein verrostetes Vorhängeschloss frei.

Zavala griff in einen wasserdichten Beutel, der an seinem Anzug hing, und zog eine gebogene Brechstange von etwa

einem Fuß Länge heraus. Er schob die Stange unter die Falltür und wollte sie aufhebeln, doch schon im nächsten Augenblick zerbrach das Holz in viele kleine Stücke. Er richtete die Lampe in den Schacht. Die Finsternis schien bodenlos zu sein.

»Ich höre dich gar nicht ›Ich zuerst‹ sagen«, bemerkte Gamay.

»Leider bist du schlanker als ich«, erwiderte Zavala.

»Ich Glückspilz.«

Gamays Zögern war aber nur gespielt. Sie war eine unerschrockene Taucherin und hätte sich sofort mit Zavala im Armdrücken gemessen, um die Chance zu bekommen, die Mine zu finden. Gleichzeitig hatte sie genug Taucherfahrung, um zu erkennen, dass sie hier extrem vorsichtig sein musste. Ein Höhlentaucher durfte sich durch nichts aus der Ruhe bringen lassen. Jede Bewegung musste sehr gründlich im Voraus bedacht werden.

Zavala band das Ende eines Nylonseils an ein Schrankbein und das andere an die Brechstange. Dann ließ er die Brechstange in den Schacht gleiten. Auch nachdem er zwanzig Meter Seil verbraucht hatte, war sie noch nicht am Boden angelangt.

Gamay untersuchte die mit Holz ausgekleideten Wände des Schachts. Die Bretter fühlten sich zwar weich an, aber sie glaubte doch, dass sie halten würden. Die Schachtöffnung war etwa einen Meter breit, was gerade genug Platz für sie und ihre Ausrüstung bot.

Gamay blickte auf ihre Armbanduhr. »Ich gehe rein«, sagte sie.

Ihr geschmeidiger Körper glitt durch die Öffnung, und nun verschwand sie in dem quadratischen schwarzen Loch. Ihre Druckluftflasche schlug gegen die Seite und löste ein

paar Holzstücke, aber der Schacht blieb intakt. Zavala beobachtete, wie der Schein ihrer Lampe schwächer wurde, während sie weiter hinabtauchte.

»Wie ist es da unten?«, fragte Zavala.

»Ich fühle mich wie Alice im Wunderland, wenn sie sich durchs Kaninchenloch zwängt.«

»Hast du das Kaninchen schon gesehen?«

»Hab noch gar nichts gesehen – nanu!«

Stille.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte Zavala.

»Viel besser. Ich habe den engen Schacht schon hinter mir gelassen. Jetzt bin ich in einem Tunnel oder einer Höhle. Komm runter. Wenn du aus dem Schacht raus bist, geht es drei Meter tief nach unten.«

Zavala schob sich in die Öffnung und stieß am Fuß des Schachts wieder auf Gamay.

»Ich glaube, das hier ist die Fortsetzung der Höhle, die mit den Booten besichtigt wurde«, sagte Gamay. »Wir sind auf der anderen Seite der Steinlawine.«

»Kein Wunder, dass die Hotelverwaltung empört war. Der Fluss hätte die Küchenabfälle in die Höhle geschwemmt.«

Zavala übernahm wieder die Führung. Er schwamm tiefer in die Höhle und sah sich im Lampenschein die Wände an. Nach einigen Minuten verschwanden die Felsformationen.

»Wir sind in einer Mine«, sagte er. »Siehst du die Meißelspuren?«

»Das hier könnte die Quelle des Goldes gewesen sein, das die Hotelgäste ausgewaschen haben.«

Zavala drang tiefer in die Dunkelheit vor. »Schau mal!«

In die Wand links von ihnen hatte man eine Tunnelöffnung gehauen.

Sie verließen die Haupthöhle, um den Tunnel zu erkunden. Der Durchgang war etwa drei Meter hoch und zwei breit. Die Decke hatte die Form eines Tonnengewölbes. In die Wände waren Nischen für Fackeln eingelassen.

Nach etwa hundert Metern kreuzte sich der Tunnel rechtwinklig mit einem zweiten. Die Diskussion über ihre weitere Vorgehensweise war zwar kurz, aber intensiv. Vielleicht hatten sie es mit einem Labyrinth zu tun. Ohne Führungsleine konnten sie sehr leicht die Orientierung verlieren. Die begrenzte Luftmenge in ihren Flaschen konnte eine falsche Entscheidung sehr schnell zu einer tödlichen werden lassen.

»Was sagst du?«, fragte Zavala.

»Der Boden im rechten Tunnel ist stärker abgenutzt als die Böden in den anderen«, sagte Gamay. »Ich schlage vor, dass wir ihm hundert Meter weit folgen. Wenn wir nichts finden, kehren wir um.«

Zavala krümmte Daumen und Zeigefinger zum Okay-Zeichen, dann schwammen sie in den Tunnel. Sie sprachen nicht, um Atemluft zu sparen. Beide waren sich bewusst, dass sie mit jedem Schwimmstoß der Gefahr näher kamen. Aber die Neugier trieb sie weiter, bis der Tunnel bereits nach fünfzig Metern endete.

Sie kamen in einer großen Kammer heraus. Das Licht ihrer Lampen reichte nicht mehr bis zu der Decke und den gegenüberliegenden Wänden. Dies war der gefährlichste Teil des Tauchgangs. Es war leicht, in einem so großen Raum die Orientierung zu verlieren. Sie beschlossen, die Erkundung auf maximal fünf Minuten zu begrenzen. Gamay würde in der Nähe der Tunnelöffnung zurückbleiben, und nur Zavala sollte sich umsehen. Beide Taucher würden ständig in Sichtweite ihrer Lampen bleiben.

Zavala stieß in die Dunkelheit vor, wobei er sich dicht an der Wand hielt.

»Weit genug. Ich sehe dich kaum noch«, warnte Gamay.

Zavala hielt an.

»Gut. Ich schwimme jetzt von der Wand weg. Der Boden ist glatt. Hier könnte es eine Menge Verkehr gegeben haben. Aber keine Hinweise, wozu …«

Gamay wiederholte ihre Warnung. Er drehte um und steuerte auf ihr Licht zu. Dabei folgte er einem Zickzackmuster, um eine möglichst große Bodenfläche abzusuchen.

»Irgendwas entdeckt?«, fragte Gamay.

»Nein … oder – Moment!«

Er schwamm auf eine unförmige Gestalt zu.

»Ich sehe dich nicht mehr«, sagte Gamay.

Gamays Lampe war nur noch ein verschmierter Stecknadelkopf. Es wäre Selbstmord, sich deutlich weiter hinauszuwagen, aber Zavala könnte jetzt nicht einfach aufhören.

»Nur noch ein paar Meter.«

Dann folgte Stille.

»Joe. Ich kann dich nicht mehr sehen. Alles in Ordnung?«

Sie hörte Zavalas aufgeregte Stimme im Funkgerät. »Gamay, das musst du dir ansehen! Lass die Lampe am Tunneleingang zurück und folge meinem Licht. Ich werde es hin und her bewegen.«

Gamay schätzte, dass sie gerade noch genug Luft hatten, um durch den Tunnel und den Schacht zurückzuschwimmen und an die Oberfläche zu gelangen. »Wir haben nicht mehr viel Zeit, Joe.«

»Es dauert nur eine Minute.«

Gamay war zwar für ihre gelegentlich recht derbe Ausdrucksweise bekannt, aber jetzt behielt sie ihre Gedanken

doch lieber für sich. Sie legte die Lampe vorsichtig auf den Boden und schwamm auf Zavalas Licht zu. Sie fand ihn neben einem runden Steinsockel, der etwa einen Meter hoch war und zwei Meter Tiefe maß. Die Oberfläche der Plattform schien mit verrottetem Holz und Stücken aus gelblichem Metall übersät.

»Ist das Gold?«, fragte sie.

Zavala hielt ein Stück Metall vor ihre Tauchermaske. »Könnte sein. Aber eigentlich hat eher dies hier meine Aufmerksamkeit erregt.«

Unter den Holztrümmern hatte Zavala eine Metallkiste freigelegt, die etwa dreißig Zentimeter lang und zwanzig breit war. Einige Buchstaben zeichneten sich als Relief auf dem Deckel der Kiste ab, wurden aber teilweise von einem schwarzen Belag verdeckt, der sich unter einer Handbewegung Zavalas jedoch bald auflöste. Er murmelte etwas auf Spanisch.

Gamay schüttelte den Kopf. »Das kann doch gar nicht sein!«, sagte sie.

Aber was sie nun mit eigenen Augen sahen, ließ sich nicht abstreiten. Ein Name war in den Deckel der Kiste geprägt:

THOMAS JEFFERSON.

48

Das Pferd preschte wie ein durchgedrehter Kampfpanzer auf die Schlucht zu. Austin musste sich anstrengen, im Sattel zu bleiben. Durch die Waffen und die Rüstung entstand eine kopflastige Gewichtsverteilung. Ein Fuß war aus dem Steigbügel gerutscht. Sein von Stahl umschlossener Kopf wurde wild umhergeschleudert. Sein Schild glitt ihm stückweise den Arm hinunter. Die lange Lanze zeigte sonstwohin, nur nicht dahin, wo er wollte.

Vals Hufe schlugen donnernd auf die Metallbrücke. Durch die Augenschlitze erkannte Austin ein verschwommenes Bild der Speerspitze und des Stierkopfsymbols auf Baltazars Gewand. Dann hatten die Pferde die Brücke hinter sich gelassen und galoppierten wieder über Gras.

Austin stieß den angehaltenen Atem aus und zog die Zügel an. Er ließ das Pferd langsamer werden und wenden, um wieder Baltazar gegenüberzustehen, der auf der anderen Seite der Brücke ruhig abwartete, bis Austin sich wieder gesammelt hatte. Baltazar setzte den Helm ab und drückte ihn an die Brust.

»Guter Angriff, Austin«, rief er. »Aber Sie scheinen Schwierigkeiten zu haben, Ihre Sachen zusammenzuhalten.«

Gelächter ertönte in den Reihen der Zuschauer.

Austin nahm ebenfalls den Helm vom Kopf und wischte sich mit dem Rücken des Panzerhandschuhs den Schweiß aus den Augen. Er verdrängte die Schmerzen seiner noch nicht verheilten Rippenverletzung und raffte sich zu einer trotzigen Erwiderung auf. »Ich war ein wenig abgelenkt, weil ich von meinem neuen Bentley geträumt habe.«

Baltazar nahm die Autoschlüssel vom Helm und hielt sie hoch. »Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben«, stichelte er.

Austin griff in seinen Helm und holte das zusammengefaltete Blatt Papier hervor, das er in der Haltung der Freiheitsstatue hochhielt. »Ihnen möchte ich dieselbe Empfehlung geben.«

Baltazars gefrorenes Grinsen änderte sich keinen Deut, als er die Schlüssel wieder an das Horn hing und den Kopf unter dem Helm verschwinden ließ.

Austin drehte sich im Sattel um und blickte zu der einsamen Gestalt in Weiß, die im Bentley saß. Er winkte – und die Gestalt winkte zurück. Diese Geste gab ihm neue Zuversicht. Er stopfte das Papier wieder in den Helm und setzte ihn auf.

Die Trompete schmetterte das erste Signal.

Austin balancierte den Schild mit dem Sattel aus und hob den Speer ein paar Mal, um ein Gefühl dafür zu bekommen, wann er im Gleichgewicht war. Er neigte den Kopf und beobachtete durch die Sehschlitze, wie Baltazar Antonio herbeirief und sich herabbeugte, um mit ihm zu reden.

Die zweite Trompetenfanfare ertönte.

Austin hielt die Lanze etwas nach links, damit die Spitze im Weg seines Gegners lag.

Dann kam der dritte Trompetenstoß.

Austin entschuldigte sich bei Val und gab ihm die Sporen. Baltazars Gestalt wurde in den Sehschlitzen größer. Austin kauerte sich hinter den Schild und zielte mit der Lanze genau auf Baltazars Brust, wie Squire es ihm geraten hatte. Im Inneren des Helmes klang sein lauter Atem wie das Schnaufen einer Dampflokomotive.

In letzter Sekunde hob Baltazar seine Lanze. Die Spitze traf Austins Helm unter den Augenschlitzen und hebelte ihm den Blechkasten vom Kopf.

Dann hatten sie die Brücke überquert.

Austin riss sein Pferd herum und sah gerade noch rechtzeitig, wie sein Helm zu Boden fiel, ungefähr dort, wo die Brücke auf den Rand der Schlucht stieß. Antonio stürmte los und schnappte sich den Helm. Er reichte ihn Baltazar, der den Zettel schwungvoll herausnahm. Er las die Worte, die Austin geschrieben hatte, und gab den Zettel an seinen Auftragskiller weiter. Antonio machte sich auf den Weg zum SUV, doch bevor er losfuhr, reichte er den Helm noch einem anderen Helfer, der über die Brücke zurücklief und ihn Austin zuwarf.

»Pech gehabt, Austin«, brüllte Baltazar. »Aber Sie können immer noch die Frau retten.«

Die Trompete übertönte Austins Vorschlag, dass Baltazar von der Brücke springen sollte.

Beiden Männer blieb kaum genug Zeit, die Helme wieder aufzusetzen, als der Herold das Signal gab, die Lanzen zu senken.

Squire hatte die dritte Runde als die entscheidende bezeichnet.

Austin war schockiert, wie sicher Baltazar mit der Lanzenspitze gezielt hatte. Andererseits blieb ihm durch den Speer mit dem Metallkern noch ein Vorteil. Und Austin war entschlossen, ihn zu nutzen. Er biss die Zähne zusammen und senkte den Kopf.

Das dritte Trompetensignal.

Die Pferde stürmten los. Baltazar duckte sich so hinter den Schild, dass nur noch die Hörner seines Helms sichtbar war-

en. Austin zielte auf den Schild seines Gegners. Baltazars Lanze traf Austins Schild genau in der Mitte. Wie Squire vorausgesagt hatte, brach der Lanzenschaft kurz hinter der Spitze ab.

Austins Lanze jedoch drang durch Baltazars Schild hindurch, als wäre er aus Butter. Die scharfe Spitze hätte Baltazar sauber aufgespießt, wenn Austin noch etwas besser gezielt hätte. Doch die Waffe erwischte nur eine Seite des Schildes, durchstieß den Rahmen aus Leder und Holz und warf Baltazar aus dem Sattel.

Krachend landete er auf der Stahlbrücke, rollte über die Kante und verschwand in der Tiefe.

Austin fluchte, wie es nur ein Seemann konnte. Er hatte nicht das geringste Mitgefühl für Baltazar. Aber mit dem Kerl waren nun auch die Autoschlüssel in die Schlucht gestürzt.

Doch dann fluchte Austin erneut, aber diesmal vor Freude. Die zwei Hörner von Baltazars Helm tauchten am Brückenrand auf. Er versuchte sich hochzuziehen. Doch das Gewicht des Kettenhemdes und des Helms erschwerten die Angelegenheit. Auch der Schild hing immer noch an seinem Arm.

Austin riss seinen eigenen Helm herunter und warf die Lanze fort. Er sprang aus dem Sattel und rannte auf die Brücke.

Baltazar hatte sich mit einer Schulter hochgewuchtet. Dann sah er, wie sich Austin über ihn beugte.

»Helfen Sie mir«, flehte er.

»Vielleicht kann ich Ihnen die schwere Last ein wenig erleichtern«, sagte Austin und nahm die Autoschlüssel von dem Horn.

Austin war schon in Versuchung, Baltazar mit einem Fußtritt ins Verderben zu schicken. Aber Baltazars Männer

hatten sich inzwischen vom Schock über die Niederlage ihres Anführers erholt und rannten zur Brücke.

Austin drehte sich um und hetzte zum Wagen.

Als er näher kam, sah er, dass Carina den Kopf auf das Armaturenbrett gelegt hatte, als wäre sie nicht dazu in der Lage, den Kampf mit anzusehen. Er rief ihren Namen. Die Gestalt auf dem Beifahrersitz hob den Kopf. Das unrasierte Gesicht eines Helfers von Baltazar grinste ihn unter einer Perücke anzüglich an.

»Danke für die Rettung«, sagte der Mann mit weiblicher Falsettstimme. Er griff unter sein Kleid, um eine Pistole hervorzuziehen, doch dabei verhedderte er sich im Stoff.

Austin holte mit der Hand im Panzerhandschuh aus und legte seine ganze Wut in den krachenden Schlag gegen das Kinn des Mannes, mit dem er ihn auch außer Gefecht setzte. Dann zog er den Bewusstlosen aus dem Wagen. Er sprang hinter das Lenkrad und murmelte ein Gebet, dass Baltazar die Schlüssel nicht ausgetauscht hatte.

Der Motor sprang an.

Er beschloss, nicht in das unbekannte Gelände auf dieser Seite der Brücke vorzustoßen. Die Wälder, die sich vor ihm ausbreiteten, konnten sich als Sackgasse erweisen.

Baltazar war inzwischen von seinen Männern auf die Brücke gezogen worden. Er schrie seinen Leuten zu, Austin nicht entkommen zu lassen. Ein halbes Dutzend Wachleute machte sich auf den Weg über die Brücke. Austin holte sich die Lanze zurück, die er fortgeworfen hatte. Er richtete die Spitze wie bei einem Ritterturnier aus, fuhr ein Stück von der Schlucht fort, riss dann das Lenkrad herum und steuerte auf die Brücke zu.

Baltazar sah den Bentley auf sich zurasen und duckte sich

hinter den Holzzaun, doch seine Männer wurden von der Brücke gefegt – wie Brotkrümel, die man von einem Tisch wischte.

Als Austin die andere Seite erreicht hatte, warf er die Lanze fort und trat das Gaspedal durch. Im Gras drehten die Reifen durch, aber Austin behielt den schlingernden Wagen unter Kontrolle und bog in die Straße ein, die zu den Zelten führte.

Er blickte in den Rückspiegel. Ein SUV war ihm auf den Fersen. Jemand hatte offenbar über Funk Bescheid gegeben, denn ein zweites SUV näherte sich von vorn. Austin hielt mit dem Bentley genau auf das Fahrzeug zu und drückte auf die Hupe.

Der Fahrer des SUV schien überzeugt zu sein, dass sein schwereres Gefährt den Zweikampf gewinnen musste. In letzter Sekunde wich der Bentley zur Seite aus, das SUV aber krachte frontal gegen das Fahrzeug, das Austin gefolgt war.

Austin rauschte an einer Einfahrt vorbei, die zu einem großen Haus führte. Nach einem Kilometer erreichte er ein Tor mit einem Wachhäuschen. Er wurde langsamer, weil er damit rechnete, dass ein Wachmann herausspringen würde, doch er fuhr bis zum Tor, ohne dass sich jemand zeigte. Vielleicht war den Wächtern erlaubt worden, ihre Posten zu verlassen, um sich beim Turnier zu vergnügen.

Austin stieg aus dem Wagen und ging in das Häuschen, wo er auf den Knopf drückte, mit dem das gusseiserne Doppeltor geöffnet wurde.

Als er das Wächterhäuschen verließ, hörte er schon Motorenlärm. Ein Konvoi aus schwarzen SUVs raste auf das Tor zu. Er fuhr den Bentley durch das offene Tor, hielt an und lief ins Häuschen zurück. Dort schloss er das Tor wieder,

nahm sich einen schweren Stuhl und schlug damit auf die Kontrolltafel ein, bis sie unbrauchbar geworden war.

Der Konvoi war nur noch zweihundert Meter entfernt.

Austin kletterte auf einen Baum und weiter auf einen dicken Ast, der den Zaun überragte. Dann ließ er sich zu Boden fallen, wo er erst einmal nach Luft schnappen musste. Doch er hatte sich schnell wieder erholt. Er hastete zurück zu dem Bentley und legte einen halsbrecherischen Kavalierstart hin.

Er raste eine offene Straße entlang, die von grünen Wiesen und Feldern gesäumt wurde. In der Ferne ragten Farmsilos auf. Niemand verfolgte ihn. Er blickte in den wolkenlos blauen Himmel, als ihm einfiel, dass Baltazar vielleicht Zugang zu einem Hubschrauber hatte.

Der knallrote Bentley gab aus der Luft ein leichtes Ziel ab.

Austin bog auf eine Nebenstraße. Hier bildeten die dicht stehenden Bäume auf beiden Seiten ein geschlossenes Blätterdach, das den Wagen von oben abschirmte.

Er bemerkte einen anderen Wagen, der am Straßenrand parkte. Ein Mann im dunklen Anzug lehnte gegen den Kotflügel und blickte von der Karte auf, als der rote Bentley an ihm vorbeisauste. Im Vorbeirauschen konnte Austin einen flüchtigen Blick auf das Gesicht des Mannes werfen. Er trat auf die Bremse, legte den schnellen Rückwärtsgang ein und hielt neben dem anderen Fahrzeug an.

»Hallo, Flagg«, sagte Austin.

Der CIA-Mann wirkte hier mit dem dunklen Anzug und der Krawatte völlig deplatziert. Als er Austin sah, stahl sich ein Grinsen auf sein Gesicht. Unter schweren Lidern musterte er den Bentley und Austins Kettenhemd.

»Toller Schlitten. Bei der NUMA scheinst du aber eine

Menge Kohle zu machen. Und dein Anzug ist auch ganz nett.«

»Beides gehört mir nicht«, sagte Austin. »Hab mir die Sachen nur von Baltazar geborgt. Was tust du hier?«

»Ich habe herausgefunden, dass Baltazar irgendwo hier Grundbesitz haben muss. Also hab ich ein bisschen herumgeschnüffelt.«

Austin zeigte mit dem Daumen über die Schulter. »Sein Haus liegt ein paar Kilometer in diese Richtung. Wo sind wir hier?«

»New York. Im Norden des Bundesstaats. Was ist mit deiner Freundin?«

»Ich bin gar nicht an Carina herangekommen. Wie schnell könntest du Verstärkung aufmarschieren lassen?«

»Die Polizei wäre schneller hier.«

»Die einheimische Gendarmerie hätte aber keine Chance gegen Baltazars Söldnertruppe.«

Flagg nickte und zog ein Handy aus einer Jackentasche. Er tippte eine Nummer ein und sprach ein paar Minuten lang, bis er wieder auflegte. »Aus Langley kommt ein Einsatzteam. Die Leute werden in zwei Stunden hier sein.«

»Zwei *Stunden!*«, sagte Austin. »Dann können sie auch in zwei Jahren kommen.«

»Was Besseres können wir leider nicht bieten«, sagte Flagg mit einem Schulterzucken. »Mit wie vielen Schurken haben wir es zu tun?«

»Etwa drei Dutzend, einschließlich Baltazar selbst.«

»Mit denen wird doch ein Haufen zäher alter Männer unseres Vereins spielend fertig«, sagte Flagg. Er öffnete eine Wagentür und griff unter den Sitz. Er zog eine 9mm-Glock hervor und reichte sie Austin. »Das ist meine Ersatzpistole«, sagte

er und klopfte sich gegen die Brust. »Ich selbst trage bereits eine bei mir.«

Austin erinnerte sich, dass Flagg ein wandelndes Arsenal war.

»Danke«, sagte Austin und nahm die Waffe. »Spring rein.«

Flagg nahm auf dem Beifahrersitz des Bentley Platz.

»Verdammt, Austin«, sagte Flagg. »Ich hatte schon ganz vergessen, wie langweilig mein Leben geworden ist, seit du aus diesem Verein ausgetreten bist.«

Austin legte einen kleinen Gang ein und wendete den Wagen auf der schmalen Straße.

»Halt deinen Hut gut fest«, sagte er und ließ die Reifen durchdrehen. »Dein Leben verspricht gleich wieder äußerst interessant zu werden.«

49

»Sollten sie nicht längst wieder oben sein?«, fragte Saxon mit hörbarer Besorgnis in der Stimme.

»Keine Angst. Beide sind erfahrene Taucher«, sagte Trout.

Saxon und Trout saßen im Schlauchboot, das in der Nähe der Markierungsboje trieb. Trout machte sich größere Sorgen, als er zugeben wollte. Ein paar Minuten vor Saxons Bemerkung hatte er auf die Uhr gesehen. Gamay und Zavala reizten ihren Luftvorrat bis zum Letzten aus, vor allem, wenn sie beim Auftauchen Dekompressionsstopps einlegen mussten. Seine Fantasie malte sich Schreckensszenarien aus, wie sich die Taucher im unbekannten Labyrinth unter dem Hotel verirrten oder mit den Druckluftflaschen festklemmten.

Trout hatte auf einen Blaureiher gestarrt, der über dem See dahinglitt, als er sah, wie die Wasseroberfläche in Bewegung geriet.

Er zeigte auf die Luftblasen. »Sie kommen!«

Dann nahm er ein Paddel und sagte zu Saxon, dass er das Gleiche tun sollte. Sie waren nur noch wenige Meter entfernt, als der erste Kopf auftauchte. Gamay. Zavala folgte wenige Sekunden später.

Gamay blies ihre Tarierweste auf und ließ sich auf dem Rücken treiben. Sie nahm das Mundstück heraus und sog gierig die frische Luft ein.

Trout warf seiner Frau eine Leine zu. »Hallo, du Schöne! Soll ich dich ein Stück mitnehmen?«, fragte er.

»Das ist das beste Angebot, das ich an diesem Tag gehört habe«, antwortete Gamay mit erschöpfter Stimme.

Zavala hängte sich hinter Gamay an die Leine. Trout und Saxon schleppten die zwei entkräfteten Taucher in seichteres Wasser. Sie legten ihre Druckluftflaschen und Schwimmflossen ab und wateten ans Ufer. Sie ließen die Bleigürtel fallen, kletterten auf die grasbewachsene Böschung und setzten sich, um sich auszuruhen.

Saxon zerrte das Schlauchboot ans Ufer. Trout öffnete eine Kühltasche und verteilte Flaschen mit kaltem Wasser. Er konnte seine Neugier kaum zügeln. »Macht es nicht so spannend! Habt ihr König Salomons Mine gefunden?«

Zavalas Lippen verzogen sich zu einem matten Lächeln. »Er ist *dein* Mann«, sagte er zu Gamay. »Vielleicht solltest du ihm die schlechte Neuigkeit beibringen.«

Gamay seufzte. »Jemand war vor uns da.«

»Goldgräber?«, fragte Trout.

»Nicht ganz«, sagte Zavala. Er stand auf und holte seinen Tauchbeutel aus dem Schlauchboot. Er nahm die Metallkiste heraus und reichte sie Trout. »Das haben wir in der Mine gefunden.«

Paul blinzelte hektisch, als er sprach- und fassungslos auf den Namen starrte, mit dem der Deckel verziert war. Er gab die Kiste an Saxon weiter.

Saxon hatte seine Verblüffung schneller überwunden. »Thomas Jefferson!«, platzte es aus ihm heraus. »Wie kann das sein?«

Gamay zog ein kleines Messer aus der Scheide am Bein und gab es Saxon. »Wenn Sie schon dabei sind, könnten Sie uns auch die Ehre erweisen.«

Trotz seiner Aufregung ging Saxon mit äußerster Behutsamkeit vor, als er den verrosteten Verschluss aufhebelte. Der Deckel war mit Wachs versiegelt worden, ließ sich aber mü-

helos aufklappen. Dann starrte er ein paar Sekunden lang in die Kiste. Schließlich zog er zwei weiche Pergamentblätter hervor, die in steifes Wachspapier eingewickelt waren. Auf dem Pergament waren Linien, Kreuze und Schriftzeichen zu erkennen. Er legte beide quadratischen Blätter an den ausgefransten Rändern zusammen.

»Das ist der Rest der phönizischen Karte«, flüsterte er. »Sie zeigt den Fluss und die Bucht.«

Gamay nahm Saxon die Pergamente aus den zitternden Händen und betrachtete stumm die Zeichen, bevor sie die Blätter an ihren Mann weiterreichte.

»Die Sache wird immer undurchsichtiger«, sagte sie.

»Diese Sache ist so undurchsichtig wie sämige Muschelsuppe«, sagte Trout kopfschüttelnd. »Wo genau habt ihr das gefunden?«

Gamay beschrieb ihren Tauchgang in die Höhle und durch den Schacht hindurch. Zavala setzte die Schilderung mit der Erkundung der Höhlentunnel und der Kammer fort, in der die Kiste auf einem steinernen Sockel gestanden hatte.

Saxon hatte sich von seinem Schock erholt und war wieder in der Lage, klare Gedanken zu fassen. »Faszinierend«, sagte er. »Irgendwelche Hinweise auf Gold?«

»Jedenfalls haben wir keine bemerkt«, sagte Gamay.

Saxon kniff die Augen zusammen. »Entweder gab es dort Gold, und ihr habt es nicht gesehen, oder die Mine war vollständig erschöpft und wurde deshalb aufgegeben.«

»Trotzdem stellt sich die Frage, wie das, was sie gefunden haben, zu den sagenhaften Geschichten über König Salomons Goldmine passen soll«, sagte Trout. »Ist das hier nun Ophir oder nicht?«

»Ja und nein«, sagte Saxon. Er lachte leise, als er Trouts

verwunderten Gesichtsausdruck bemerkte. »Manche Leute glauben, dass Ophir kein bestimmter Ort war, sondern nur ein Name, der für verschiedene Goldquellen des Königs stand. Das hier könnte also *eine* seiner Minen gewesen sein.«

Gamay blickte auf den friedlichen See. »Kann man sich als Versteck eine bessere Stelle vorstellen als eine aufgegebene Mine, in der es nichts mehr von Wert gibt?«

»Was uns wieder auf die phönizische Expedition bringt«, sagte Saxon. »Sie hatte das Ziel, eine heilige Reliquie zu verstecken.«

»Was aber die Frage aufwirft, was mit dieser Reliquie geschehen ist«, sagte Trout.

Gamay hob die Metallkiste auf. »Vielleicht sollten wir Mr. Jefferson fragen.«

Saxon hatte sich noch einmal die Pergamentfragmente angesehen. Er hielt sie hoch, um die Zeichen besser erkennen zu können. »*Das* ist wirklich interessant«, sagte er. »Ich glaube, diese Karte ist ein Palimpsest.«

»Ein Palim*was*?«, fragte Trout.

»Das ist die Bezeichnung für ein Pergament, das mehr als einmal beschrieben wurde«, sagte Saxon. »Byzantinische Mönche haben die Praxis perfektioniert, die Schrift von Pergamentblättern zu waschen, um sie noch einmal benutzen zu können. Aber das Verfahren könnte schon viel älter sein. Wenn man diese Stelle im Gegenlicht betrachtet, erkennt man verblasste Schriftzeichen.«

Er reichte das Pergament an die anderen weiter, damit sie es sich ansehen konnten.

»Zu schade, dass wir die ursprüngliche Botschaft nicht mehr entziffern können«, sagte Trout.

»Vielleicht können wir es doch«, sagte Saxon. »Die Kura-

toren am *Walters Art Museum* in Baltimore haben vor Kurzem einen tausend Jahre alten Text entziffert, der in einem Palimpsest versteckt war. Vielleicht können sie auch mit diesen Blättern etwas anfangen. Ich wünschte, Austin wäre hier und könnte diese wunderbaren Entdeckungen sehen. Wann kommt er eigentlich von seinem Auftrag zurück?«

Zavala hatte sogar in den unterirdischen Tiefen des Sees an Austin gedacht. Austin war ein Überlebenskünstler, aber wenn er sich von diesem gewissenlosen Baltazar gefangen nehmen ließ, begab er sich doch in sehr große Gefahr.

»Bald«, sagte Zavala, als er aufstand, um seine Taucherausrüstung zu holen. »Hoffentlich *sehr* bald.«

50

Austin und Flagg saßen bei laufendem Motor in dem Bentley und beobachteten den Eingang zu Baltazars Anwesen.

»Du hast doch gesagt, diese Leute seien ziemlich unfreundlich«, bemerkte Flagg. »Wie es aussieht, erwarten sie uns bereits.«

»Das befürchte ich auch«, sagte Austin.

Sie hatten die vergangene Stunde damit verbracht, nach einem anderen Zugang zu Baltazars Grundstück zu suchen, waren jedoch nur auf dichte Wälder und Elektrozäune gestoßen. Sie hatten sich im Labyrinth der Feldwege rund um das Anwesen verirrt und schließlich das Haupttor wiedergefunden. Es stand weit offen.

Austin stützte sich auf das Lenkrad. »Genau das Gleiche dürfte einem Hummer durch den Kopf gehen, bevor er in die Falle kriecht. Carina ist *meine* Freundin, nicht deine. Wir können immer noch auf die Verstärkung warten.«

»Zu viele Leute treten sich nur gegenseitig auf die Füße«, sagte Flagg verächtlich und zog eine dritte Pistole. »Fahr schön langsam rein! Ich passe auf, ob sich Rothäute in den Büschen verstecken.«

Austin legte den Gang ein und fuhr durch das Tor. Flagg hockte sich auf die Rückenlehne seines Sitzes und hatte in jeder Hand eine Waffe. Niemand versuchte sie aufzuhalten. Sie ließen den Wald hinter sich, und Austin lenkte in Richtung Turnierplatz. Die Zelte waren dem Erdboden gleichgemacht worden. Der Stoff war zerrissen und mit Reifenspuren verunziert. Die Tribüne schien unverändert, bis auf ein zusätzliches Detail.

Während sie näher kamen, spannte sich Flagg an. »Was zum Teufel ist *das?*«

Eine menschliche Gestalt hing an der Vorderseite der Tribüne. Das Kinn lag auf der Brust.

Austin packte die Glock fester und fuhr noch näher heran.

»Ach du Scheiße«, sagte er.

»Kennst du ihn?«

»Ich fürchte ja«, sagte Austin.

Es war Squire. Er war mit einer Lanze an die Tribünenwand genagelt, wie ein Schmetterling in einem Schaukasten.

Austin fuhr an der Tribüne mit der makabren Dekoration vorbei und kam zu den zwei SUVs, die er ausgetrickst hatte. Nach dem Frontalzusammenstoß hatten beide Fahrzeuge nur noch Schrottwert.

»Was ist hier passiert?«, fragte Flagg.

»Ein Demolition Derby«, sagte Austin und fuhr weiter zur Schlucht.

Das Feld, auf dem es von Fahrzeugen und Baltazars Männern nur so gewimmelt hatte, war jetzt verlassen. Selbst die Pferde und ihre Anhänger schienen verschwunden. Im Gras waren tiefe Reifenspuren zu erkennen.

Austin beschrieb das Ritterduell mit Baltazar und wie man ihn mit einer falschen Carina getäuscht hatte. Dann drehte er um und fuhr zur Tribüne zurück. Er sagte zu Flagg, dass er Squire noch einen Gefallen schuldig sei. Sie zogen die Lanze heraus und hüllten den Toten behutsam in ein Stück Zeltplane ein. Nachdem sie die Leiche zwischen zwei Sitzreihen der Tribüne gelegt hatten, erkundeten sie einige Nebenstraßen und fanden einen leeren Hangar und einen Landeplatz. Damit war klar, wie Baltazar so schnell hatte entkommen können.

Sie beschlossen, sich das Haus anzusehen. Austin nahm die Auffahrt zum Landsitz. Die zweistöckige Hazienda sah aus, als wäre sie direkt aus Spanien hierher versetzt worden. Die Wände bestanden aus hellbraunem, glattem Putz, das Dach war mit roten Ziegeln gedeckt. Bogenförmige Fenster rahmten einen großen, kunstvoll verzierten Balkon ein.

Austin parkte vor dem Haus. Immer noch keine Widersacher. Flagg und er stiegen aus dem Wagen und gingen durch einen Hof bis zu einer hohen Doppeltür aus dunklem Holz. Austin öffnete sie. Niemand schoss ihm den Kopf weg, also betrat er die geräumige Eingangshalle.

Flagg und er gaben sich abwechselnd Rückendeckung, während sie sämtliche Räume des Erdgeschosses durchsuchten. Danach sahen sie sich im oberen Stockwerk um. Sie fanden das Zimmer mit dem Balkon. Es war ein Arbeitszimmer mit einem großen Schreibtisch und Lederstühlen. Austin trat auf den Balkon. Von dort aus hatte man einen guten Blick auf den Rasen und die Felder der Umgebung. Doch abgesehen von ein paar Krähen bewegte sich in seinem Sichtfeld überhaupt nichts.

»He, Austin«, rief Flagg. »Dein Kumpel hat dir eine Nachricht hinterlassen.«

Flagg zeigte auf einen Zettel, der mit einem Klebestreifen an einer Fernbedienung befestigt war, die auf einem Beistelltisch lag. Unter dem Stierkopf-Logo standen die Worte:

Lieber Austin,
bitte schauen Sie sich das Video an.
VB

»Ein ausgesprochen höflicher Mann. Vielleicht ist es eine Falle«, sagte Flagg.

»Das glaube ich nicht. Baltazar pflegt seine Opfer zu quälen, bevor er sie tötet.«

Flaggs Gesicht zeigte, dass er dennoch Zweifel hegte. Aber er nahm die Fernbedienung und drückte den Startknopf.

Ein Teil der Wand verschwand und offenbarte einen großen Fernsehbildschirm. Baltazars lächelndes Gesicht erschien. Das Video war offensichtlich im Arbeitszimmer aufgenommen worden, da hinter Baltazar die Tür zum Balkon zu erkennen war.

»Ich grüße Sie, Austin«, sagte Baltazar. »Ich muss mich für diese hastige Botschaft entschuldigen, aber ich habe mich um dringende Familienangelegenheiten zu kümmern. Miss Mechadi ist bei mir. Vermutlich wussten Sie nicht, dass sie eine direkte Nachfahrin von Salomon und Saba ist. Ich muss den Auftrag meiner Familie erfüllen und sie Baal opfern. Ich hatte zwar die Absicht, Miss Mechadi zu verschonen, aber Baal hat Sie als Geißel geschickt, die mich daran gemahnen soll, mich meiner Familienwurzeln zu erinnern. Antonio wird enttäuscht sein, aber nun ist er von Ihnen geradezu besessen. Ich schlage vor, dass Sie gelegentlich über die Schulter blicken. Vielen Dank, Austin. Es war mir ein Vergnügen, mich im Turnier mit Ihnen zu messen.« Er lächelte. »Meinen Wagen können Sie übrigens behalten.«

Der Bildschirm wurde schwarz.

Flagg runzelte die Stirn. »Der Kerl ist ein echter Spinner.«

»Bedauerlicherweise ist er ein *gefährlicher* Spinner. Und er hat Carina in seiner Gewalt. Du hast doch auch dieses Anwesen gefunden. Besteht vielleicht die Chance, noch andere Schlupflöcher aufzuspüren, in die er sich zurückgezogen haben könnte?«

»Es war ja schon schwierig, diese Hütte hier ausfindig zu

machen«, sagte Flagg kopfschüttelnd. »Wir arbeiten zwar immer noch daran, aber bei all den Scheinfirmen, die er gegründet hat, ist das gar nicht so einfach. Wer ist dieser Antonio?«

»Ein Albtraumgeschöpf.« Austin streckte die Hand aus. »Ich muss mir mal dein Handy ausborgen.«

Zavala stieg gerade in das Cockpit des Hubschraubers, als er ein Klingeln mit der Melodie von »La Cucaracha« in der Tasche hörte: sein Handy. Er legte es ans Ohr und hörte eine vertraute Stimme.

»Du gehst immer noch ran, was vermutlich bedeutet, dass du nicht mit Salomons Gold nach Mexiko durchgebrannt bist«, sagte Austin.

Zavala grinste breit. »Und Baltazar scheint von deinen dummen Sprüchen die Nase voll zu haben, da du sie immer noch von dir gibst.«

»Irgendsowas in der Art«, sagte Austin. »Habt ihr die Mine gefunden?«

»Ja. Kein Gold, Kurt, aber wir haben einen anderen Schatz geborgen, der in der Mine versteckt war. Die zweite Hälfte der Pergamentkarte lag in einer Kiste, die offenbar Thomas Jefferson gehört hat.«

»Schon wieder Jefferson! Ich lasse dich und die Trouts an diesem Rätsel weiterarbeiten. Carina ist immer noch bei Baltazar. Ich muss mit Saxon reden.«

Zavala reichte das Handy an Saxon weiter.

»Kurt«, sagte er, »es ist wirklich unglaublich!«

Doch Austin schnitt ihm das Wort ab. »Das interessiert mich sehr, aber nicht jetzt. Baltazar hat mir eine Nachricht hinterlassen. Ich werde Ihnen den genauen Wortlaut vorspie-

len. Wenn Sie irgendwelche Hinweise auf seine Pläne entdecken, mögen sie auch noch so vage sein, dann sagen Sie es mir bitte.«

Austin drückte auf die Fernbedienung und hielt das Telefon vor den Lautsprecher des Fernsehers, damit Saxon Baltazars bedrohliche Botschaft mithören konnte.

Anschließend herrschte betroffenes Schweigen an Saxons Ende der Leitung, bis er sagte: »Er glaubt wirklich, dass Carina von Salomon abstammt?«

»Es scheint so. Aber was hat das mit Baal zu bedeuten?«

Schnell hatte er seine Fassung wiedergewonnen. »Er hat gesagt, dass er Carina dem Gott Baal opfern will. Damit kann er nur ein *Menschenopfer* meinen. Dieses Schwein! Wir müssen sie finden, bevor es zu spät ist.«

»Sie kennen den Mann schon viel länger als ich. Haben Sie vielleicht irgendeine Idee, wohin er sie gebracht haben könnte?«

»Keine konkrete.«

»Seine Firma besitzt ein Söldnerschiff. Könnte sie dort sein?«

»Das glaube ich nicht. Er hat seine Familienwurzeln erwähnt. Das klingt für mich nach trockenem Boden. Er mag Spanien gemeint haben, wohin seine Vorfahren nach den Kreuzzügen umgesiedelt sind. Obwohl der Stammsitz der Familie auf Zypern lag. Dort haben sie viele Jahre lang im Wohlstand gelebt. Entweder Spanien oder Zypern. Darauf würde ich mein Leben verwetten.«

»Entscheiden Sie sich, Saxon. Es ist nicht *Ihr* Leben, um das ich mir Sorgen mache.«

»Tschuldigung. Ähm … lassen Sie mich überlegen. Nachdem mein Schiff abgefackelt wurde, habe ich versucht, alles

über die Baltazars in Erfahrung zu bringen. Eine ziemlich zwielichtige Sippe. Aber sie wurden auch in einer Geschichte der Tempelritter erwähnt. Die Baltazars hatten Verbindungen zu den Templern, haben sie dann aber abgebrochen, wie es aussieht, damit sie nicht zusammen mit dem Rest des Ordens ausradiert werden. Das Symbol der Gemeinschaft war ein Stierkopf, der auch als eine Inkarnation von Baal gedeutet werden könnte.«

Der Stierkopf.

Austin dachte an den Hubschrauberflug, den er und Joe nach dem Überfall auf das Containerschiff unternommen hatten. Der Helikopter hatte sich einem Erzfrachter genähert, und dort hatte er das Stierkopf-Symbol zum ersten Mal gesehen. Unter dem Schiffsnamen war der Heimathafen genannt.

Nikosia. Zypern.

»Danke Saxon. Sie waren mir eine große Hilfe. Sagen Sie Joe, dass ich mich wieder melde.«

Austin legte auf und informierte Flagg über den Inhalt des Gesprächs.

»Zypern«, sagte Flagg. »Das ist aber auf der anderen Seite der Welt.«

»Nicht weit von der türkischen Küste. Hätte ich gewusst, dass Baltazar dorthin unterwegs ist, wäre ich gleich in Istanbul geblieben. Habt ihr dort irgendeinen Kontaktmann?«

»Wir haben jemanden, der auf der Insel aufgewachsen ist. Und wir haben auch einige Vermögenswerte in dieser Region. Ich könnte ein paar Leute auf den alten Knaben ansetzen.«

»Baltazar ist gefährlich. Er wird nicht zulassen, dass ihn irgendwer an der Ausführung seines Familienauftrags hindert.

Er würde Carina töten, bevor irgendjemand in seine Nähe gelangt. Lass ihn von deinen Leuten aufspüren. Aber sie sollen nur dann etwas unternehmen, wenn es gar nicht anders geht. In der Zwischenzeit werde ich versuchen, ein NUMA-Flugzeug zu ordern. Baltazars Vorsprung beträgt nur wenige Stunden.« Austin schüttelte den Kopf. »Leider könnte er in dieser Zeit eine Menge Ärger machen.«

»Deshalb habe ich auch schon darüber nachgedacht, dass du versuchen könntest, einen Vorsprung *vor ihm* zu haben.«

Austin war nicht in der Stimmung für Witze. »Ich wusste gar nicht, dass die CIA die Teleportation erfunden hat.«

»So etwas Hochentwickeltes meinte ich gar nicht. Ich dachte an den Blackbird.«

Aus seiner Zeit bei der CIA kannte Austin den Spitznamen für die SR-71, ein Hochgeschwindigkeitsflugzeug, das in größer Höhe geheime Erkundungsflüge für die CIA durchgeführt hatte, bevor diese Aufgabe in den späten Neunzigern von Drohnen und Satelliten übernommen worden war. Das legendäre Flugzeug konnte den Atlantik in nur zwei Stunden überqueren.

»Ich dachte, die gesamte Blackbird-Flotte wäre außer Dienst gestellt worden«, sagte er.

»Das ist die offizielle Geschichte«, sagte Flagg. »Eins haben wir aber behalten, um in Notfällen schnelle Personentransporte durchführen zu können.«

»Ich würde sagen, dies ist ein Notfall«, bemerkte Austin.

»Intelligente Köpfe kommen zu ähnlichen Schlussfolgerungen«, sagte Flagg und klappte sein Handy auf. Es dauerte eine Weile, bis er sich durch die Bürokratie gekämpft hatte. Und er telefonierte immer noch, als das *Wupp-wupp-wupp* von Hubschrauberrotoren hörbar wurde.

Austin ging zum Balkon und sah zwei Helikopter, die im Tiefflug über dem Herrenhaus kreisten.

»Die Kavallerie ist da«, sagte Austin.

Flagg steckte das Handy wieder in die Jackentasche. »Bisher habe ich immer die Indianer angefeuert, aber heute mache ich mal eine Ausnahme, weil ich gute Laune habe. Eben habe ich mit einem ganz hohen Tier gesprochen. Das war zwar nicht gerade leicht, aber jetzt hast du ein Erste-Klasse-Ticket für den Blackbird.«

Das war vielleicht eine gute Neuigkeit, aber Austin blieb Realist. Er wusste, dass seine Chancen trotz allem schlecht standen.

Sein Blick wurde kalt. Wenn Carina Leid zugefügt wurde, würde Austin jede Sehne und jede Synapse seines Körpers in den Dienst einer einzigen Aufgabe stellen.

Und die würde darin bestehen, Baltazar zur Hölle zu schicken.

51

Fred Turner hockte auf Knien hinter dem Tresen und stapelte Biergläser. Er hörte, wie die Tür auf- und wieder zuging. Seine gerötete Stirn legte sich in Falten. Wahrscheinlich ein Stammkunde, der etwas zu früh mit der Happy Hour anfangen wollte.

»Wir haben *geschlossen*«, knurrte Turner.

Niemand antwortete ihm. Turner stand auf und sah einen großen Mann vor der Tür stehen. Das rundliche Gesicht des Fremden wirkte sanft und kindlich. Turner war Polizist im Ruhestand, und sein Berufsinstinkt spürte eine unausgesprochene Drohung hinter der unbedrohlichen Fassade. Er trat also etwas näher an die Schrotflinte heran, die er neben der Registrierkasse aufbewahrte.

Der Fremde blickte sich um und sagte: »Wie ist dieser Laden zu seinem Namen gekommen?«

Turner lachte leise über die unerwartete Frage. »Die Leute glauben, er wäre nach einem alten Wildwest-Saloon benannt. Aber als ich ihn gekauft habe, erinnerte ich mich daran, gelesen zu haben, dass es in dieser Gegend früher mal Goldminen gab.«

»Was ist mit den Minen passiert?«

»Sie wurden schon vor vielen Jahren geschlossen. Man hat nicht mehr genug Gold gefunden, als dass es sich noch gelohnt hätte.«

Nach einem kurzen Augenblick des Nachdenkens sagte der Mann »Danke« und ging wieder ohne einen weiteren Kommentar. Turner machte sich erneut an die Arbeit und

murmelte etwas über die seltsamen Leute, die in seine Bar kamen.

Auf dem Parkplatz saß Antonio in seinem Wagen und studierte noch einmal die Richtungsangaben und die Karte, die Austin auf den Zettel gekritzelt hatte. Mit leerem Gesichtsausdruck starrte er auf die Neonreklame am Flachdach des niedrigen Gebäudes: GOLD MINE CAFÉ. Dann riss er den Zettel in kleine Fetzen, ließ den Wagen an und fuhr vom Parkplatz auf die schmale Landstraße.

Nachdem er Baltazars Ritterturnier verlassen hatte, war Antonio vom Norden New Yorks nach New Jersey und dann nach Maryland gefahren. Austins Angaben hatten ihn in eine ländliche Gegend geführt, die nicht weit von der Chesapeake Bay entfernt lag. Über verschiedene Landstraßen hatte er dann das Gold Mine Café erreicht.

Er nahm sein Telefon und wählte die Direktverbindung zu Baltazar.

»Und?« Die Stimme seines Arbeitgebers meldete sich.

Antonio erzählte Baltazar vom Gold Mine Café. »Zu schade, dass Austin tot ist«, sagte Antonio. »Ich hätte ihn schon dazu gebracht, uns zu sagen, was wir wissen wollen.«

»Zu spät schon«, gab Baltazar zurück. »Aber nicht, weil der Bastard tot ist. Er ist entkommen. Wir mussten das Anwesen räumen. Kehren Sie also nicht dorthin zurück.«

Antonio schwieg überrascht. »Und die Frau?«

»Sie ist bei mir. Um Austin werden wir uns später kümmern. Ich würde gern sein Gesicht sehen, wenn ich ihm erzähle, was ich mit seiner liebreizenden Freundin angestellt habe.«

Antonio hatte zwar gehofft, dass er derjenige wäre, der als Letzter mit der Frau sprechen könnte, aber er gab sich Mühe, sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen.

»Was soll ich jetzt für Sie tun?«

»Ich werde für ein paar Tage fort sein. Tauchen Sie so lange unter. Ich werde Sie anrufen, wenn ich wieder im Land bin. Dann wird es eine Menge Arbeit für Sie geben. Ich will die NUMA und jeden, der mit ihr zu tun hat, ausradieren. Sie bekommen alle Mittel, die Sie dazu benötigen.«

Antonio lächelte, als er die Verbindung trennte. Er hatte noch nie einen Massenmord begangen, aber er freute sich schon jetzt auf diese besondere Herausforderung.

Das Leben war gut, dachte er. Aber der Tod war noch viel besser.

52

Die Boeing 737, deren Rumpf ein Stierkopf-Emblem trug, landete auf dem Internationalen Flughafen von Larnaca und rollte weiter in einen Bereich, der allein Privat- und Firmenjets vorbehalten war. Die Mechaniker, die sich normalerweise um die Flugzeuge kümmerten, hatten bereits Feierabend gemacht. Baltazar hatte seine Ankunft mit großer Sorgfalt vorbereitet, und es war unwahrscheinlich, dass irgendwer mehr als eine leichte Neugier entwickelte, wenn die Gestalt auf der Trage über die Treppe am Flugzeug hinuntergetragen wurde.

Mullbinden verdeckten das Gesicht der Person und ließen nur Augen und Nase frei. Männer in weißen Medizinerkitteln verluden die Trage in einen wartenden Helikopter. Sekunden später trat Baltazar auf den Asphalt und stieg sofort in den Hubschrauber. Die Maschine hob kurz darauf ab und flog in Richtung Westen davon.

Der Hubschrauber landete auf einem kleinen Flugplatz in der Nähe der Küstenstadt Paphos. Ein wartender Krankenwagen fuhr sofort los, sobald die Trage umgeladen worden war. Baltazar und seine Männer folgten ihm in einer Mercedes-Limousine.

Der aus zwei Fahrzeugen bestehende Konvoi umfuhr die Stadt und bog dann auf eine Schnellstraße ein. Nach einer Weile ging es auf einer ansteigenden Bergstraße weiter. Die Fahrbahn verengte sich auf zwei Spuren, führte durch Berge und Täler, durch stille Bergdörfer und an verlassenen Hotels vorbei, die einst beliebte Ferienziele gewesen waren, bevor die Urlauber mehr Zeit an der Meeresküste verbringen wollten.

Das Land wurde rauer und war immer dünner besiedelt, je höher der Krankenwagen und der Mercedes hinauffuhren. Dunkle Pinienwälder säumten die Straße. Dicht gefolgt von dem Mercedes bog der Krankenwagen auf einen Feldweg ein, der fast völlig überwuchert war.

Die Fahrzeuge holperten fast einen Kilometer lang über die Fahrspur. Dann war der Weg abrupt zu Ende. Vor dem sternenübersäten Himmel zeichnete sich die Silhouette eines gedrungenen zweistöckigen Gebäudes ab. Baltazar stieg aus dem Mercedes und atmete die kühle Nachtluft tief ein. Das einzige Geräusch war das Stöhnen des Windes, der durch die leeren Räume der alten Kreuzritterburg strich. Baltazar nahm die Aura uralter Zeiten in sich auf und gewann aus der Nähe zu der Ruine, in der seine Ahnen gelebt hatten, eine tiefe Kraft.

Die Regierung hatte vor einigen Jahren versucht, das historische Gebäude zu erwerben und zu einer Touristenattraktion umzubauen. Der Plan hatte sich in Luft aufgelöst, nachdem die Befürworter Morddrohungen erhalten hatten. Doch im Grunde hatte sich niemand darüber gewundert, vor allem jene nicht, die die grausame Geschichte dieses Hauses kannten. Die Einheimischen erzählten sich bis heute hinter vorgehaltener Hand von den unaussprechlichen Schrecken, die sich in der zerfallenden Ruine zugetragen hatten.

Seit dem letzten Opfer an Baal hatte Baltazar die Burg nicht mehr besucht. Er erinnerte sich noch gut an die schroffe, abweisende Architektur des Gebäudes. Ursprünglich war es als Festung angelegt worden. Das Dach war mit Zinnen versehen, um Verteidigern Schutz zu bieten. Die einzigen Öffnungen in der sonst glatten Fassade waren schmale Schießscharten für Bogenschützen. Doch am intensivsten erinnerte er sich an den *Raum*.

Er stieg über eine kurze Treppe zum Eingang. Mit einem uralten Schlüssel öffnete er die Tür, die mit einem traurigen Knarren aufschwang. Die leeren Räume waren wie Kühlschränke, die die Hitze des Tages abhielten und die Kälte speicherten. Baltazar rief seinen Männern zu, mit der Trage zu kommen und sie vor einen Kamin zu stellen, der groß genug war, dass ein Mann aufrecht darin stehen konnte.

Es waren sechs Söldner, die Elite seines Sicherheitsdienstes. Ihre wichtigsten Eigenschaften waren Gehorsam, Grausamkeit und die Fähigkeit, den Mund zu halten. Er sagte ihnen, dass sie sich verteilen und Wache halten sollten. Sobald er allein war, drückte er auf mehrere Steine im Kamin, und zwar in einer bestimmten Reihenfolge. Dadurch öffnete sich eine Tür, die in der Rückwand verborgen war.

Er schaltete eine elektrische Taschenlampe ein, trat geduckt durch die Kamintür und stieg eine Treppe hinab.

Ein Dunsthauch, übler als Drachenatem, strömte von unten herauf. Der muffige Gruftgeruch enthielt Erinnerungen an Schmerzen und Schrecken und hatte einen schweren, öligen Beigeschmack. Doch für Baltazar war der Duft so süß wie Parfüm. Er hielt an, um eine Holzfackel in einem Wandhalter zu entzünden, und gab ihre Glut dann an die übrigen Fackeln im kurzen Durchgang weiter. Am Ende des Korridors befand sich ein vollkommen kreisrunder Raum, der etwa dreißig Meter durchmaß.

Tafeln an den Wänden markierten die Ruhestätten von zahlreichen Baltazars, die in der Burg bestattet worden waren, bevor die Familie von Zypern hatte fliehen müssen. Kleine Statuen, die den Gott Baal in seinen verschiedenen Inkarnationen zeigten, waren im Raum verteilt.

In der Mitte der Kammer erhob sich eine Bronzestatue,

die der steinernen Figur ähnelte, die sich im Erdgeschoss seines Landhauses in den Vereinigten Staaten befand. Genauso wie die andere saß auch diese Gestalt und hatte die Arme mit den Handflächen nach oben ausgestreckt. Sie war jedoch mindestens vier Mal so groß und wurde von einem zwei Meter hohen Sockel gestützt. Schmale Treppen führten an beiden Seiten hinauf. Das Antlitz der kleineren Statue wirkte im Vergleich zu der grässlichen Dämonenfratze der größeren geradezu gütig.

Baltazar stieg die Stufen hinauf und stellte sich auf eine kleine Plattform hinter der Statue. Hier hatten auch die antiken Priester gestanden und in einen Schalltrichter gesprochen, mit dem sie ihren eingeschüchterten Opfern noch mehr Schrecken eingeflößt hatten.

Er nahm das Familienbuch aus der Tasche und legte es auf den Sims, der für genau diesen Zweck angebracht worden war. Während er die Rituale im Buch nachlas, legte er die Finger um einen Hebel, der zwischen den Schulterblättern der sitzenden Figur herausragte. Dann zog er den Hebel herunter. Es knirschte, als sich ein Mechanismus aus Gewichten und Flaschenzügen in Bewegung setzte und eine Tür öffnete, die genau vor der Statue eine kreisrunde Grube im Boden freilegte.

Er drückte den Hebel ein Stück zurück. Die Arme der Statue senkten sich an den Ellbogen und schnellten im nächsten Augenblick wieder hoch.

Baltazar stieg die Stufen hinab und richtete den Lichtstrahl der Taschenlampe in die Grube. Nach der letzten Benutzung, als es schlecht um die Familie gestanden hatte und ein Opfer für Baal notwendig geworden war, war sie wieder mit Öl aufgefüllt worden.

Eine junge Frau aus Osteuropa ohne Familie war mit dem Versprechen eines gut bezahlten Arbeitsplatzes nach Zypern gelockt worden.

Also war alles bereit.

Er ging zu Carina zurück. Die bandagierte Gestalt auf der Trage rührte sich. Gut, dachte Baltazar. Er wollte, dass Carina selbst sah, welches Schicksal sie erwartete. Er löste die Riemen, die sie an die Trage fesselten, und warf sie sich wie ein Feuerwehrmann über die Schulter.

Baltazar hörte Carina stöhnen. Sie kam also wieder zu sich.

Er lächelte. Bald würde sie in den liebenden Armen Baals liegen.

53

Die Stimme des britischen Tornado-Kampfpiloten drang knisternd aus den Lautsprechern.

»Willkommen auf der wunderschönen Insel Zypern, dem Geburtsort von Aphrodite, der Göttin der Liebe.«

Austin saß hinter dem Piloten auf dem Platz, den normalerweise der Bordschütze des Überschallflugzeugs einnahm. Der Düsenjäger flog eine Schleife über dem britischen Luftwaffenstützpunkt in der Nähe der alten römischen Stadt Curium, bevor er schnell tiefer ging. Als das Fahrgestell mit einem Ruck den Asphalt berührte, blickte Austin auf die Lichter der Rollbahn. Der Flug von England nach Zypern hatte neunzig Minuten gedauert, und Austin staunte, wie klein der Planet Erde geworden war.

Erst vor wenigen Stunden war er mit einem CIA-Hubschrauber in Albany gelandet. Von dort aus hatte ihn ein Düsenjet zur Andrews Air Force Base in Maryland gebracht, wo der Blackbird in einem Spezialhangar bereitstand und nur nachts zum Einsatz kam.

Die SR-71 war als strategisches Langstrecken-Erkundungsflugzeug entwickelt worden, das eine Geschwindigkeit von mehr als Mach 3,2 und eine Höhe von sechsundzwanzigtausend Metern erreichte. Der abgeflachte Rumpf, eher blau als schwarz, war über dreißig Meter lang, den anderthalb Meter langen Bugsensor nicht mitgerechnet. Zwei vertikale Stabilisatoren ragten wie Haifischflossen am Heck der Maschine auf. Eines der Strahltriebwerke, die einen Schub von 145 Kilonewton entwickelten, konnte auch einen Ozeandampfer antreiben.

Austin hatte eine proteinreiche Mahlzeit aus Steak und Eiern erhalten, und nach einer medizinischen Untersuchung hatte man ihn in einen Spezialanzug gesteckt, der denen ähnelte, die an Bord der Spaceshuttles benutzt wurden. Danach hatte er reinen Sauerstoff geatmet, um alle anderen Gase aus seinem Körper zu filtern. Ein Transporter hatte ihn zur Halle gebracht, in der das Flugzeug stand, dann war er auf einem speziellen Passagiersitz festgeschnallt worden. Sieben Minuten nach dem Start hatte man die Maschine in der Luft aufgetankt. Weniger als zwei Stunden später war sie auf einem Stützpunkt der britischen RAF gelandet.

Flagg hatte dafür gesorgt, dass für Austins letzte Reiseetappe ein britischer Kampfjet bereitstand, weil die Landung einer US-amerikanischen Militärmaschine auf Zypern möglicherweise Aufsehen erregt hätte, während die Briten schon seit vielen Jahren Stützpunkte auf der Insel unterhielten.

Ein Wagen fuhr auf das Rollfeld und verfolgte den Tornado, bis er zum Stehen kam. Drei Männer in schwarzen Hosen, Rollkragenpullovern und Mützen stiegen aus dem Wagen, um Austin zu begrüßen, als er das Flugzeug verließ.

»Guten Abend, Mr. Austin«, sagte der Anführer der Gruppe, ein dunkelhäutiger Amerikaner griechischer Herkunft, der sich als George vorstellte. Er sagte, dass er von Athen herbeordert worden war, um sich hier mit Agenten aus Kairo und Istanbul zu treffen. Ein vierter Mann, der für die amerikanische Botschaft in Nikosia arbeitete und die Insel sehr gut kannte, war vorausgefahren, um die Lage zu erkunden.

»Sind Sie bewaffnet?«, fragte George.

Austin klopfte auf die Beule, die sich unter seiner Jacke abzeichnete. Während Austin nach Maryland geflogen war, hatte Flagg jemanden von Langley zu Austins Bootshaus ge-

schickt, um Kleidung zum Wechseln und den Bowen-Revolver zu holen und nach Andrews zu bringen.

George lächelte. »Ich hätte wissen müssen, dass man einem ehemaligen Geheimdienstmitarbeiter eine solche Frage nicht stellen muss. Aber das hier könnte sich als praktisch erweisen.« Er reichte Austin eine Nachtsichtbrille und eine Mütze.

Austin wurde in den Landrover verfrachtet. Ein Air-Force-Fahrzeug eskortierte sie bis zum Ausgang, und ein Wachmann winkte sie durchs Tor. Eine Zeitlang fuhren sie mit einer Geschwindigkeit von bis zu einhundertachtzig Stundenkilometern über eine dunkle Schnellstraße, bevor der Fahrer bremste und auf eine Straße bog, die in die Berge hinaufführte.

George reichte Austin ein Satellitenfoto und eine Taschenlampe. Das Bild zeigte ein quadratisches Gebäude in einer entfernten Bergregion mit nur einer einzigen Zugangsstraße.

Georges Handy summte. Er hörte eine Weile zu, legte dann auf und wandte sich Austin zu. »Soeben sind eine Limousine und ein Krankenwagen an der Burg eingetroffen.«

»Wie lange brauchen wir noch, bis wir da sind?«, fragte Austin.

»Weniger als eine Stunde. Auf diesen Bergstraßen kommt man nicht allzu schnell voran.«

»Hier geht es um Leben und Tod«, sagte Austin.

George nickte und sagte dem Fahrer, dass er Tempo machen sollte. Der Wagen beschleunigte und nahm die Haarnadelkurven unter deutlich erhöhter Fliehkraftentwicklung.

Während sie sich ihrem Ziel näherten, erhielt George einen zweiten Anruf von seinem Kollegen, der bereits vor Ort war. Er hatte den Wagen gesehen und bat den Fahrer, mit den Scheinwerfern zu blinken, um sich zu identifizieren. Der Fahrer schaltete das Fernlicht ein paar Mal ein und aus. Wenige Sekunden später gab jemand am Straßenrand Signale mit einer Taschenlampe.

Der Wagen hielt an, und George drehte das Seitenfenster herunter.

Im Fenster des anderen Fahrzeugs war das Gesicht eines Mannes zu erkennen. »Die Straße zweigt in etwa fünfzig Metern ab«, sagte er.

»Ab hier gehen wir zu Fuß«, sagte George zu seinem Kollegen. »Sie zeigen uns den Weg.«

Austin stieg aus dem Landrover und setzte seine Nachtsichtbrille auf. Er und die anderen folgten dem Mann im zügigen Dauerlauf.

Baltazar trug Carina die Treppe hinauf und legte sie auf die erhobenen Arme der Statue.

Die Droge, von der sie stundenlang bewusstlos gewesen war, verlor allmählich ihre Wirkung. Carina wachte mit einem öligen Geruch in der Nase auf. Als sich ihr Blickfeld klärte, sah sie Baals grässliches Bronzegesicht. Ihre Arme und Beine waren mit Verbandszeug gefesselt, doch sie konnte den Kopf bewegen. Sie reckte den Hals und sah Baltazar, der am Fuß der Statue stand.

»Ich empfehle Euch, Euch nicht zu heftig zu bewegen, Saba. Ihr befindet Euch in einer unsicheren Lage.«

»Ich bin nicht Saba, Sie schwachsinniger Idiot. Lassen Sie mich sofort frei.«

»Ihr könnt Euren Hochmut nicht ablegen«, sagte Baltazar. »Es ist unverkennbar, dass Ihr ein Kind Sabas seid. Das Blut der Königin fließt in Euren Adern. Ihr habt mich ebenso in Versuchung geführt, wie Eure Vorfahrin einst Salomon verführt hat. Doch Baal hat mir Austin geschickt, um mich an meinen Auftrag zu erinnern.«

»Sie sind nicht nur ein Idiot, sondern außerdem ein Wahnsinniger.«

»Das mag sein«, sagte Baltazar.

Er betrachtete die Szene wie ein Künstler, der ein potenzielles Motiv in Augenschein nahm. Er wollte gerade nach einer Fackel greifen, als er etwas hörte, das wie Schüsse klang.

Austin war am Rand der Zufahrtstraße stehen geblieben und in die Knie gegangen.

Vor ihm war ein Streichholz aufgeflammt, und nun trug der Wind den Geruch von Zigarettenrauch heran. Er konnte eine Gestalt erkennen, die vor dem körnig grünen Hintergrund der Nachtsichtbrille auf und ab ging.

George tippte Austin auf die Schulter. Er zeigte auf sich und dann auf den Wachposten.

Austin gab ihm ein Okay-Zeichen. George bückte sich und kroch zu dem ahnungslosen Wachmann hinüber. Austin beobachtete, wie die Gestalten miteinander verschmolzen. Ein dumpfes Stöhnen war zu hören, dann ging der Wachmann zu Boden. George winkte den anderen, dass sie nachkommen sollten.

»Schlampige Arbeit«, sagte George, während er über dem bewusstlosen Wachmann stand. »Tut mir leid.«

Einige der anderen Wachen hatten jedoch das Stöhnen ihres Kollegen gehört und kamen angelaufen, um nachzusehen, was los war. Aus allen Richtungen waren Rufe zu hören. George stand plötzlich im Schein einer Lampe. Er hob die Hände, um nicht geblendet zu werden. Austin stürmte sofort los, warf sich auf ihn und riss ihn zu Boden, damit er nicht von der Salve getroffen wurde, die unmittelbar darauf folgte.

George rappelte sich wieder auf und ließ seine Maschi-

nenpistole kurz rattern. Das Licht ging aus, Schmerzensschreie waren zu hören.

Austin rannte in Richtung Burg und überquerte die Brücke über dem trockenen Burggraben. Der Söldner, der den Eingang bewachte, war sich offensichtlich noch nicht im Klaren, was die Schreie, die zuckenden Lichter und die Schüsse zu bedeuten hatten. Im Gegensatz zu Austin hatte er auch keine Möglichkeit, im Dunkeln etwas zu erkennen. Also sah er die Gestalt nicht, die mit gesenkten Schultern auf ihn zustürmte, bis es zu spät war.

Austin rammte den Mann wie eine Bowlingkugel. Er wurde zurückgeschleudert, sein Kopf schlug gegen die Burgmauer, und er sackte bewusstlos zu Boden.

Austin öffnete die schwere Tür und trat in die Kälte des alten Gemäuers. Er hielt die Bowen ausgestreckt in beiden Händen und durchsuchte schnell das Erdgeschoss, bis er den Raum mit dem großen Kamin fand. Die Tür in der Rückwand stand noch ein kleines Stück offen, sodass ein schmaler Streifen des Fackelscheins hindurchfiel.

Austin riss sich die Nachtsichtbrille vom Gesicht, trat die Tür auf und stürmte die Treppe hinunter. Er kam durch einen bogenförmigen Durchgang und nahm die Szene, die sich ihm darbot, in sich auf. Der kreisrunde Raum mit der grotesken Statue. Der starke Ölgeruch. Carina auf den erhobenen Bronzearmen. Und Baltazar, der ganz ruhig neben der Statue stand, als hätte er nur auf Austin gewartet.

»Austin!«, sagte er, das Gesicht zu einer Maske der Wut verzerrt. »Irgendwie habe ich geahnt, dass Sie es sind.«

Als Erstes wollte Austin, dass sich Baltazar von Carina entfernte. Er legte die Bowen an. »Der Spaß ist vorbei, Baltazar. Kommen Sie da runter.«

Baltazar duckte sich hinter die Statue und sprach in den Schalltrichter. Die hallende Stimme schien aus dem Mund der Statue zu kommen.

»Zu spät, Austin. Saba liegt in den Armen von Baal.«

Austin hörte ein knirschendes Geräusch am Boden und trat zurück, als sich die Falltür öffnete und die Grube mit dem Öl freilegte.

Konzentriert biss er die Zähne zusammen, zielte mit der Bowen auf das Gesicht der Statue und drückte den Abzug. Metallstücke flogen durch die Luft. Die Nase der Statue löste sich auf, und dahinter kam der hohle Innenraum zum Vorschein. Austin feuerte eine weitere Salve ab. Eine Kugel riss eine Wange weg. Dann zerschoss er systematisch den Rest des bösartigen Bronzegesichts.

Ein Schmerzensschrei ertönte, und Baltazar kam hinter der Statue hervor. Die Metallsplitter hatten eine blutige Schramme in sein Gesicht gerissen. Er griff nach einer Fackel an der Wand. Austin feuerte einen ungezielten Schuss ab. Er traf Baltazar nicht, aber der Mann suchte jetzt so hastig Deckung, dass er die Fackel auf die Stufen im Sockel fallen ließ.

Baltazar kam die Stufen herunter, um die brennende Fackel wieder an sich zu nehmen. Das Magazin von Austins Revolver war leer. Also steckte er ihn in den Holster und stürmte die Treppe hinauf.

Baltazar schnappte sich die Fackel und wollte sie Austin gerade ins Gesicht schlagen. Doch Austin duckte sich rechtzeitig und rammte Baltazar die Schulter in den Bauch. Baltazar ließ die Fackel wieder fallen, aber auch so blieb er ein ernstzunehmender Gegner für Austin, und sein Zorn verlieh ihm zusätzliche Kräfte. Sie rangen eine Weile miteinander,

verloren das Gleichgewicht und rollten die Treppe hinunter bis an den Rand der Grube.

Baltazar verpasste Austin einen Kopfstoß, stand auf und trat ihm in die Rippen. Mit dem nächsten Tritt zielte er auf Austins Gesicht. Austin verdrängte die brennenden Schmerzen, packte Baltazars Fuß und drehte ihn. Baltazar stand auf einem Fuß und versuchte nun vergeblich, das Gleichgewicht zu wahren. Dann stürzte er kopfüber in die Grube.

Austin rappelte sich auf und sah, dass Baltazar in der zähen Flüssigkeit zu schwimmen versuchte. Sein Kopf glänzte vor schwarzem Öl.

»Tritt zurück, Kurt!«

Die Mullbinden, mit denen Carina gefesselt worden war, hatten sich im Laufe der Zeit gelockert. Sie hatte sich selbst befreit und war von den Armen der Statue geklettert. Jetzt stand sie auf der Treppe und hielt die Fackel in der Hand. Mit ihrem weißen Kleid und den wutverzerrten Gesichtszügen sah sie wie ein Racheengel aus.

»Warte!«, rief Austin und wandte sich der Treppe zu.

Carina zögerte. Sie ließ die Fackel sinken. Dann sah sie, dass Baltazar versuchte, aus der Ölgrube zu klettern, was mit dem schmierigen Öl an den Händen nicht einfach war. Er versuchte sich die Kante hinaufzuziehen und sah dabei aus wie ein monströses Reptil, das aus unheilvoller Tiefe emporkam. Carina hob die Fackel erneut und warf sie. Der brennende Scheit flog in hohem Bogen durch die Luft, gefolgt von einer glühenden Funkenspur, und landete mitten in der Ölgrube.

Es folgte ein lautes *Wusch.*

Austin rannte die Treppe hinauf und schlang einen Arm um Carinas Hüfte. Dann beförderte er sie hinter die Statue und warf sich über ihren Körper.

Obwohl die Statue sie vor der sengenden Hitze abschirmte, liefen sie Gefahr, an der Wolke aus schwarzem Rauch zu ersticken, die sich im gesamten Raum ausbreitete. Selbst wenn der Rauch durch die Lüftungsschächte in der Decke entwich, wäre die Luft in der Kammer innerhalb von Sekunden mit toxischen Gasen geschwängert.

Austin drückte Carinas schlanken Körper noch fester an sich, als er einen Handgriff in der Wand spürte. Er zog daran, und ein Teil der Wand glitt zur Seite. Kalte Luft strömte durch die rechteckige Öffnung. Austin konnte zwar kaum sprechen, aber trotzdem rief er Carina zu, dass sie nach draußen kriechen sollte. Dann folgte er ihr und drückte die Öffnung wieder zu.

Austin zog eine kleine Stablampe aus seiner Jacke und ließ den Strahl hin und her wandern. Sie befanden sich in einem Raum, der kaum größer als ein Wandschrank war. Die Luft roch zwar muffig, aber wenigstens war sie frei von Rauch. Er vermutete, dass sich Baltazars Vorfahren hier vorbereitet hatten, wenn sie Baal ein Opfer darbringen wollten.

Sie blieben in der Kammer, bis alles Öl verbrannt war. Austin drückte die Tür einen Spalt weit auf. Ein übler Gestank schlug ihnen entgegen, aber der Rauch hatte sich größtenteils verzogen. Sie wickelten sich Carinas Mullbinden als provisorische Atemmasken um Mund und Nase. Dann krochen sie hinter der Statue hervor und gingen weiter zur Treppe, die nach draußen führte.

Als sie an der rauchenden Grube vorbeikamen, wandte Carina den Blick ab. Austin lugte misstrauisch hinein, als würde er erwarten, dass Baltazar aus dem Loch gekrochen käme. Doch er sah nur die undurchdringliche Schwärze des Abgrunds.

54

Nach dem kurzen Telefonat mit Baltazar war Antonio nach New Jersey gefahren, um die Vernichtung der NUMA in die Wege zu leiten.

Er übernachtete in einem billigen Motel, wo er einen ausgefeilten Plan entwarf. Er würde die Aktion mit Mordanschlägen, Autobomben, biologischen Kampfstoffen und altbewährten Mitteln wie Scharfschützengewehren durchführen. Systematisch ging er die Personallisten durch und konzentrierte sich vor allem auf die Leute, deren Verlust die Organisation handlungsunfähig machen würde. Am nächsten Tag fuhr er weiter und stieg in einem anderen Hotel ab. Am dritten Tag hatte er auch die letzten Details der Massenvernichtungsaktion ausgearbeitet. Dann wartete er darauf, dass sich Baltazar zurückmeldete.

Nach zwei Tagen versuchte Antonio, Baltazar anzurufen, bekam aber nur ein Besetztzeichen. Er wählte eine andere Nummer, die ihn mit dem Aufzeichnungsgerät verband, das er in dem Baum hinter Austins Haus deponiert hatte.

»Hallo, Joe«, sagte Austins Stimme. »Habt ihr etwas Neues herausgefunden?«

»Wir haben die Mine lokalisiert«, sagte Zavala. »Auf dem Papyrus ist die genaue Lage angegeben.«

Antonio zog eine Augenbraue hoch und hörte aufmerksam zu.

»Fantastisch! Ich will alle Details wissen.«

Zavala erzählte ihm von dem Hotel, das mitten im See in St. Anthony's Wilderness lag, und beschrieb ausführlich den

Schacht, der von der Küche zur Mine führte. Er nannte Austin die GPS-Koordinaten.

»Wie schnell können wir die Höhle genauer erkunden?«, fragte Austin.

»Ich stelle gerade ein Taucherteam zusammen. Wir können in achtundvierzig Stunden ins Wasser springen.«

»Gute Arbeit. Die genaueren Einzelheiten klären wir dann morgen.«

Nach einigem belanglosen Palaver legten die beiden auf.

Der Anruf war erst wenige Stunden alt. Antonio las noch einmal die Notizen durch, die er sich gemacht hatte. Er verließ das Motel und fuhr zu einem der Lagerräume, die er in der Umgebung von Washington gemietet hatte. Dort rüstete er sich mit Waffen und Munition, Geld, frischer Kleidung, einer neuen Identität und einer kompletten Taucherausrüstung aus, die er in den Kofferraum seines Wagens lud.

Am nächsten Morgen holperte sein Wagen über den Feldweg, der zum See in St. Anthony's Wilderness führte. Er parkte das Fahrzeug am Ufer, legte seinen Taucheranzug an und schnallte sich die Ausrüstung um. Antonio war ein versierter Taucher. Die SEALs, die auf Baltazars Gehaltsliste standen, hatten ihm die nötigen Kenntnisse beigebracht.

Er schwamm bis zu einer Boje mitten im See, überprüfte die Koordinaten mit seinem tragbaren GPS-Gerät und tauchte mit kräftigen Schwimmflossenschlägen zu dem Hotel hinunter. Er suchte die Küche und fand schließlich auch den Schacht. Ohne Zögern tauchte er durch die Öffnung. Selbst wenn er es nicht so eilig gehabt hätte, zur Mine zu gelangen, war fraglich, ob er die blockförmigen Kunststoffobjekte bemerkt hätte, die nicht weit von der Schachtöffnung zwischen den Trümmern vergraben waren.

Als Antonio das untere Ende des Schachts erreichte, stieß er zu seiner Überraschung auf eine wasserfeste Schreibtafel, auf die jemand einen Pfeil und die Worte »HIER ENTLANG« gemalt hatte.

Er folgte der Richtung, die der Pfeil angab, und fand kurz darauf eine zweite Tafel, die in einen Tunnel zeigte, der von der Haupthöhle abzweigte. Er folgte ihm bis zu einer Tunnelkreuzung. Wieder eine Tafel mit einem Pfeil. Am Ende dieses Tunnels wies ein vierter Pfeil den Weg in die große Kammer mit dem Sockel.

Während Antonio den Pfeilen folgte, kamen zwei Gestalten aus dem Wald und gingen bis zum Seeufer. Austin blickte auf die Uhr. »Jetzt sind es dreißig Minuten«, sagte er.

»Genug Zeit für ihn, den Schacht und die Mine zu finden«, sagte Zavala.

Das Telefongespräch zwischen den beiden war nur ein Köder gewesen. Nun wurde es Zeit, die Falle zuschnappen zu lassen. Austin watete bis zur Hüfte ins Wasser. In den Händen hielt er einen Sender, der durch ein wasserdichtes Gehäuse geschützt war. Er wartete noch ein paar Minuten, dann tauchte er den Sender ins Wasser und drückte einen Knopf. Einige Sekunden später wurde die Seeoberfläche durch hochquellenden Schaum aufgewühlt.

Austin sah mit zusammengepressten Lippen zu, bis die sich ausbreitenden Wellen gegen seine Brust schwappten.

Dann drehte er sich um und watete ans Ufer zurück.

Dort sah er Zavalas ernstes Gesicht. Sein Freund zeigte ihm eine Mappe, die er in Antonios Wagen gefunden hatte. Auf dem Umschlag der Mappe stand das Wort »NUMA«.

Tief unter der Oberfläche des Sees hörte Antonio die Explosionen als Abfolge dumpfer Schläge.

Er überlegte, ob er umkehrten sollte, entschied sich aber fürs Weitermachen. Antonio besaß eine roboterhafte Zielstrebigkeit, die ihn zum perfekten Killer machte, und er war fest entschlossen, die Mine und das Gold zu finden.

Er folgte dem letzten Pfeil und schwamm in den Altarraum. Sein Pulsschlag ging schneller, als er den erhöhten Sockel sah, auf dem die Kiste von Thomas Jefferson gestanden hatte.

Zwischen den Holzstücken lag eine weitere Tafel, auf der folgende Worte standen:

GRÜSS MR. BALTAZAR, WENN DU ZUR HÖLLE FÄHRST, ANTONIO.

Schon wieder Austin.

Antonio starrte auf die Botschaft, dann warf er die Tafel weg und schwamm, so schnell er konnte, den Weg zurück, der ihn wieder zum Schacht führen würde. Als er dort ankam, bemerkte er einen großen Trümmerhaufen, wo sich zuvor noch der Schacht befunden hatte.

Er überprüfte seinen Atemluftvorrat. Ihm blieben nur noch ein paar Minuten. Selbst wenn es einen anderen Weg nach draußen geben sollte, er hatte nicht mehr genug Luft, um danach zu suchen. Antonio setzte sich auf den Trümmerhaufen unter dem eingestürzten Schacht und wartete, bis sein Luftvorrat aufgebraucht war.

Durch eine geradezu ironische Wendung des Schicksals starb der letzte in der Reihe der offiziellen spanischen Garotte-Henker den Erstickungstod.

55

»Ahoi, Mr. Nickerson«, sagte Austin. »Bitte um Erlaubnis, an Bord der *Lovely Lady* kommen zu dürfen.«

Nickerson steckte den Kopf durch die offene Tür zum Salon und lächelte, als er Austin sah. »Erlaubnis erteilt.«

Austin ging über den Steg und schüttelte dem Mitarbeiter des Außenministeriums die Hand.

Er klopfte auf einen schwarzen Plastikbeutel. »Ich habe hier etwas, das ich Ihnen zeigen möchte, wenn Sie ein paar Minuten erübrigen können.«

»Für Sie habe ich *immer* Zeit, Mr. Austin. Kommen Sie unter Deck, dann koche ich Ihnen einen Kaffee. Ich werde etwas hineinmischen, das die Kälte vertreibt.«

»Es sind fünfundzwanzig Grad, Mr. Nickerson.«

»Egal. *Irgendwo* auf der Welt ist es bestimmt zu kalt«, sagte Nickerson.

Sie gingen in die Kabine, und Nickerson setzte eine Kanne mit starkem Kaffee an, den er mit ein paar Schüssen Kentucky-Bourbon würzte. Sie stießen mit den Bechern an.

»So«, sagte Nickerson. »Und was haben Sie mir Schönes mitgebracht?«

Austin öffnete den Beutel und zog die quadratischen Pergamente heraus. Eins davon reichte er Nickerson. »Das ist das Exemplar, das Jefferson von einem Indianer erhalten hat. Auf das zweite Pergament ist Meriwether Lewis im Verlauf seiner Reisen gestoßen. Gemeinsam bilden sie eine Landkarte, die zeigt, wo König Salomons Goldmine in Pennsylvania liegt.«

»Wunderbar! Ich wusste, dass Sie es schaffen würden. Haben Sie die Mine erkundet?«

»Das haben wir. In der Höhle haben wir diese beiden Pergamente gefunden. Thomas Jefferson hat sie dort deponiert.«

»Das ist kaum zu glauben! Und was ist mit der Reliquie?«

»Den goldenen Zehn Geboten? Ich glaube, Sie kennen die Antwort auf diese Frage schon.«

»Ich bin mir nicht sicher, was Sie meinen.«

»Unter der Karte war ein weiterer, fast verblasster Text geschrieben. Es scheint sich um eine Fassung der Zehn Gebote zu handeln, die ein wenig vom Original abweicht. Wahrscheinlich das, was auf den Goldtafeln steht.«

»Erzählen Sie weiter, Mr. Austin.«

»Diese Gebote wurden von mehreren heidnischen Göttern weitergegeben, einschließlich einem, der schon Menschenopfer verlangt hat. Jetzt weiß ich endlich, warum Sie sich so große Sorgen gemacht haben. Die Lage im Nahen Osten war gar nicht der eigentliche Grund für Ihre Befürchtungen.«

»In der Tat. Die Zehn Gebote sind angeblich ein unfehlbarer moralischer Leitfaden, der von einem monotheistischen Gott verkündet wurde. Sie stellen die Grundlage verschiedener Religionen dar, die jeweils viele Millionen Anhänger haben, und damit bilden sie das Fundament der westlichen Staaten. Manche behaupten, sie wären die Inspirationsquelle der Gesetzgebung aller westlichen Länder. Wenn die Zehn Gebote in Wirklichkeit aber auf heidnischen Überlieferungen basieren, könnte die ohnehin geschwächte Grundlage unseres politischen Systems noch weiter unterminiert werden.«

Austin erinnerte sich an Baltazars Vorhersagen.

»Damit stünde die Welt vor einem zusätzlichen Konflikt, den niemand braucht«, sagte Austin.

»Das ist der Punkt. Keiner weiß, wer die Gebote in Gold statt in Ton eingravieren ließ, aber ihre Existenz belegt ihre Gültigkeit. Salomon wollte die Goldtafeln so weit weg wie nur irgend möglich schaffen. Sie hatten das Potenzial, in seiner Zeit große Unruhen auszulösen. Und in unserer Zeit sieht es ganz ähnlich aus, wie ich hinzufügen möchte.«

»Als wir zum ersten Mal miteinander gesprochen haben, wussten Sie bereits, dass sich die Tafeln nicht in der Mine befinden.«

»Ich fürchte, so ist es.«

»Warum haben Sie mich dann auf diese gefährliche Suche geschickt?«

»Wir wissen zwar, wo die Tafeln *sind,* aber nicht, wo sie *waren.* In den alten Schriften heißt es, dass ein Navigator den Weg nach Ophir weist. Als wir von dem Versuch hörten, die Statue des *Navigators* zu stehlen, und als der Artischocken-Text entdeckt wurde, fürchteten wir, jemand könnte die Mine ausfindig machen und den Tafeln auf die Spur kommen.«

»Mit *wir* meinen Sie die Artischocken-Gesellschaft.«

»Korrekt. Wir erfuhren von Ihrer Rolle beim Piratenüberfall, hörten, welchen Ruf Ihre Leute haben, und dachten uns, dass Sie für diese Aufgabe am besten qualifiziert seien.«

»Sie sind es mir schuldig, dass ich diese *Artischocken* persönlich kennen lerne. Mr. Nickerson.«

»Ja, ich fürchte, Sie haben recht.«

Er griff nach seinem Telefon. Nach einem kurzen Gespräch fragte Nickerson: »Wie schnell können Sie Ihre Leute zusammentrommeln?«

»Im Prinzip sofort. Wohin soll ich sie schicken?«

Nickerson lächelte. »Zu einem kleinen Anwesen namens Monticello.«

Einige Stunden später traten Austin, Zavala, die Trouts und Angela durch die Säulen vor dem Eingang des Landhauses von Thomas Jefferson. Sie wurden von Emerson und Nickerson begrüßt, die sie zum Eintreten aufforderten.

Emerson wartete, bis eine Touristengruppe weitergezogen war. »Ich muss mich entschuldigen, dass ich in dieser Angelegenheit nicht ganz aufrichtig war«, sagte er.

»Entschuldigung angenommen«, sagte Gamay. »Sofern Sie uns die fehlenden Puzzleteile liefern.«

Emerson nickte. »Sie waren schon sehr nahe dran. Meriwether Lewis ist tatsächlich während seiner Reisen auf die fehlende Hälfte der Landkarte gestoßen. Er hatte angenommen, dass sich die Goldmine irgendwo im Westen befindet. Dann erkannte er jedoch seinen Fehler und versuchte, die Karte zu Jefferson zu bringen, als er von den Leuten ermordet wurde, die wollten, dass die Mine ein Geheimnis bleibt. Schließlich hat Zeb das fehlende Stück nach Monticello gebracht. Als sich die vollständige Karte in Jeffersons Besitz befand, stieß er auf die Mine und auch auf die Tafeln. Die Karte ließ er in der Mine zurück. Genauso wie Salomon entschied er, dass die Tafeln vor den Augen der Öffentlichkeit verborgen bleiben sollen, und gründete eine Organisation, die seitdem für die Wahrung des Geheimnisses sorgt.«

»Die Artischocken-Gesellschaft, von der Sie behauptet haben, dass sie gar nicht existiere«, sagte Angela.

»Als Mitglied der Gesellschaft bin ich zur Verschwiegen-

heit verpflichtet. Zu den ursprünglichen Artischocken gehörten einige der Gründer dieses Landes. Als sie älter wurden, rekrutierten sie jeweils neue Mitglieder, die ihren Platz einnehmen sollten. Sie wären überrascht, welche Namen derzeit auf der Mitgliederliste stehen.«

Austin schüttelte den Kopf. »Im Zusammenhang mit diesem Thema überrascht mich gar nichts mehr«, sagte er. »Was ist mit den Tafeln geschehen?«

»Jefferson stellte eine Gruppe von Arbeitern zusammen, der auch mein Vorfahr Zeb angehörte«, sagte Emerson. »Sie haben die Mine gefunden und die Tafeln hierher gebracht.«

»Nach *Monticello?*«, fragte Angela. Sie blickte sich um, als würden die Tafeln irgendwo offen herumliegen.

Emerson tippte mit der Schuhsohle auf den Boden. »Unter unseren Füßen. Sie sind in einem geheimen Raum verwahrt.«

Verblüfftes Schweigen folgte, das erst nach einer Weile gebrochen wurde, und zwar von Trout. »Glauben Sie, dass die Welt jemals von ihrer Existenz erfahren wird?«

»Das liegt an den Artischocken«, sagte Emerson. »Vielleicht werden künftige Mitglieder der Gesellschaft entscheiden, dass die Zeit reif ist.«

»Wir suchen ständig nach neuen Mitgliedern«, sagte Nickerson. »Jeder aus Ihrem Team wäre uns willkommen.«

»Danke, aber wir reisen ziemlich viel in der Weltgeschichte herum«, sagte Austin. »Doch ich kenne da jemanden, der Ihre Gruppe um Jugend und Intelligenz bereichern würde.«

Er sah Angela an, die sich ein Stück entfernt hatte und auf den Boden starrte, als könnte sie hindurchblicken.

Ein Lächeln erschien auf Nickersons Gesicht.

»Ja. Danke für den Vorschlag. Und Ihnen allen für die

große Hilfe. Ich hoffe, wir haben Ihnen nicht zu viele Unannehmlichkeiten bereitet.«

Austin sah die Mitglieder seines Teams an. »Ganz und gar nicht. Wir hatten jede Menge Spaß, nicht wahr?«

Paul Trout blinzelte ein paar Mal. Er wahrte noch immer eine Pokermine, als er schließlich das Wort ergriff. »Ich kann es gar nicht abwarten, einen Aufsatz zum Thema ›Was ich in den Ferien erlebt habe‹ zu schreiben.«

Epilog

Austin holte das Großsegel seines Catboats dicht, um hart am Wind zu bleiben, während Carina an der Ruderpinne saß. Sie richtete den breiten Bug auf ein türkisfarbenes Forschungsschiff, das in der Nähe einer Insel in der Chesapeake Bay vor Anker gegangen war. Im letzten Augenblick schoss sie in den Wind, und das Segelboot kam neben dem großen Schiff zum Stehen.

»Gut gemacht!«, sagte Austin.

»Danke. Schließlich habe ich auch einen guten Lehrer.«

Anthony Saxon beugte sich über die Reling des NUMA-Schiffes und legte die Hände an den Mund. »Kommt an Bord! Wir müssen euch eine Menge zeigen.«

Sie ankerten und stiegen in das Dinghi um. Austin ruderte sie zu dem türkisfarbenen Schiff hinüber, einer kleineren Version der riesigen Forschungsschiffe der NUMA, wie sie hauptsächlich für Erkundungen in seichten Gewässern und an Küsten benutzt wurden.

Als sie an Bord gingen, tauchte Zavala gerade auf und kletterte auf eine Plattform, die an dem Schiff befestigt war. Er sah Austin und Carina, legte die Ausrüstung ab und kam an Bord, um seine Freunde zu begrüßen.

»Guten Morgen«, sagte Zavala. »Seid ihr zum Wracktauchen gekommen?«

»Heute nicht«, sagte Austin. »Wir wollten uns nur ansehen, was ihr gefunden habt.«

»*Wunderbare* Dinge«, sagte Saxon.

Er führte sie zu einem Tank, in dem mindestens ein Dutzend Amphoren im Wasser lagen, um sie zu konservieren.

»Wir haben erste Röntgenuntersuchungen vorgenommen. Diese Krüge sind mit Schriftrollen vollgestopft. Wir scheinen hier auf eine Schatzkiste voller Informationen gestoßen zu sein. Die Phönizier sind um die ganze Welt gesegelt. Ich hoffe, dass wir Karten finden, auf denen ihre Reisen und Handelskontakte beschrieben sind.«

»Wie es scheint, müssen die Geschichtsbücher demnächst umgeschrieben werden«, sagte Austin.

»Wir haben ja erst an der Oberfläche gekratzt, Kurt«, sagte Zavala. »Es gibt noch jede Menge Fundstücke aus dem Wrack zu bergen.«

Austin blickte aufs Wasser. »Wie kommt Mrs. Hutchins mit all dem Trubel zurecht?«, fragte er.

»Als wir Thelma von dem Bergungsprojekt erzählten, meinte sie, dass es vielleicht doch zu unruhig für Hutch wird«, sagte Zavala. »Sie war damit einverstanden, dass wir seine sterblichen Überreste an Land bringen, wo sie dem alten Knaben etwas näher sein kann.«

Austin gratulierte dem Team zu den beeindruckenden Erfolgen. Dann ruderte er mit Carina zum Catboat zurück. Als sie den Anker einholten und die Segel setzten, rief Saxon: »Wir sehen uns am Sonnabend, Carina.«

Sie winkte zurück, und wenige Minuten später glitt das Segelboot unter einer steten Brise aus Südwest über die Chesapeake Bay. In einer ruhigen Bucht ankerten sie schließlich, um etwas zu Mittag zu essen. Austin ging in die Kabine und kam mit einer Flasche Champagner und zwei Gläsern zurück. Er schenkte ein, und gemeinsam stießen sie an.

»Ich muss dir etwas sagen«, begann Carina.

»Das habe ich mir nach Saxons Bemerkung bereits gedacht.«

»Saxon hat neue Hinweise auf das Grab der Königin von Saba im Jemen gefunden. Er möchte, dass ich ihm bei der Suche helfe. Ich kann zwar immer noch nicht fassen, dass ich Sabas Nachfahrin bin, aber ich würde mir doch gern mal ihre letzte Ruhestätte ansehen. Sie war immerhin eine großartige Frau. Also habe ich ja gesagt.«

»Du wirst mir fehlen, aber es klingt nach einem spannenden Abenteuer«, sagte Austin. »Wann soll es denn losgehen?«

»Wir fliegen in drei Tagen.«

»Irgendwelche Vorschläge, wie ich in der Zwischenzeit mit Eurer königlichen Hoheit umgehen sollte?«

»Du hast noch zweiundsiebzig Stunden, um es herauszufinden«, sagte Carina mit einem anzüglichen Lächeln. »Das dürfte mehr als genug Zeit sein.«

Austin stellte seinen Champagner weg und nahm auch ihr das Glas aus der Hand. Dann zeigte er auf die Kabine.

»Fangen wir am besten gleich damit an«, sagte er.